 Spindler


A. Teichel sc.

# Allerlei

— Gereimtes und Ungereimtes —

von

William Spindler.

Berlin.
Eswin Staude.
1873.



# Allerlei

## — Gereimtes und Ungereimtes —

von

**William Spindler.**

Berlin.
Elwin Staude.
1873.

An Dr. Johann Jacoby

in Königsberg i. Pr.

Von allen öffentlichen Charakteren achte, schätze und liebe ich Sie zumeist. Gestatten Sie mir, öffentlich Zeugniß dafür abzulegen, indem ich Ihren Namen an die Spitze dieser Blätter setze.

William Spindler.

# Vorwort.

Weiß der Teufel, wie's kam! Genug — in einer Nacht war's, und auf der Eisenbahn — es ist auch schon ein paar Jahre her — da fiel mir ein: „Du könntest doch eigentlich einmal all' Deine Sächelchen sammeln und drucken lassen. Vielleicht ist doch Einzelnes darunter, was noch wirken könnte und das deshalb verdiente, vor gänzlicher Vergessenheit bewahrt zu werden."

„Und wenn Du vor der Zeit sterben solltest," sagte ich mir weiter, „und ein wohlmeinender Freund käme auf den gleichen Gedanken — gewissenhafter und besser als Du selber könnte er es doch auch nicht machen."

Freilich fiel mir auch ein:

„Was! in dieser Zeit der politischen Wandlungen, in der so Viele, die Männer schienen, sich als hirn= und herzlose Schwätzer erweisen, sorglich bemüht, die eigene Vergangenheit zu vertuschen — da willst Du schonungslos den eigenen Entwicklungsgang vor Jedermanns Augen klar legen? mit all' seinen früheren Irrthümern, und ohne nachträglich, von Deinem heutigen Standpunkte aus, beschönigende Correkturen daran vorzunehmen?"

„Was! in dieser Zeit byzantinischer Speichelleckerei und allgemeiner Charakterlosigkeit, willst Du gegen den Strom schwimmen? Willst Dich selbst festnageln wie die Eule an den Thorflügel?“

Und wenn ich zweifelhaft gewesen wäre und einer Anregung bedurft hätte, um mein Vorhaben auszuführen, — dieser Gedanke, weit entfernt, mich abzuschrecken, hätte den Ausschlag gegeben.

Dennoch habe ich mich nicht sonderlich beeilt. Nun aber drängt es mich, zum Abschluß zu kommen und diese gesammelten Blätter der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Und wenn's dem Einen oder dem Andern sonderlich vorkommen sollte, — nun: so hat's mir doch selbst Spaß gemacht.

Berlin. 2. September 1872.

**William Spindler.**

# Inhalt.

(Die Gedichte sind mit einem * bezeichnet.)

Nie mögen Dich Deine Fußtapfen schrecken!

## An Edouard Claparède.

Es eilt die Zeit. Zurück zum Vaterland
Führt Dich nun bald von hier die flücht'ge Stunde;
Verharschen wird wohl nach und nach die Wunde,
Doch reißen nimmermehr der Freundschaft Band.

Denn wahren will ich, den mit güt'ger Hand
Du führtest in des Wissens Tempels Runde,
Den Geistesfunken, der aus Deinem Munde
In meiner Brust ein tiefes Echo fand.

So leb' denn wohl! Und muß ich Dich auch meiden —
Es soll Dein liebes Bild mich stets umweh'n.
Nicht zürn' ich dem Geschick, das Dich heißt geh'n:

Ein süßer Trost, der bleibt mir ja beim Scheiden:
Erinn'rung ist es an vergang'ne Freuden,
Und Hoffnung auf ein einstig Wiederseh'n! —

August 1857.

---

Antoine-René-Edouard Claparède. Naturforscher. Professor der Akademie zu Genf, geboren 24. April 1832 zu Chancy, gestorben auf der Rückreise von Neapel, 31. Mai 1871 zu Siena.

## In ein Album.

Einfach, still und sinnig,
Ruhig, freundlich, innig,
Sei des Weibes Bild;
In des Lebens Stürmen —
Ob sich Wogen thürmen: —
Ruhig, heiter, mild.

Such' im stillen Walten,
Im geschäft'gen Schalten,
Nur sein Glück allein;
Und im kleinen Kreise,
Anspruchslos und leise,
Segen auszustreu'n.

Meid' den hohlen Schimmer,
Der, nur Tand und Flimmer,
Wahrhaft nie erfreut.
Trage jede Bürde
Voller Frauenwürde,
Und mit Heiterkeit.

Soll d'rum niemals keifen,
Heulen, schelten, kneifen —
's steht dem Weibe schlecht.
's Weib, von Gott geschaffen,
Es hat beſſ're Waffen, —
Die allein sind recht.

Soll auch nie sich brüsten,
Noch in Sünd' und Lüsten
Sinn und Leib entweih'n.
Tracht', anstatt nach Schätzen,
Nach 'nem keuschen Herzen,
Unschuldsvoll und rein.

Seine schönste Blüthe,
Stille im Gemüthe,
Die das Grelle scheut,
Sei die schöne, wahre,
Herrlich wunderbare
Stille Weiblichkeit.

26. Dec. 1857.

---

## Nächtliches Bivouac.

(24. Juli 1858.)

---

Es war gegen Abend, als die Batterieen in die angewiesenen Lagerplätze einrückten. In kurzer Zeit waren die Ställe aufgeschlagen d. h. Leinen an mehrere im Viereck aufgestellte Pfähle gebunden, die Pferde abgespannt und abgeschirrt, und die Posten vertheilt. Lustig im Winde flatternde Fähnlein bezeichneten das Bivouac jeder einzelnen Batterie.

Der zur Aufstellung gewählte Platz schien eher durch Gewohnheit als durch Vorsicht bestimmt zu sein. Soviel ist gewiß: was unserem Bivouac im Kriege an Sicherheit gemangelt hätte, wurde uns hier im Scheinkriege durch die Schönheit seiner Lage in der abendlichen Landschaft reichlich ersetzt. Mit dem Rücken lehnten wir an den Wald, dessen einzelne junge Ausläufer sich bis tief in's Bivouac hinein erstreckten; vor uns dehnte sich die Haide in ihrer einfachen Erhabenheit bis an den fernen Fichtenwald aus, der sie im Hintergrunde mit seinen dunklen Conturen schwach begrenzte. Gewitterschwüle lastete auf dem Bilde. Schwarze Wolken lagerten über uns, schwere Regentropfen fielen; wir hörten das dumpfe Rollen des Donners, bis der Wind das Gewitter gen Mitternacht über die Haide jagte, und fernes Wetterleuchten nur noch mitunter durch den blauschwarzen Himmel zuckte. Die Sonne hatte unterdeß im West, gegen Ende ihrer Laufbahn, noch einmal mit Allgewalt Wolken und Nebel zerstreut und sandte Abschied

nehmend ihre letzten Strahlen über die Haide; Halm an Halm glitzerte und glänzte, und die Haide verwandelte sich in ein leuchtendes Meer. Die Sonne sank tiefer und tiefer, zuletzt eine feurige, Alles durchglühende Kugel, hinter schwarzen Wolkenmassen verschwindend, die den Horizont umlagerten. Lange noch glühte der westliche Himmel, als die Nacht schon die Erde bedeckte und lichte weiße Nebel aufwallten. Kaum aber ruhte die Natur, so begann der Mensch zu wirken und zu schaffen: Kanonenschläge erdröhnten, brennende Fanale erleuchteten grausenhaft ihre Umgebung; Granaten und glühende Kugeln beschrieben weite Bogen durch die Nacht, Leuchtkugeln und Raketen fuhren zischend hinterdrein; — und dazwischen schwirrte und summte es vom Bivouac herüber wie lustiges Treiben einer geisterhaften Welt. Um die eigenthümliche Schönheit der Landschaft besser und mit mehr Ruhe genießen zu können, als auch um später dem Feuerwerke der Festungsartillerie näher zu sein, hatte ich mich mit einem Kameraden, nachdem das Gebet gesprochen und die nöthigen Befehle im Falle eines plötzlichen Aufbruchs gegeben waren, etwas vom Bivouac entfernt. Jetzt, als wir dorthin zurückkehrten, fanden wir die Scene wesentlich verändert. Weidlich tummelte sich Alles herum. Musikbanden spielten; von den Kanonieren tanzten einige oder sangen; andere hatten sich in's feuchte Gras gelegt, essend, trinkend, rauchend und dem bunten Treiben zuschauend. — Trübe dämmerte der Mond am Himmel, das wilde romantische Leben schwach beleuchtend; nur die nächsten Gestalten waren zu erkennen: der Nebel war zu dicht und undurchdringlich geworden.

Im lustigen Schwirren und Treiben ging's so einige Stunden fort. — Da plötzlich — horch! — ein fernes Signal, ein leiser, kaum geahnter Trompetenstoß; von Batterie zu Batterie immer schneller und lauter sich fortpflanzend, ertönt bald hier bald dort das Allarmzeichen — die Musik schweigt, der Gesang verstummt, die verschlungenen Paare lösen sich, — aus dem Boden scheinen die Gestalten zu erwachsen: — ein wirres Durcheinander, ein wildes Chaos, — und nach wenigen Minuten — ein Wunder der Disciplin — steht das Regiment marschfertig da.

Im trüben, bleichen Mondenlicht zogen wir, ein gespensterhaftes Geisterheer, stillschweigend über die Haide.

---

## Zum 5. April 1859.

(dem 10. Jahrestage des Kampfes bei Eckernförde).

„Wir wollen keine Dänen, wir wollen Deutsche sein!
Fort mit den sanften Reden, fort mit dem falschen Schein!
Soweit in deutscher Zunge ein deutsches Lied erklingt,
Soweit der deutsche Glaube mit fremder Tücke ringt;
Soweit soll deutsches Banner auf deutschem Grunde weh'n,
Soweit in deutschen Marken die deutschen Eichen steh'n.
D'rum fort der Waffenstillstand; das Schwert entscheid' allein,
Ob wir in Zukunft Deutsche, ob Dänen sollen sein!"

So scholl der Ruf am Belte. Auf's Neu' der Kampf beginnt.
Wo ruh'los auf der Düne der Ostsee Woge rinnt,
Am Eckernförder Strande, da war die erste Schlacht,
Da brachen deutsche Männer der Dänen Uebermacht.
Vom Morgen bis zum Abend entbrannte wild der Kampf,
Vom Donner dröhnt die Erde, gehüllt in Pulverdampf;
Vom Morgen bis zum Abend laut wüthete die Schlacht —
Da war zu deutscher Ehre die große That vollbracht.

Noch weht das deutsche Banner; noch dröhnt's vom Ufer her —
Da rastet von den Schiffen vergeb'ne Gegenwehr:
Laut prasselnd schlägt die Flamme aus Schart' und Luk' hervor,
Laut zischend leckt die Woge am Dänenschiff empor:
Da sinkt die stolze Flagge, der Danebrog, hinab —
Und feurig deckt ein Gluthstrom der Dänen nasses Grab.
Durch schwarze, schwere Wolken die Sonne niederrollt —
Und stolz im Winde flattert das deutsche Schwarz-Roth-Gold. —

Zehn Jahre sind vergangen seit jenem hehren Tag,
Zehn Jahre voller Trübsal, voll Schande, Noth und Klag'.
Es ist umsonst geflossen das deutsche Blut am Belt,
Umsonst ist hingesunken so mancher wack're Held.
Es hat der Dän' getrotzet im Würfelspiel des Mars —
Nicht seine Kraft und Stärke: — die eig'ne Lauheit war's;
Und nicht nur Lauheit war es, verhindernd jede That —
Es war am deutschen Volke der schmählichste Verrath.

Fluch! über jene Staatskunst, die, mit 'nem Judaskuß,
Aus Furcht vor Russ' und Britte, vollzog den Friedensschluß;
Die, eig'ner Kraft vergessen, die, eig'ner Ehre baar,
Verrath zu üben wagte an jenem Länderpaar;
An jenem braven Volke, das mit dem deutschen Schwert
So oft des deutschen Namens ruhmvollen Klang bewährt;
An jenem Brudervolke, das viele hundert Jahr
Der Deutschen Schirm und Wehre gen Dänentücke war.

Fluch! über jene Staatskunst, die, Fürstendank zu Lieb',
Die besten deutschen Männer umsonst zum Tode trieb.
Mag sie es einst entgelten vor Klio's ew'gem Thron,
Mag dorten sie empfangen den wohlverdienten Lohn,
Für Alle, die da modern auf Düppel'ns hoher Schanz,
Und die bei Kolding fielen, und Idstedt's Waffentanz;
Für Alle, die da sanken in Friedericia's Schlacht —
Für Alle, die zu Wittwen, zu Waisen sie gemacht!

Jetzt sind die alten Ketten mit neuer Wuth verstärkt,
Das Land der Doppeleiche in Banden eingepfercht;
Anstatt des hohen Liedes vom „meerumschlung'nen" Land,
Das wie die Brandung rauschte an deutscher Meere Strand,
Ein „Wehe den Besiegten!" erschallt vom Sunde her, —
Und jeder Tag auf's Neue bringt neue Trauermähr.
Die Besten sind vertrieben, verarmt, beraubt, verbannt,
Und trotz des Fürstenwortes verjagt von Hof und Land.

Das Recht, es wird zertreten mit unerhörtem Spott —
Die deutsche Sprach' geschändet, gehöhnt der deutsche Gott;
In's Angesicht geschlagen der alten deutschen Sitt',
Die niemals fremden Einspruch in Haus und Kirche litt: —
So steht die Doppeleiche, all' ihrer Zier beraubt,
Verlassen von den Brüdern, entästet und entlaubt.
Ein ganzes Volk, geknechtet, dem Drucke fast erliegt,
Indeß sich Deutschland träumend in seine Schande wiegt. —

Zehn Jahr' sind so vergangen in Kummer, Sorg' und Noth, —
Da dämmert an dem Himmel der Zukunft Morgenroth;*)
Es hebet sich auf's Neue der ritterliche Aar,
Zur Sonne wieder wendet den Blick er, sonnenklar; —

*) Die sogenannte „neue Aera" in Preußen.

Und seiner Fittig' Rauschen verscheucht die finst're Brut,
Die jahrelang geherrschet in rachegier'ger Wuth;
Die uns den Tag verdunkelt in trübe, dumpfe Nacht;
Die Deutschland zu 'ner Memme; zu Schurken uns gemacht.

Nun ist der deutsche Name nicht länger Schande mehr;
Nicht länger tragen Männer umsonst die scharfe Wehr;
Nicht länger sollen Mißgunst und Hader uns entzwei'n,
Nicht länger sollen Schurken das Banner uns entweih'n.
Ein einzig Band umschlingen soll Alle immerdar,
Urkräftig wie die Sprache, die Deutschland's Volk gebar;
Und Keiner bleib' vergessen am Belte und am Rhein: —
Wir wollen frei nach innen, nach außen einig sein.

Ha! lach' nur, trotz'ger Däne, und treibe deinen Spott, —
Noch lebt ein deutscher Glaube, noch lebt ein deutscher Gott;
Noch giebt's im deutschen Lande viel Männer waffenstark,
Das Herz voll Lieb' und Rache, den Arm voll Kraft und Mark;
Und ist sie auch verlassen, die heil'ge deutsche Sach', —
Es ruft im Volke täglich sich die Erinn'rung wach, —
Schamröthe färbt die Wange, Zorn steht im Angesicht, —
Und ist sie auch verlassen: — vergessen ist sie nicht.

Es schlägt wohl bald die Stunde, der Rache ganz geweiht, —
Dann auf! zum letzten Kampfe, dann auf! zum letzten Streit;
Dann zitt're, kleiner Däne; dann trotz' auf Russ' und Frank': —
Das Volk, das Rom gestürzet, zwiefachen Sieg*) errang, —
Das Volk, das wenn es einig, unwiderstehlich ist,
Sich leicht mit andern Kräften, als mit der Deinen mißt!
Dann gilt's noch einmal ringen, bis in der Rachestund'
Ein zweites deutsches Schlachtschwert ruht in dem Ottensund**).

---

*) Die Reformation.

**) Der Dänenkönig Harald hatte die Mark Schleswig, welche der deutsche König Heinrich gestiftet, (um's Jahr 948) erobert und mit Mord und Brand verwüstet. Da ist Otto I. wider die Dänen ausgezogen, über das „Danewirk" gestiegen und hat sein Heer siegreich bis zur äußersten Spitze Jütlands hinaufgeführt. Dort warf er, zum Wahrzeichen, daß nur das Meer seinem Siege Grenzen setze, seinen Speer in die Wogen hinab; davon heißt der Meerbusen dort der „Ottensund". (Duller. Geschichte des deutschen Volkes. I. 197.)

## Nach dem Abschied.

So hab' ich denn Euch All' verlassen,
Die Ihr mir seid so lieb und werth —
Es ist so neu; ich kann's kaum fassen:
Von Kummer ist das Herz beschwert.

So laßt den Einen Wunsch mich senden
Zum Lenker über'm Sternenzelt: —
Mag nie mich von mir selber wenden,
Mag scheiden nie vom bess'ren Selbst.

Dann werde ich in weiter Ferne
Euch bleiben immer lieb und werth,
Dann werdet Ihr getrost und gerne
Gedenken dess', der Euch gehört.

Dann werd' ich einst zurücke kehren,
Nach meiner langen Wanderschaft,
Bereichert durch des Lebens Lehren,
Gebessert durch die eig'ne Kraft.

11. Septbr. 1859.

## Eisenbahngesumme.

Und muß ich in der Jugend And'rer missen
Deine Liebe, Deine Sanftmuth, Deine Milde —
So will ich von der Jugend And'rer auch nichts wissen, —
Soll mich locken auch kein schöneres Gebilde!

11. Septbr. 1859.

## Köln am 3. Oktober 1859.

Endlich näherte sich der Zug dem Orte seiner Bestimmung — Köln. Ein schriller Pfiff ertönt; die Lokomotive hält; — wir sind am Ziel. Der langen Wagenreihe entströmt eine unübersehbare Menschenmenge. Denn von nah und fern!, aus allen Gauen des weiten Vaterlandes sind Tausende und aber Tausende herbeigeeilt, um den Ehrentag der fröhlichen Rheinstadt mitzufeiern, um mitzufeiern die festliche Einweihung der ersten stehenden Brücke über den deutschen Rhein. Lokomotive und Dampfboot sollen in wenigen Tagen an 70,000 Fremde herbeigeführt haben.

Mit dem ihnen eigenen Geschick wußten die Kölner auch diesmal wieder die Feier des Tages durch den der ganzen Stadt gegebenen festlichen Anstrich zu erhöhen; mit dem ihnen eigenen Geschick auch diesmal wieder die auf überfüllte Gasthäuser und Privatspeculation angewiesenen Fremden auszubeuteln.

Eine lebensfrohe und schaulustige Menge erfüllte in buntem Gewühl vom frühen Morgen an die Straßen und drängte durch ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen zum Domplatze hin. Ohne Zweck und Ziel, widerstandslos ihr folgend, trug mich die lebendige Woge bald dorthin. Es war in der That ein überraschender und erhebender Anblick, der sich dem trunkenen Auge des Beschauers daselbst darbot: — der weite Platz mit zahlreichen bewimpelten und beflaggten Mastbäumen, mit den für den Prinz-Regenten und die Behörden errichteten geschmackvollen Tribünen; begrenzt und weit überragt durch die im heiteren Morgenglanze der herbstlichen Sonne kühn emporstrebenden Pfeiler des ehrwürdigen Domes — und das Ganze erfüllt von einem freudig erregten Menschenmeer, das zwischen dem Dome und dem mit Blumen geschmückten Brückenportale ruhelos hin- und herwogte.

Kanonendonner und schmetternde Fanfaren verkündigten die Ankunft des Fürsten und den Beginn der officiellen Festlichkeiten. Der Regent, umgeben von den Prinzen und den Ministern, bestieg die Tribüne und wies mit lauten, königlichen Worten auf die hohe Bedeutung des nach vierjähriger angestrengter Arbeit beendigten Werkes hin. Er nannte es ein neues Glied in der Kette, welche die beiden Theile der preußischen Monarchie, welche Deutschland, welche Europa mit einander verbindet; er ermahnte das deutsche

Volk, stets dessen eingedenk zu sein, daß es ein wahrhaft deutsches, ein preußisches Werk sei. Lang anhaltender, nicht endenwollender Beifallssturm lohnte dem königlichen Redner. Seine Worte hatten in der Brust jedes Kölners, jedes Preußen, jedes Deutschen ein Echo gefunden.

Die nun folgenden officiellen Akte, als Vorstellung der Behörden, Fahrt auf der neuen Bahnstrecke, Festmahl im Gürzenich-Saale u. s. w. gaben dem Volke hinreichend Muße, sich bis zum Abend, wo ein brillantes Feuerwerk an den Ufern des Rheins abgebrannt werden sollte, nach eigenem Belieben zu ergehen; diejenigen ausgenommen, die von dem nach 1 Uhr stattfindenden Schifferstechen angelockt, dichtgedrängt auf der Schiffbrücke und an geeigneten Uferpunkten standen, um den ersehnten Augenblick der Abfahrt zu erwarten. Der letzte von drei Kanonenschlägen sollte hierzu das Zeichen sein; aber wie bei solchen Gelegenheiten mehr als sonst das Volk zu allerhand Späßen aufgelegt ist — und rasch und leicht fließt das Blut durch die Adern des Rheinländers und ganz giebt er sich seiner Freude, ganz seinem Schmerze hin — so auch hier: — Mancher unbefugte Kanonenschlag erdröhnte und helles Gelächter lohnte den ungeduldigen Schiffern, die, getäuscht, pfeilschnell hinausglitten, um langsam und beschämt, ihres Irrthums gewahr werdend, zurückzukehren. Endlich erdröhnt der erste Schlag — eine leichte Bewegung geht durch die Kahnreihe; der zweite folgt, der dritte — und, kaum vermag das Auge ihnen zu folgen, im gleichen Moment schießen 18 Kähne rheinabwärts. Vor ihnen her tänzelt auf leichten Wasserschuhen ein kräftiger Mann im Adamskostüm, der von Zeit zu Zeit sein Doppelruder weit von sich wirft und zur allgemeinen Belustigung der versammelten Jugend, ihm nach sich kopfüber in die nassen Fluthen stürzt, um dann von neuem sein schwankes Fahrzeug zu erklettern.

„O what a shame!“ lispelte an meiner Seite jungfräulich eine vierzigjährige Engländerin, indem sie mit dem Fächer die Augen bedeckte, gerad' als der kühne Hydromant sich denselben durch einen neuen Sprung in die grünen Wogen entzogen hatte.

Hurrahgeschrei von den unterhalb der neuen Brücke stehenden Zuschauern verkündigte das Ende der Wettfahrt. Der Zufall scheint auch seine patriotischen Launen zu haben: die beiden zuerst am Ziele angelangten Kähne waren mit den preußischen Farben geschmückt.

In den nun folgenden Stunden, in denen Jeder der Befrie-

digung seiner persönlichen Bedürfnisse nachging, bot Köln ein eigenthümlich belebtes Bild dar. In den Straßen ein buntes, mannigfaltiges, verworrenes Treiben: hier ein Mann im schwarzen, schlicht niederfallenden Sammetkittel, der Schönen seines Herzens, die aus dem geöffneten Fenster eines palastähnlichen Hauses auf ihn niedersah und ihn doch nicht bemerken zu wollen schien, auf der Drehorgel ein Ständchen bringend und stolz jede Gabe der Vorübergehenden zurückweisend; dort ein mit der Schellenkappe gezierter zeitiger Vorläufer der Fastnacht, der seine oft nicht eben artigen Späße unter lautem Beifall der nicht Getroffenen stets mit einem gutmüthigen „Geck lahs Geck elans!“ wieder gut macht; aus allen Gasthäusern und Restaurationen Gesang und Gläserklingen. Glücklich, wer dort an den stets sich wieder füllenden Tischen ein Plätzchen erobern kann!

Aus dem wilden Getreibe der Straßen flüchtete ich mich in die Einsamkeit des Domes, des zum ersten Male Erschauten. Gewaltig war der Contrast. Während draußen sich die Volkswogen wie Meeresbrandung an den starren Außenseiten brachen, herrschte im Innern die erhabenste Ruhe; und während dort, trotz der allgemeinen Fröhlichkeit die Brust sich beengt fühlte, von all' dem wechselvollen Treiben, dehnte sie sich hier und wurde weit und voll von der Einfachheit und Großartigkeit des herrlichen Raumes. Ein Wunder der Baukunst scheint er aller Maße zu spotten. Vergebens trachtet man darnach, ihn in seiner ganzen Größe zu erfassen; erst die vereinzelt in den Stühlen knieenden Betenden, erst die im inneren Chorumgang wandelnden winzigen Menschlein, vermögen dem Auge seine riesengroßen Dimensionen zu vermitteln. Gleich mächtigen Bäumen streben die Gruppen zahlreicher Säulen empor, hoch oben in eine Krone von Aesten gespalten und in spitzen Bogen mit einander verbunden. Und wie an einem heiteren Tage draußen im grünen Wald, spielen und irren zwischen ihnen durch farbige Glasfenster gedämpfte und gemilderte Lichtstreifen. Jede am Himmel vorüberziehende Wolke giebt dem Ganzen ein anderes Colorit und ändert den augenblicklichen Eindruck: im grellen Sonnenlicht jedoch, in dem die Fenster wundersam glühen, wie im matten, einförmigen Schatten: — immer ist der Eindruck gleich großartig, gleich erhaben. Der Beschauer geht auf in der Erkenntniß des vollendetsten Kunstgenusses, er vergißt seine Umgebung, seine Individualität, sich selbst. Eine Ruhe der Seele

kommt über ihn, ein unbeschreibliches Wohlbehagen, zugleich aber auch ein unnennbares Sehnen nach etwas Höherem, Unerreichbaren, das er in so ungewissen Umrissen längst mit den Tagen der Kindheit erloschen wähnte.

Wahrlich: die katholische Kirche hat es vortrefflich verstanden, durch gemeinsames Appelliren an alle Sinne gewaltige Erfolge zu erlangen. Und unsere kalte, nüchterne protestantische Kirche ist keine gelehrige Schülerin gewesen! Der Mensch vermag sich nur durch seine Sinne etwas zu vermitteln und anzueignen; so will er denn auch stets etwas sinnlich Wahrzunehmendes, Faßliches. Und wer wollte neben Bilderschmuck, Musik und Weihrauch die wunderthätige Kraft selbst jener kleinen Heiligenbilder in den katholischen Gebetbüchern leugnen? Fühlen doch unsere Frauen Gleiches, indem sie, unbewußt dessen, was sie thun, zu Einlege-Zeichen für ihre Gesangbücher kleine, zierliche Photographien nach italienischen Meisterwerken verwenden!

Eine wohltönende Stimme weckte mich aus meinen Träumereien. Vor mir stand ein freundlicher Mann, der mir mit den Worten: „„Für den Dombau, Herr,““ einen Teller entgegenhielt. Ich legte einige Silbermünzen hinauf und fragte:

„Wann wird der Bau muthmaßlich beendet sein?“

Um den Mund des Anderen spielte ein leises Lächeln, er stockte und sagte endlich:

„„Es giebt eine alte Prophezeiung: — wann Deutschland einig ist, oder vielmehr,““ setzte er hinzu, „„Deutschland wird einig sein, sobald der Dom fertig ist.““

„Das walte Gott!“ rief ich und verdoppelte meine Gabe.

Der Abend kam. Alles drängte zum Rhein. Das Panorama, das man von den Gärten der Deutzer Gasthöfe aus auf Köln hat, ist sonst schon eins der anmuthigsten und belebtesten. Um wieviel anziehender war es nicht an diesem Tage, von dem schwer erkämpften Plätzchen aus, in behaglicher Ruhe eine Cigarre rauchend, dem bewegten Treiben auf der Schiffbrücke, dem bunten Gewimmel so vieler festlich beflaggten Fahrzeuge auf dem breiten Strome und dem Summen und Schwirren aus der einem Ameisenhaufen vergleichbaren Häusermasse Kölns zuzuschauen. In weitem Halbkreise lagert sich die Stadt um den Rhein, das schöne Panorama, dessen hauptsächlichen Theil sie ausmacht, so anmuthig als großartig abschließend. Freilich ist der Gesammteindruck durch den Bau der

neuen Brücke bedeutend beeinträchtigt; muß der Architekt dieselbe auch als gefällig und kühn bewundern, muß Jedermann sie als ein Riesenwerk anstaunen: — hier stört sie auf's Unangenehmste die Einheit des Panoramas. In starrer, gerader Linie durchschneidet sie den malerischen Halbkreis und ihre gewaltige Masse zieht das Auge unwiderstehlich an, das nur mit Mühe und nach und nach das Störende derselben überwinden kann. Soll man deshalb aber klagen? soll man der „schönen Aussicht" wegen ein Werk von so hoher Bedeutung verwünschen? Das ist der Lauf des Jahrhunderts: Das schmeichelnde Horn des Schwagers Postillon verstummt vor dem schrillen Pfiff der Lokomotive und das Romantische des Reisens verschwindet mehr und mehr vor der „Alles gleichmachenden Hand des Eisenbähners." Erwerb ist die Parole, Industrie das Feldgeschrei unserer Zeit — und Industrie und Romantik schließen einander aus.

Mit diesem Gedanken und vollkommen ausgesöhnt mit der Brücke verließ ich bei einbrechender Dunkelheit meinen Sitz, um mich zu dem bevorstehenden Feuerwerk nach einem neuen Platz umzusehen. Es war auch wirklich Zeit, denn schon waren beide Ufer des Rheins von einer unübersehbaren Menschenmenge bedeckt, die Kopf an Kopf gedrängt, das erst in einigen Stunden stattfindende Schauspiel erwartete. Besonders günstig gelegene Punkte waren von ihren Inhabern den ganzen Nachmittag gehütet worden. Es dünkte mich sonderbar, wie so Viele des kurzen Genusses wegen, den ein rasch abbrennendes Feuerwerk bietet, ganze Stunden in seiner Erwartung verbringen konnten. — Aber geht es uns Allen nicht bei den meisten Genüssen ebenso? Die lange Zeit der Hoffnung und Erwartung, in der Jeder sich das Kommende nach seinem Naturell und so wie es ihm am meisten zusagt, ausmalt; und die noch längere der Erinnerung, bei der später mehr oder weniger die gleiche Selbsttäuschung eintritt, wiegen sie nicht vollkommen die kurzen Momente des Genusses auf?

Besondere Gunst des Schicksals und an solchem Tage um so dankenswerthere warme Empfehlungen an einige rheinische Holzhändler überhoben mich zum Glück der Sorge um ein geeignetes Unterkommen und ließen mich einer von den wenigen Glücklichen sein, die das Feuerwerk auf dem Rheine selbst erwarten konnten.

Nach acht Uhr bestiegen wir weit oberhalb des Bayenthors unser Fahrzeug. Es war von den Flößern nach Art der fliegenden

Brücken aus zwei überdeckten Kähnen nett und schmuck zusammengezimmert. Auf dem mit einem kunstlosen aber sicheren Geländer umgebenen Verdeck standen Tische, Stühle und Bänke. Für kalte Küche und gute Weine war reichlich Sorge getragen. Als die Gesellschaft beisammen war, wurden Flagge und Laterne am Mast aufgehißt und unter fröhlichem Jodeln der Schiffsleute ging's vom Lande fort. Wir waren ungefähr unserer Zwölf, junge und alte, aber all' lebenslustige Bursche. Wie konnte es da nach so froh verlebtem Tage und in so gehobener Stimmung anders sein, als daß schon manch' kräftig Rheinlied erklungen und mancher Flasche der Hals gebrochen war, ehe wir am Ort unserer Bestimmung anlangten. Oberhalb der Schiffbrücke und in der Nähe der Deutzer Seite warfen wir Anker. Andere Fahrzeuge gesellten sich zu uns und so entstand bald eine ganz ansehnliche Flotille, vom lustigsten und ausgelassensten Völkchen belebt. Da ging's hinüber und herüber, vom einen zum andern; da wurde gespielt und gesungen und manche Brüderschaft für die Nacht getrunken; und plumpte auch einmal Einer in's Wasser, so konnte das, wenn er nachher zähnklappernd auf dem Deck kauerte, der allgemeinen Heiterkeit doch keinen Abbruch thun.

Bald begann das prachtvolle Schauspiel.

Vom Bayenthurme stieg die erste Signalrakete empor. Mit Blitzesschnelle folgen ihr andere auf dem ganzen weiten Halbkreis. Krater entstehen, die unabläßig feurige Ströme in die Nacht hinausschleudern; brennende Fanale treiben, zahllosen Glühwürmern vergleichbar, den Rhein entlang, noch einmal vor'm Verlöschen hell auflodernd, um prasselnd zu verschwinden. In weitem Bogen eilen Leuchtkugeln und Raketen von einem Ufer zum andern, zischend hinein in den Rhein, hinüber, herüber. Gleich grimmen Titanen stürmen Feuerdrachen den Himmel hinan, sich höher und höher schlängelnd, hoch oben aus gewaltigem Rachen ganze Garben farbiger Sterne speiend, dann zerstäubend und machtlos herniedersinkend. Von beiden Seiten Kleingewehrfeuer und Geschützdonner. Der Pulverdampf ballt sich auf der dunklen Folie der Nacht zu grotesken Gestalten zusammen, die von bengalischen Feuern erleuchtet, in allen Regenbogenfarben schillern. Ein Flammengürtel legt sich um die Ufer, in ewig wechselnden Farben immer neue Effekte hervorrufend; von den zinnengekrönten Befestigungen, vom Dome und von der Brücke strömen die Feuer hernieder: in hüpfen-

den Kaskadellen, in gewaltig und unwiderstehlich niederprasselnden Kaskaden. Die Nacht wird zum Tage, die Mondsichel wird gelber und gelber und erbleicht vor der Pracht künstlicher Sonnen. Und das ganze wunderprächtige Bild verdoppelt und vervielfältigt im Spiegel des Rheins.

Durch die Feuer hindurch trug ein Dampfer den Prinz-Regenten, überall begrüßt von tausendstimmigem Vivat- und Hurrahgeschrei eines freiheitsliebenden, seines Werthes sich bewußten Volkes. Die Begeisterung brach sich in schönen Tonwellen Bahn: des Deutschen Vaterland, das hier und dort angestimmte Preußenlied, die Volkshymne und manches andere Lied erklang; aber sie alle gingen auf in Einer Melodie, die von Mund zu Mund, von Herz zu Herz sich mit rasender Schnelligkeit fortpflanzte und brausend zum Himmel aufstieg, in:

„Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ —

Tiefe Nacht. Die Krater sind verstummt, mit ihnen der Donner der Geschütze; die Sonnen sind verblichen, die Gluthströme versiegt, die letzten Feuer erloschen. Das Ganze ist geworden, was es von Anfang an war: — ein wunderbar prächtiger Traum, mächtig in der Erinnerung, fortlebend und fortwirkend. Der Mond steht wieder siegreich am Himmel, die Nacht ist wieder in ihr Recht getreten.

Aber nur für die Natur, nicht für den Menschen. In den Häusern bleiben alle Fenster erleuchtet und in fröhlichen Zecherkreisen ertönt bis zum grauenden Morgen manch' kräftig Wort zum Lob und Schutz des alten Rheins und seines gold'nen Rebensaftes.

In unserer Gesellschaft befand sich ein Franzose, der sonst auch gar gern „in limites naturelles machte,“ heut aber offen genug war, einzugestehen:

„Que diable! Bei uns in Frankreich glaubt man, daß wir am Rhein Sympathieen hätten, und daß die Rheinländer ganz gern wieder französisch würden; das, was ich aber heut sehe, stimmt schlecht damit überein.“

„„Das sagen's Ihrem Herrn Kaiser!““ rief ein graubärtiger Pfälzer über den Tisch herüber, und mit kräftigem Baß intonirte er und jauchzend fiel der Chorus ein:

„Der Rhein, der Rhein, der Rhein, und wär's nur um den Wein,
der Rhein soll deutsch verbleiben!“

## Zum 19. November 1859.

Zum ersten Male sollen Worte künden
Was sich für Dich in meinem Herzen regt: —
Ein Wort, das Alles Dir hinüberträgt —
O, Mutter, kann ich solch ein Wort erfinden?

Du wirst ja ohne Worte auch empfinden
Was ernst und heilig mir das Herz bewegt;
Ist doch nur das, was Du hineingelegt,
Nichts Anderes, darinnen vorzufinden.

So lass' mich denn, der in der Fern' muß weilen
An diesem Tag, der Dich uns hat gegeben,
Durch einen frommen Wunsch die Feier theilen.

Der ist es, Mutter: daß mein ganzes Leben,
Bis an sein Ende, fleckenlos und rein,
Ein leuchtend Nachbild mög' des Deinen sein!

Basel 1859.

## An Frau Henriette Clavel.

(Mit einem Blumenstrauß.)

Es schläft Natur den Winterschlaf, den langen,
Nur Schnee und Eis die Wolken niedersenden: —
Was könnt' ich da wohl Sinniger's Dir spenden,
Zum neuen Jahr, als duftig Blumenprangen?

Denn also, — in dem Winter, der umfangen
Mein Herz, seit's von der Heimat sich mußt' wenden —
Mit Blumen schmücktest Du mit güt'gen Händen
Den fremden Pfad, den einsam ich gegangen.

Ich kann Dir nicht mit gleichen Blüthen danken,
Die ewig duftend Deinen Sinn umranken: —
Die meinen sind 'nem frühen Tod geweiht!

Indeß die Deinen neue Knospen treiben
Und grün und jugendfrisch mir werden bleiben
Im dankerfüllten Herzen allezeit!

Basel, Neujahr 1860.

## Sonett des Verbannten.

(Zum neuen Jahr.)

Und wieder ist ein Jahr dahingegangen;
Das neue nah't: — wird es ein beff'res sein —
Wird endlich es das arme Herz befrei'n
Von seinem Hoffen und von seinem Bangen?

Das oft enttäuschte Herz mit dem Verlangen
Sich Einmal nur des Vaterlands zu freu'n, —
Das arme Herz, dem Nichts kann Ruh' verleih'n,
Als Hoffnung nur, die Heimat zu umfangen.

Doch still, mein Herz; was pochst Du so gewaltig
Bei dem Gedanken an das Vaterland — — —
Und leise betend meine Hände falt' ich:

Wenn immer ich noch keine „Gnade" fand,
Erlös' dann Du, o Gott, mich Aermsten baldig —
Lass' Ruh' mich finden — unter'm fremden Sand.

Basel, Sylvester 1859.

## Ein Tag aus einer Hochzeitsreise.

Es war an einem lauen Sommerabend zwischen acht und neun Uhr, als ich in meinen Plaid gewickelt und den rothen Fez auf dem Kopfe, so recht junggesellenmäßig liederlich in Zürich an meinem Fenster lag und gemüthlich rauchte. Die Sonne, der ich lange nachgeschaut hatte, war untergegangen und Dämmerung lagerte sich über die Straßen, von deren belebten Treiben ein Summen und Schwirren zu mir heraufönte, das mich so recht in's Dolce far niente einlullte.

Unter den vielen Gestalten, die unter mir auf der Straße vorüberwandelten, zog plötzlich ein ganz in Weiß gekleideter Student meine besondere Aufmerksamkeit auf sich. Er ging mit einer jungen Dame und einem ganz in einen langen Plaid gehüllten Herrn. Die kleine Gesellschaft gehörte ihrem Aeußeren nach den vielen Fremden an, die zur Sommerzeit so zahlreich das schöne Zürich durchströmen. Sie schien sich, obwohl vergeblich, zu bemühen, irgend eine Hausnummer ausfindig zu machen.

Ich hatte die guten Leutchen längst vergessen und gedachte gerade eines seit Jahren nicht mehr gesehenen lieben Freundes, an den die Erscheinung des einen Fremden mich ganz plötzlich und lebhaft erinnert hatte, als ein wiederholtes Klopfen an der Thür mich aus meinen Träumereien riß.

„Herein!"

Und herein tritt eine Dame mit Amazonenhut und Shawl, gefolgt von zwei anderen Gestalten, einer schwarzen und einer weißen. Ich springe auf, werfe Plaid und Fez in die Ecke: — allgemeines Stillschweigen.

„Die Herrschaften haben sich wahrscheinlich geirrt?" unterbreche ich endlich die peinliche Stille.

„„Nein, mein lieber William,"" antwortet der Schwarze und reicht mir die Hand.

„Claparède?!" —

„„Meine Frau — mein Schwager!""

Ich zündete sofort ein Licht an und wir setzten uns um den Tisch, auf dem in göttlicher Unordnung alles durch einander lag; das Weibchen und ich auf's Sopha, der Schwarze und der Weiße auf Stühle. Da wurde nun geschwätzt, wohl eine Stunde lang, deutsch und französisch bunt durcheinander, das Album ward durchblättert, Portraits wurden verglichen u. s. w. Der Weiße hatte Durst; und da ich im Augenblick nichts anderes bieten konnte, tranken er und der junge Ehemann meine Wasserflasche aus, gleich ohne Umstände — ohne Glas. „Junggesellenwirthschaft" war die Entschuldigung.

Der Weiße wollte Bier; ich sollte ihn in eine Kneipe führen. Dazu mußte ich mich jedoch erst ein wenig ankleiden; und da ich es der jungen Frau füglich nicht zumuthen konnte, dabei gegenwärtig zu sein, und der Ehemann keine Miene zum Gehen machte, so öffnete ich die Thür und warf meinen gesammten Besuch hinaus. Den Weißen traf ich dann später an einem bezeichneten Ort und kneipte mit ihm bis nach Mitternacht.

Für den nächsten Morgen war ein gemeinsames Frühstück im Hôtel Baur verabredet. Ich ging nach neun Uhr hin und als ich in's Zimmer trete, empfängt mich das junge Pärchen (seit drei Tagen erst verheirathet), er mit dem Amazonenhut auf dem Kopfe, sie mit des Bruders Studentenmütze; sie hatten einen Spaziergang über Tisch und Stühle gemacht und waren Beide ganz athemlos.

Beim Frühstück erfuhr ich Nourrisson's vier Monate vorher erfolgten Tod. Er hinterläßt seiner jungen Frau ein anderthalbjähriges Kind. Guter Nourisson! Da es mir nicht vergönnt sein sollte, Dich wiederzusehen — so soll dies mein Nachruf sein. Und dann fort mit den trüben Gedanken! Der Tod hat nichts gemein mit einem jungen Paar, dem das Leben sonnig entgegenlacht! Leb' wohl! — — —

Nach dem Frühstück ging der Weiße, der indessen beim Sonnenlicht stellenweise schon verdammt vergilbt aussah, wieder in die Kneipe zu anderen Studenten. Ich blieb bei „Monsieur" und „Mademoiselle". Sie tragen nämlich keine Ringe (nur aus Opposition gegen bestehende Gebräuche), und außerdem hatte sich das Frauchen noch so wenig an's „Madame" gewöhnt, daß ihr Mann und ich sie stets Mademoiselle nennen mußten. Nur wenn sie übermüthig genug ist, zu rauchen, und sie raucht bezaubernd nett will sie durchaus „Madame" sein.

Wir gingen in den Garten und ließen uns dort auf einer Bank nieder. Dicht vor uns im vollen Morgenglanze der dampfende See, seine malerischen Ufer und, mehr hingeduftet und geahnt als klar sichtbar — die Alpen. Es war ein herrlicher Morgen. Und an meiner Seite das verliebteste, närrischste Pärchen.

Sie aß Gras und Kräuter und Lindenblüthen; er suchte unter seinen Briefen einen gewissen heraus, um sie zu necken. Sie bittet mich um eine Cigarre und brennt sie an, um sie alle Augenblicke ausgehen zu lassen; er will das wiederholte Anzünden nicht leiden; sie setzt es durch. Sie findet es kühl und knöpft ihm besorgt den Rock zu und setzt ihm den Hut zurecht — er findet es warm und bringt alles wieder in Unordnung. Sie bläst ihm den Rauch in's Gesicht: — er droht zur Strafe Enthüllungen zu machen. „Je te le défends!“ ruft sie diktatorisch aus und stampft mit dem Füßchen auf den Boden. Im nächsten Augenblick wieder liegt sie ihm am Hals und bittet ihn inständigst, doch endlich vernünftig zu werden. Er antwortet neckend; sie springt wieder auf. „O! le Mephisto — qu'il est abominable, qu'il est ingrat!“ geht's von der einen Seite, „„Oh! que je suis devenu malheureux! ne vous mariez jamais, mon cher William!““ von der anderen Seite los. Schlag folgt auf Schlag — sie necken sich immerfort, balgen sich beinah auf der Bank, und sie mit der liebenswürdigsten Naivetät drückt sich dabei so fest an ihn, daß die unvermeidliche Krinoline sich zur Sonne erhebt und manchen, nur dem Ehemanne zukommenden Blick in's Reich der Unterröcke und blendend weißer Höslein erlaubt. — So geht's den ganzen Morgen. Er nennt sie, wenn er freundlich sein will, „ma chère cotelette“, will er sich dagegen den Anschein geben, zurückhaltend oder gar barsch zu sein, „Mademoiselle oder Mademoisellllll—e!“ (Cotelette von cote, Rippe, Eva, Eveline abgeleitet). Sie nennt ihn, je nach dem Grad der augenblicklich auszudrückenden Zärtlichkeit „Minet, loup, affreux, détestable und diable.“ Er beklagt sich, seine Lage so sehr verschlechtert zu haben; sie will Thatsachen, Beweise. Er will sich mit einem Einzigen begnügen: Bisher sei er gewohnt gewesen, Punkt sieben Uhr Morgens aufzustehen und zu arbeiten, jetzt sei einzig sie daran Schuld, wenn er länger liegen bliebe; und aus dem Arbeiten würde selbstverständlich gar nichts mehr. —

Verschämt erröthend hatte sie vor ihm gestanden. Jetzt aber

überschüttete sie ihn mit einer wahren Fluth ihres Ehestands-Lexikons. Aller möglichen Dummheiten beschuldigte sie ihn. Ich pflichtete ihr hierin natürlich bei. „„Que Monsieur veut dire par cela?““ „Tout ce que Mademoiselle y entendra!“ erwiederte ich, es ihr vollständig überlassend, auch in der Verheirathung eine Dummheit zu erblicken. — Ueberhaupt war ich weniger Zuschauer als dritter Theilnehmer, der sich bald über den Einen, bald über den Andern, bald über Beide lustig machte und der trotzdem von beiden Parteien stets als Schiedsrichter angerufen wurde.

Endlich ward sie ruhiger. Das wiederholte Anzünden der ohnedies schon zu starken Cigarre hatte nothwendig zur Folge, daß ihr ein wenig übel wurde und sie ernstlich befürchtete, „à piquer le renard“. Ich verstand diesen ihr eigenen technischen Ausdruck nicht; der Mann aber in gewohnter Freundlichkeit verdeutschte ihn mir sofort. — Wieder Krieg; — bald aber allgemeiner Friedensschluß, gefeiert durch einen harmlosen Spaziergang.

Bis zum Abend bummelten wir so in der Stadt umher, bald in Gesellschaft des Weißen, bald ohne ihn. Gegen sechs Uhr reisten dann die guten Seelen nach München weiter, nachdem ich mich ihnen gegenüber verpflichtet hatte, im September einige Tage mit ihnen am Genfersee zu verleben. Der junge Ehemann aber hat gleich sein mir früher, vor der Vermählung gegebenes Versprechen, sein Schlafzimmer mit mir theilen zu wollen, zurückgenommen: weil, wie er sagte, seine Frau sich durchaus nicht dazu verstehen wolle.

Das war der dritte Tag einer Hochzeitsreise am Ufer des Zürichersees. — Möge das ganze Leben Dir, Du herzig liebes Pärchen, vergehen wie der schöne Traum Deiner Hochzeitsreise!

Zürich, 3. Juli 1860.

## Mit einer Rose.

Rose, dornenlose,
Geh' zur Schwester hin
Und mit Frühlingsduft umkose,
Weiche ihren spröden Sinn.

Lehre sie die schöne Lehre,
Die nur lehrest Du allein:
Daß der Rose liebe Dornen
Wahren Werthes Zierde sei'n.

Aber lehr' sie auch die Lehre,
Daß der duft'gen Blüthe Pracht,
Und daß nicht der Schmuck der Dornen
Rosen erst zu Rosen macht. —

Rose, dornenlose,
Geh' zur Schwester hin,
Und mit Frühlingsduft umkose,
Läut're ihren spröden Sinn.

Daß sie immer in sich selber
Eine Rose möge seh'n,
Dornenlos trotz mancher Dornen,
Und in Dornen prächtig schön.

Daß sie Deine Reize erbe,
Sie bewahre allezeit: —
Daß in jungfräulicher Herbe
Strahle wahre Weiblichkeit.

Zürich, 1860.

# Lumpenfahrt.

## Reiseskizzen und Erinnerungen

aus einem

dreitägigen Lumpenleben.

(Den Genossen zur Erinnerung; der Mitwelt zur Bewunderung; den Nachkommen zur Nacheiferung.)

1860.

---

### Einleitung.

Lustig klangen die Gläser im Löwen zu Aarau.

Hinter den stets wieder sich füllenden Flaschen saßen fröhlich zechend fünf junge Leute. Von Nord und Süd, von Ost und West in Olten zum eidgenössischen Sängerfest zusammengekommen, wurden hier vor der Trennung noch einmal im munteren Gelage alte und neue Bekanntschaften befestigt.

In fröhlicher Weineslaune flogen Witzfunken hinüber und herüber über den Tisch, vom Einen zum Andern, vom schallenden Gelächter der Nichtgetroffenen begleitet.

Schon war die Zeit des Aufbruchs gekommen.

Noch einmal wurden die Gläser gefüllt. Da rief eine Stimme hell und fröhlich durch das Gewirre: „Zum Abschied denn — Allen zu Lieb, Keinem zu Leid — Vivat hoch, es leben alle Lumpen!" Da klangen die Gläser, da leuchteten die Augen, und aus Jedes Munde erschallte es zurück: „Hoch die Lumpen!" Wie heimelte das einen Jeden an; wie beeilte sich ein Jeder, sich und den Genossen ein volles Glas zu weihen. Das eine Wort, es hatte Alle elektrisirt.

„In vino veritas!" rief ein Anderer dazwischen — „wie wäre es, wenn wir den herrlichen Trinkspruch ein wenig verwirklichten? Wie wäre es, wenn wir uns einmal der trocknen, prosaischen Alltäglichkeit entschlügen, uns auf ein paar Tage unseres Berufs entledigten, um, unbekümmert um das, was man Anstand, Schicklich-

keit und Sitte nennt, und um das, was die Welt dazu sagen mag, — jugendtrunken die Poesie des Lebens zu genießen, und als Bettler, als Lumpen, zerfetzt und zerrissen, auf die Berge zu steigen?!" —

„Angenommen, angenommen!" ertönte es von allen Seiten zurück.

Schnell wurden die Hauptpunkte besprochen und folgendermaßen festgesetzt:

§. 1. Zur reglementarischen Lumpenausrüstung gehören graue Blousen, aufgetriebene phantastische Hüte, bunte Halstücher, lächerliche Schirme und zerrissene Stiefel.

§. 2. Allgemeine Brüderschaft für die Dauer der Lumpenfahrt.

§. 3. Niemand darf sich während der Reise rasiren.

§. 4. Niemand darf sich in Gegenwart Anderer eines Tuches zum Schneuzen der Nase bedienen.

§. 5. Nur Nachts darf reine Wäsche angelegt werden.

§. 6. Kleider und Schuhe dürfen nicht gereinigt werden.

§. 7. Es soll jeder Lump gehalten sein, nicht mehr als zehn Francs mitzunehmen. Das übrige zur Bestreitung der Reisekosten nöthige Geld muß erfochten werden.

Gegen sämmtliche Paragraphen ist in der Folge vielfach und wiederholt gesündigt worden; besonders zum großen Leidwesen der Börse gegen §. 7. Nur Rattatschin hat sich bemüht, den Bestimmungen dieses Paragraphen genau Folge zu leisten.

Nach einigen Wochen sollte die Ausführung vor sich gehen.

Dann noch ein Glas dem glücklichen Gedanken — und der kleine Zecherkreis stob nach allen Richtungen aus einander.

Das Wort ward zur That.

## Die erste Nacht.

Das waren fünf wunderliche Gestalten, die eines Abends in Luzern den Bahnzug verließen. Entsetzt ob der sonderbaren Erscheinung verstummten die sonst so schreifertigen und zudringlichen Plagegeister der Reisenden, als da sind: Lohndiener, Omnibusführer, Gepäckträger und dergleichen Gelichter.

Dem Einen erstarb sein monotones „Schweizerhof! Schweizerhof!" auf den Lippen und machte einem kräftigen Fluch des Er=

staunens Platz; — die Anderen wichen scheu zurück, als befürchteten sie, solche Gäste in ihr Hôtel zu führen.

Ohne im Mindesten durch den schmeichelhaften Eindruck, den sie hervorgebracht, alterirt zu sein, durchschritten unsere fünf Helden stolz und gemessen die Menge, um sich im feierlichen Aufzuge selbst nach einem Hôtel zu begeben. Ein wunderlicher Aufzug! Im sorgfältig erhaltenen Gänsemarsch — vorauf der Größte, zum Schluß der Kleinste — Alle in grauen Blousen, mit theils buntkarrirten, theils äußerst defekten Schirmen, rothen Halstüchern und polizeiwidrig aufgetriebenen Hüten; der Erste auf dem Rücken einen kleinen Handkoffer, die Uebrigen jeder eine — Hutschachtel tragend, — erreichten sie, eine wandernde Lumpen-Orgelpfeife, den Gasthof zur Krone; denn diesem war die sehr fragliche Ehre zugedacht. Vor der Hausthür blieben zwei zurück; die übrigen, mit sämmtlichen Hutschachteln beladen, traten in's Haus, um sich vorläufig als Gepäckträger Eingang zu verschaffen; denn einmal oben, waren es Kerle, die schon einem gesammten Hauspersonale trotzen konnten. Diese Vorsicht mußte wohl nicht überflüssig sein, denn die Gefahr, als Zudringlinge sogleich wieder hinausgeworfen zu werden, lag allerdings im Bereich der Möglichkeit.

Glocken schellen, Kronenwirth und Kellner stürzen diensteifrig die Treppen herunter, als sie auf dem Hausflur Tritte hören. Aber wie groß ist ihr Erstaunen, als sie anstatt wohlanständiger Fremden drei Lumpenkerle vom reinsten Wasser erblicken, die mitten durch die vor Schreck Erstarrten die Treppe gelassen mit ihrem Sortiment Hutschachteln ersteigen. Der Wirth ihnen nach.

„Wohin wünschen Sie?"

„Sonderbare Frage!" murmelt ruhig der Eine, „wo sind die Zimmer, die der Herr Bonvivant aus Aarau bestellt hat?"

„Ja weshalb? Sie sind doch nicht der Herr Bonvivant?"

„Wir bringen sein Gepäck."

„Ach so, dann legen Sie es nur dorthin."

Zum Glück erschienen jetzt die anderen Beiden.

„Dort kommen die Herren selber."

„Um Gottes Barmherzigkeit willen," flüsterte der Kronenwirth seiner Kellnerin zu, die Neuangekommenen schnell vom Kopf bis zu den Füßen musternd, „das sind die Herren? die sehen ja noch ruppiger als die übrigen aus! Was soll ich machen? mein

Haus ist ruinirt, wenn ich die Kerle auch nur eine Nacht beherberge, und von Bezahlen ist schon gar nicht die Rede!"

Rathlos umstand das gesammte Hauspersonal das Lumpenkleeblatt, das Schritt für Schritt sich zur Saalthür hinschob.

„Jesus Maria!" rief plötzlich das Mareikeli aus, dem längsten Gepäckträger das Licht unter die Nase haltend, „das ist ja der lange Herr Lorenz aus Aarau!"

Wonnigere Musik konnte einst den verzweifelten Gefährten des Columbus das langersehnte „Land! Land!" nicht gewesen sein, als es diese Entdeckung der Kellnerin dem Kronenwirth war. Jetzt fand sich der Scharfsinn des braven Mannes wieder zurecht; sein Haupt entblößte sich, und selbst öffnete er die Saalthür, die er bisher, von der Undurchdringlichkeit des Raums überzeugt, in höchsteigener Person gedeckt hatte.

Der lustige Lärm beim Nachtessen, so manche ihm unverständliche Rede, hatten den ab- und zugehenden Wirth, der, nachdem er sich von ihrer Zahlungsfähigkeit überzeugt hatte, ein besonderes Interesse an so seltenen Gästen nahm, neugierig gemacht. Einen erst kannte er; was mußte ihm daher nicht daran liegen, auch zu erfahren, wer die Uebrigen seien. Das Fremdenbuch ließ daher nicht lange auf sich warten. Ueber die Schultern des Schreibenden blickte der brave Mann in's Buch. Traute er seinen Augen nicht — oder was war die Ursache, daß er die Brille wischte, sie immer von Neuem zurecht rückte und doch nicht deutlich zu sehen schien. Nachdem er sich endlich von ihrer Klarheit überzeugt hatte, las er:

Josué Bonvivant, banquier et tapageur. Paris.
Dreistöckiger Lorenz, patentirter Schlagmeister. Jena.
William Schwindler, Freß- und Reserve-Schlagmeister, auch etwas Färber. Berlin.
Brother Jonathan, ohne Portefeuille. Baltimore.
Dr. Rattatschin, Schneider und Philosoph. Moskau.

Wieder klangen die Gläser bis tief in die Nacht hinein in dem bereits still gewordenen Hause. Die kleine Lumpengesellschaft hatte sich indessen um ein neues, der übrigen Lumpen würdiges Glied vermehrt. In dem Kronenwirth hatte sich bei dem übersprudelnden Jugendübermuth seiner Gäste die bessere Natur geregt, und selbst lange Mitglied einer wandernden Schauspielertruppe gewesen, hatte er dem Reiz nicht widerstehen können, sich auf einige

Stunden den Lumpen anzuschließen. Er mußte die Anmaßung büßen. Der Reserve-Schlagmeister, der heut zum ersten Mal debütirte, erwählte ihn zum Opfer seiner Handgreiflichkeiten und warf ihn bei jedem unschuldigen Anlaß unter lautem Halloh zur eigenen Thür hinaus.

„Das muß ein Metzger sein," sagte der stets gemüthlich zurückkommende Wirth, „ich merk's am Anpacken."

„Ja, der versteht es mit Ochsen umzugehen," rief lachend ein Anderer.

„Bravo! gut bemerkt!" erschallte es im Kreise.

Und so ging's fort, bis der Kronenwirth vom eigenen Weine voll, das Gesicht ganz mit verkohlten Pfropfen geschwärzt, auf dem Schlachtfelde blieb.

Doch auch bei den anderen Lumpen machte die Natur ihr Recht geltend; auch sie verfügten sich endlich auf ihre Zimmer.

An Ruhe war aber auch dort nicht zu denken. Die Kissen und Betten flogen aus einem Zimmer in's andere; nur mit Hut und Stiefeln und mit aufgespannten Schirmen, hin und wieder noch ein paar Vatermörder um den nackten Hals gelegt, durchwandelten die Weinseligen die Gänge des Hôtels, um sich gegenseitig gute Nacht zu wünschen. Reserve-Schlagmeister sprang, als er sich in's Bett zu legen glaubte, anstatt in dieses in eine Waschschüssel mit Wasser, wofür er sich beim Thäter Bonvivant, dem Tapageur, der sie ihm unter das Laken gestellt hatte, am nächsten Morgen mit einigen Püffen schadlos hielt, die hinreichend waren, denselben durch's Bett hindurch, das krachend auseinander ging, auf den Boden zu drücken.

Endlich ward's ruhiger. Einer nach dem Anderen entschlummerte sanft, um sich zu den neuen Heldenthaten des nächsten Tages zu stärken.

Das wunderliche Treiben der Lumpengesellen mußte jedoch in den alten Wänden des Hauses bedeutendes Aufsehen gemacht haben; denn am nächsten Morgen fand der erstaunte Hausknecht die Schuhe und Stiefel sämmtlicher anwesenden Fremden zu einer Konferenz über das Unerhörte vor Nr. 100 versammelt.

## Fechtstudien.

Alles will gelernt sein. Auch das Natürliche kommt uns oft seltsam vor, wenn Gewohnheit es uns noch nicht als selbstver-

ständlich hingestellt hat. So findet auch der Mensch, verdorben durch Erziehung und Umgebung, sich nicht sogleich wieder in seiner innersteigenen, in der Lumpennatur zurecht; die bequeme aber seltsame und Alles verspottende Tracht dünkt ihm eng und ungewohnt, und wo er ganz Mensch, ganz Lump sein will und sein soll, ist er ein trauriges Mittelding, ohne Halt, und trotz der besten Vorsätze wieder in die Erbärmlichkeit des sogenannten guten Tons und der Schicklichkeit zurückfallend.

Bis jetzt hatte die Nacht unser erstes Auftreten begünstigt. Wie wird sich aber der tolle Spuk bei Tageshelle ausnehmen? Werden wir unsere Rollen treu durchführen können? Diese Frage drängte sich uns Allen auf; besonders wegen des Bruders Rattatschin, der auch in der Blouse das zierlich feine, wohlanständige, philosophische Schneiderthum zur Geltung zu bringen suchte.

Nun, es ging dessenungeachtet. Beweis: Der erste Besuch galt dem Löwen von Luzern. Als der rothberockte Hüter Tritte nahen hörte, setzte er sich in die feierlich ernste Positur, um die Fremden mit seinem Löwen bekannt zu machen. Als er aber sah, welche Strolche ihn zu beehren kamen, da blieb er unschlüssig stehen, trat dann aus strategischen Rücksichten einen schnell ausgeführten Rückzug an, und machte sich schließlich ganz unsichtbar. Nun, wir haben den Löwen auch ohne den guten Alten gesehen und wohl nicht weniger Genuß davon gehabt, als wenn er uns seine Litanei dabei abgeleiert hätte.

Nach dieser guten Vorbedeutung fühlten wir uns hinreichend ermuthigt, um sofort an das schwierigste und doch auch ergötzlichste Geschäft des Lumpenlebens, an das — Betteln zu gehen. In verschiedenen Kneipen, in denen wir uns herumtrieben, machten wir die ersten Versuche mit: „Ein armer reisender Handwerksbursch' — seit drei Tagen keinen warmen Löffel im Leibe gehabt — bittet um einen kleinen Zehrpfennig" — und siehe da: das Geschäft ging, — einige kleine Münzen wanderten in unsere Hüte, — der Rubikon war überschritten, — die Lumpen waren fertig: — jetzt hinaus in's Weite!

Als wir das Dampfschiff betraten, da lachte Alles um uns her — Passagiere und Matrosen, von der vornehmen Lady bis zum armseligen Küchenjungen; selbst das Schiff lachte, das ihm der Bauch wackelte, als es den tollen Einfall applaudirend, mit den Rädern lärmend in's Wasser schlug. Die altehrwürdigen

Bergeshäupter am See streckten die Köpfe aus den Wolken heraus, um zu sehen, was denn unter das winzige Menschenvölklein gefahren sei; und selbst der alte Brummbär Pilatus ließ sich verleiten, die Wolken, die ihm die Aussicht verlegten, mit barscher Stimme fortzuscheuchen, um dann wie ein von übermüthigen Jungen gefoppter Alter den Hut desto tiefer auf die Stirn zu drücken. Auch Frau Sonne, die sich schon lange nicht mehr hatte blicken lassen, schaute, neugierig wie Frauen sind, zu einem Wolkenfenster heraus und mußte ob des nie gesehenen Anblicks so hell auflachen, daß der Himmel, der auch schon seit etlichen Tagen so verdrießlich und griesgrämig wie ein alter Hypochonder dreingeschaut hatte, sich völlig aufheiterte. Ein so frohes, herzliches Lachen ging durch die ganze Natur, daß die paar Regentropfen, die noch vereinzelt fielen, nur wie bei französischen Kaiserfesten, Freudenthränen sein konnten

Und wer hätte auch bei diesem Anblick nicht mitgelacht! Verrücktere, lumpigere Gesellen waren noch niemals auf dem Vierwaldstätter See gewesen — hatte die Sonne noch nie beschienen.

Nur wir Lumpen, der Gegenstand des allgemeinen Gelächters, blieben ruhig und unbefangen. Die buntkarrirten Regenschirme aufgespannt, als ströme der Regen hernieder, die Hüte in die verschiedensten Formen gedrückt, die rothen Halstücher in den mannigfachsten Variationen umgeschlungen, die Hutschachteln auf dem Rücken, — das Groteske der Erscheinung noch durch ein paar mit Bindfaden um die Hüfte befestigte Flaschen 1834er Karthäusers vermehrt, — ließen wir uns gelassen auf dem ersten Platz nieder.

Während der Fahrt machte es uns ein ganz absonderliches Vergnügen, vom ersten Platz aus die Passagiere des zweiten anzubetteln.

Namentlich erregte ein Landpfarrer, der sich mit dem Kapitain sehr angelegentlich über die fünf eigenthümlichen Gesellen unterhielt, unsere Aufmerksamkeit. Hatte er sich auf unsere Kosten lustig gemacht, so konnten wir es ja auch auf die seinigen thun. Suum cuique. Der gute Schwarzrock wurde also zum Opfer des nächsten Attentates ausersehen.

„Wer ist an der Reihe?"

Alles schwieg. Niemand wollte bei Sr. Hochehrwürden anbeißen.

„Reserve-Schlagmeister, ruppiges Luder, vor!“ rief Bonvivant aus, — und der Reserve-Schlagmeister ging.

Ehrerbietig und unterwürfig nähert er sich dem ehrwürdigen Herrn, hält ihm den Hut hin und bittet um einen kleinen Zehrpfennig.

„Ja, wenn es Ihnen nur Ernst ist,“ sagt der Pfarrer ganz verlegen und mustert den Bettler von oben bis unten.

„Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl,“ flötet salbungsvoll der arge Sünder und verdreht fromm die Augen.

„Ja, aber brauchen Sie auch Almosen? Sie sehen mir gar nicht darnach aus,“ stammelt der Pfarrer.

„Oh, Herr Pfarrer!“ ruft der Andere theatralisch aus und setzt sich in die gehörige Positur, „wenn ich Ihnen mein unaussprechliches Elend schildern könnte, wenn ich Ihnen sagen würde, daß all' mein irdisch Hab' und Gut aus diesen drei Gegenständen besteht (hierbei wies er auf Pfeife, Tabacksbeutel und auf die umgebundene Flasche Karthäuser), gewiß thäten Sie dann Ihre milde Hand auf und unterstützten mich in meiner Noth mit einer Kleinigkeit.“

„Mach' gute Miene zum bösen Spiel,“ mochte eine innere Stimme dem Pfarrer wohl in diesem Augenblicke zugerufen haben; er zog wenigstens die Börse und gab dem noch immer demüthig vor ihm Stehenden ein Zehnrappenstück.

„Gott vergelt's Ihnen tausend Mal,“ sagt der mit vielen Kratzfüßen, und setzt dann schnell kaufmännisch berechnend hinzu: „macht also hundert Franken.“ Dann wendet er sich zu den wartenden Genossen, die sich schier die Zunge abbissen, um nicht laut aufzulachen, und die errungene Trophäe hoch emporhaltend, ruft er: „Kinder, der gute Kerl hat mir zehn Rappen gegeben — Kellner, eine Flasche Champagner!“ — — —

Weniger sauer machte sich der dreistöckige Lorenz im Allgemeinen das Fechten. Er hatte sich einen kleinen Spruch auswendig gelernt, der mit den Worten schloß: „Armer reisender Handwerksbursche bittet um einen kleinen Zehrpfennig“, und den er gelassen das erste Mal herunterschnarrte. Machte das Opfer dann Umstände oder hatte nur die Börse nicht schnell genug bei der Hand, so hielt ihm der patentirte Schlagmeister kurz und bündig

den Hut vor die Nase, hob drohend die biedere Rechte und donnerte ihm ein kräftiges „Armer Handwerksbursche — Zehrpfennig!" entgegen. Wer dann noch nicht zahlte, mußte kein Geld haben oder eben solcher Lump wie der Bettelnde sein; in beiden Fällen war er dann natürlich frei. Zur Schande, oder wenn man will: zur Ehre der Menschheit sei es übrigens gesagt, daß unter letztere Rubrik nur Wenige gehörten.

In Weggis verließen wir zum großen Leidwesen der Mitreisenden den Dampfer. Kaum gelandet, statteten wir dem Wirth zur Eintracht, der in seiner Hausthür stand, einen stummen Besuch ab, sahen ihn dabei einige Sekunden lang stillschweigend an und schwenkten dann bei ihm vorbei in den benachbarten Löwen.

Ganz Weggis uns nach; einige Engländer ausgenommen, die an dergleichen Erscheinungen bei ihren reisenden Landsleuten wohl schon zur Genüge gewöhnt, sich auch hier nichts vergeben wollten und ruhig weiter angelten. Ihre Gesellschaft vermehrte sich darauf plötzlich um einige sonderbare Käuze, die langsam und bedächtig und mit einem Ernst, als hänge das Wohl und Wehe einer Welt davon ab, buntkarrirte Schirme in's Wasser hielten, um zu sehen, „ob die Fische beißen". Die Fische bissen aber nicht. Um so lieber hätten es freilich die Söhne Albions gethan, die mit einem wüthenden Seitenblick und mit manchem in die Zähne gemurmelten „God dam — bloody foreigners!" das Feld räumten. Zu ihrer Ehre sei inzwischen noch erwähnt, daß zwischen ihnen und den Neuangekommenen fast kein Unterschied zu merken war.

Nach einem im Löwen fröhlich eingenommenen Frühstück ward, da das Wetter sich mehr und mehr besserte, ein Besteigen des Rigi — stolz wie es Lumpen geziemt — zu Pferde natürlich, beschlossen. Bis zur Ankunft der edlen Klepper beschäftigte sich die ehrbare Brüderschaft bei immer vollen Flaschen wiederum, als Vorbereitung für kommende Gelegenheiten, mit Fechtstudien, aber nur im engeren Kreise und in anderem Genre. Als Gewinn trugen sämmtliche Lumpen diverse blaue Flecken, der Reserve-Schlagmeister obenein noch eine blutige, dickgeschwollene Lippe davon — als Erinnerung an einen schlagenden Beweis der Anhänglichkeit des dear brother Jonathan und an die Härte eines Stuhlbeins.

## Lumpenwahlspruch.

Fort mit allem Flittertand,
Jeder Schein sei jetzt verbannt.
Fort mit Kriechen, Bücken, Schmeicheln,
Speichellecken, Ducken, Heucheln!
Uns des Lebens recht zu freu'n —
Ohne erst zu fragen,
Was die Andern sagen —
Laßt uns Menschen — Lumpen sein!

Wer ein echter Lump will sein,
Thut's, der Wahrheit sich zu weih'n.
Sie allein im Lumpenleben
Ist das einzig wahre Streben.
Wollt ihr darum Lumpen sein,
Laßt's euch nicht verdrießen,
Ströme Weins laßt fließen:
Wahrheit liegt im Wein allein.

D'rum d'e Gläser frisch gefüllt,
Unsern Wahrheitsdurst gestillt!
Wahrheitsglühend woll'n wir trinken,
Wahrheitsvoll zu Boden sinken,
Ueberzeugt, daß nur im Wein,
Nur im Lumpenleben
Unser höchstes Streben:
Wahrheit — kann zu finden sein.

## Eine Cavalcade.

Endlich kamen die Pferde, — edle Klepper, würdig solcher Reiter.

Als wir in's Freie traten, war bereits Alles, was es in Weggis an Tagedieben gab, und deren Zahl ist nicht unbedeutend, auf den Beinen, um uns zu erwarten. So schnell hatte die Nachricht von unserer Ankunft die Runde durch den Ort gemacht. Und immer noch wuchs die Menge der Neugierigen, einer zog den andern herbei, die Fenster der Hôtels öffneten sich, Fremde und Einheimische, Wirthe und Kellner, Alles wies lachend mit den Fingern auf uns.

Die Hutschachteln waren unterdeß aufgeschnallt — wir saßen im Sattel — und fort ging's im lustigen Trab durch den Ort hindurch.

Es gehörte allerdings nicht wenig dazu, die nebenher laufenden Führer, und noch mehr, gar die abgetriebenen Klepper zum Traben zu bringen; aber wer hätte uns Widerstand leisten und welche Gesetze und Gewohnheiten hätten vor uns, den fünf Lumpen par excellence Stich halten können? Wie die Kreise, die ein in's Wasser geworfener Stein verursacht, sich vergrößern und erweitern, so erfaßte und riß unser Lumpenschwindel Alles mit sich fort, was mit uns in Berührung kam: Mitreisende, Wirthe und Kellner, Führer und Pferde.

Den Reigen eröffnete Bonvivant, der Tapageur und Banquier. Einen rothen Foulard nachläßig um den Hals geschlungen, den Hut, einen fast krempelosen Cylinder, der manchen Sturm erlebt, gentlemenlike aufgestülpt, war er in seiner ausgewaschenen Stallknechtsblouse das Musterbild eines dem stillen Soffe ergebenen, gleichgültig dreinschauenden Fuhrmanns.

Nach ihm kam Schwindler, der Freß- und Reserve-Schlagmeister. Mit dickangeschwollener, blutiger Lippe und einem Pflaster auf der Nase; an der Seite eine Tasche, aus der die zünftige Handwerksburschenpfeife herausguckte, daneben der aus buntem Kattun verfertigte Tabacksbeutel; unter dem linken Arm den unzertrennlichen Begleiter, einen gewaltigen Knüttel, in der rechten Hand und sich seiner als Reitgerte bedienend, einen alten grauen, äußerst defekten Schirm, aus der Hinterlassenschaft eines im dreißig-

jährigen Kriege verstorbenen Landpfarrers, ritt er einher: jeder Zoll ein Lump!

Ihm folgte mit seinen markirten Zügen und dem in beiden Hemisphären berühmten Galgengesicht, den roth und grün karrirten Regenschirm aufgespannt, der Bruder Jonathan. Stolz wie ein alter Recke seine Rosinante tummelnd, bildete er das vollendete Gegenstück zum Rattatschin, der, ein hülfloser Knabe mit meist erfrorenem Milchgesicht, wie Jemand geistreich bemerkte, auf dem hohen, plumpen Gaul hockte wie die Kröte auf dem Brunnenrohr.

Den würdigen Beschluß machte der lange dreistöckige Lorenz. Den hohen weißen Hut mit einer Sonnenblume und einem Farrenkraut geschmückt und keck auf's Ohr gesetzt, die Zipfel des rothen Halstuchs anmuthig zu diversen Knoten und Knötchen geknüpft, den gelb und rothen Schirm unter dem Arm, dazu von der gütigen Natur mit Leibeslänge verschwenderisch ausgestattet, erschien er dem staunenden Auge wie ein Zimmergeselle unter dem Vergrößerungsglas. Dazu das potenzirte Schelmengesicht mit den schlau zugekniffenen kleinen Augen, der Mund, um den wunderlieblich der Refrain seines Leib- und Magenliedes: „Tuback, Tuback, Tuback, back, back" spielte und der Umstand, daß er rücklings auf dem Gaul saß und seine langen Beine bis auf den Boden niederbaumeln ließ — all' das vereinigte sich, um ihn zur drastischsten Erscheinung des Lumpenquodlibets zu machen. Ihm galten denn auch zumeist die bewundernden Zurufe der uns bis zum Ort hinausbegleitenden, neugierigen Menge, ihm die wehenden Tücher und fröhlichen Grüße, die einige übermüthige junge Damen uns von den Fenstern aus nachsendeten, — Gunstbezeugungen, die er, der Zartfühlende, dadurch erwiederte, daß er fein und sittsam den fast haarlosen Schwanzstummel seiner Rosinante erhob und den Schönen damit die Abschiedsgrüße zurückwedelte.

An der Heiligkreuzkapelle machten wir Halt, um dem Geber alles Guten für ein paar Flaschen Wein, die der mit uns heraufgekommene Wirth dort auftischte, zu danken.

Dann ging's weiter. Das Kaltbad und die Furcht, dort die Frau Mama, die ihm das Leben gegeben, anzutreffen, zwangen Bonvivant, zu Fuß einen Seitenweg einzuschlagen. Aus ähnlichen Gründen begleiteten ihn Jonathan und der lange Lorenz. Unnöthige Furcht! falsches Schamgefühl, guter Bonvivant! Mit wel-

chem Hochgefühl hätte nicht die Mutter, die auf dem Altane stand, als Rattatschin und der Reserve-Schlagmeister vorüberritten, ausgerufen, wenn sie deiner ansichtig geworden wäre: „Sieh', welch ein Sohn!" Und was hätte wohl der gute Sohn geantwortet? Wahrscheinlich wie Egmont seinem Klärchen: „Ich versprach dir einmal spanisch zu kommen."

Im flotten Trab und unter lautem Hurrah ging's am Rigi-Staffel vorüber hinauf zum Kulm. Unterwegs trafen Rattatschin und Schwindler noch einige Bekannte, die schon von fern sich nicht genugsam ob des verrückten Aufzugs wundern konnten; auch mit den Lumpen eine kurze Zeit im Kulm kneipten, sich dann aber unsichtbar machten und auch später jede Gelegenheit, auf's Neue mit ihnen zusammen zu kommen, wohlweislich und überaus ängstlich vermieden.

Auf dem Rigi selbst war außer uns und einigen Nebelbildungen wenig zu sehen. Auch war es für einen Sommertag merkwürdig leer, so daß in dem großen Hause und an der Table d'hôte unter den pedantischen, kauderwelschenden Engländern, den rothbebänderten Knopflöchern der grande nation und den jöttlichen Jardelieutenants die Lumpen eine unbeanstandete Suprematie ausübten. Dem Verdienste seine Kronen! Das ging soweit, daß der lange Lorenz nach dem Abendessen ganz gemüthlich mit kräftiger Stimme sein Tubacks-Lieblingslied anstimmte und der Chorus lustig einfiel „Tuback, Tuback, Tuback, back, back!" — Bei den ersten Tönen hatten die noch anwesenden Gäste verwundert aufgeschaut, bei der zweiten Wiederholung des Refrains es aber vorgezogen, sich unsichtbar zu machen und uns den weiten Saal zu einer gemüthlichen Kneiperei allein zu überlassen.

Das Gesicht, welches der biedere Wirth dazu machte, sei mit dem Schleier der christlichen Nächstenliebe bedeckt.

Am nächsten Morgen weckten uns die langgezogenen Töne eines heiseren Alphornvirtuosen. Es war die „Reveille der Sonne." Schnell zu den Betten hinaus, in die Kleidung geschlüpft und hinaus auf den kalten, unwirthlichen Gipfel. Nach und nach kamen auch die übrigen Gäste, erstarrten Gespenstern gleich, herangewackelt, und in so wunderlichen Aufzügen, daß wenn Aeußeres allein dazu genügend wäre, man sie alle hätte für richtige Lumpen halten können.

Der Kampf der aufgehenden Sonne mit den sich ihr tückisch

entgegenballenden Nebeln und Wolken war wunderbar großartig. Lange schwankte er; da stieg die glühende Scheibe höher und höher, licht und hehr und mit Allgewalt entfaltete sie ihr Strahlenbanner, siegreich die Wolken durchdringend, die Nebel zerstreuend und über die im feuchten Morgenlanze daliegende reiche Landschaft ein volles Lichtmeer ausströmend.

Das Frühstück war eingenommen, die Pferde waren gesattelt, die Führer bereit. „Herr Wirth, die quittirte Rechnung!" Und dann „an die Pferde! — aufgesessen, Lumpenschwadron — Marsch!"

Im lustigen Trab, mit aufgespannten Schirmen und lautem Halloh ging's wieder am Staffelhaus vorbei, um die noch Säumigen zu wecken, daß sie erstaunt aufsprangen und Mann und Weib im Hemd neugierig an die Fenster liefen. Dann weiter zum Klösterli. Dort von den Kurgästen in pleno und mit Musik empfangen, wurde Halt gemacht und im Wirthshaus bei einigen Flaschen Wein unter allgemeiner Theilnahme eine improvisirte Lumpenquadrille aufgeführt. Zum Dank für die freundliche Aufnahme erklärten die beiden Schlagmeister dann, zur allgemeinen Belustigung der Gesellschaft gern Jeden, der es wünsche, zur Thür hinauswerfen zu wollen. Es hat aber nur Einer von dem freundlichen Anerbieten Gebrauch gemacht — ein lustiges Kerlchen und jedenfalls auch ein, nur als Alltagsmensch verkleideter, ursprünglich göttlicher Lump. Nach diesem kleinen Intermezzo wieder au die Pferde und vorwärts.

Die frische Morgenluft, das prächtige Wetter, der reichlich genossene Wein und der wunderherrliche Weg durch den duftig grünen Wald nach Goldau hinunter — all' das vereinigte sich, um uns in die angenehmste Stimmung zu versetzen.

So recht aus Herzensgrund empfanden wir die Glückseligkeit des freien Lumpenlebens.

Hoch das Lumpenleben!

## Solche Lumpen sah'n wir nie.

Durch die Sträucher, durch die Bäume
Huscht der junge Sonnenstrahl,
Küsset Blatt und Knosp' und Blüthe,
Bis sie All' erwacht im Thal.
Staunend seh'n sie uns fünf Reiter,
Und dann lispeln lachend sie,
Daß die hellen Tropfen fallen: —
„Solche Lumpen sah'n wir nie!"

Und es zirpt's im Gras das Heimchen,
Summend fällt der Käfer ein,
Und von seinem schwanken Äste
Schmettert es das Vögelein;
Jodelnd stößt in's Horn der Senne,
Von der Weide blökt's das Vieh,
Und in allen Bäumen rauscht es:
„Solche Lumpen sah'n wir nie!"

Selbst die Quelle murmelt leise:
„Von dem Fels im raschen Lauf
Durch die Länder hin zum Meere,
Dann zur Wolke wieder auf —
In dem tausendjähr'gen Wechsel,
Wo ich immer komm' und flieh',
Ruhlos weiter, weiter wand're: —
Solche Lumpen sah ich nie!"

Und wir Lumpenbrüder selber
Rufen, daß es laut erschallt,
Daß das Echo wiedertönet
Durch den duftig grünen Wald:
„Dreimal hoch das Lumpenleben,
Leben ohne Sorg' und Müh' —
Brüder, laßt es uns gestehen: —
Solche Lumpen war'n wir nie!"

## Der Mohr.

„O Muetter, lueg, lueg — e Mohr, e Mohr!" riefen ein paar Kinder verwundert aus, und liefen einem zweispännigen Wagen nach, der auf der Straße von Goldau nach Brunnen dahinrollte. Ein Mohr mußte im Kanton Schwyz wohl eine seltene Erscheinung sein; denn überall, wo der Wagen vorüberkam, blieben die Leute stehen, öffneten sich die Fenster, und schauten zu denselben erstaunte Gesichter, lange Hälse und ausgestreckte Fingerspitzen heraus. Es war aber auch ein sonderbarer Wagen. Vorn auf dem Bock beim Kutscher saß ein kohlpechrabenschwarzer Neger, den Kopf mit einem rothen Turban bedeckt, die Hände in Glacéhandschuhe gesteckt, die weiland weiß gewesen sein konnten; vor sich eine Auswahl Hutschachteln und unter dem Arm ein Sortiment farbiger Regenschirme. Hintenauf stand mit aufgespanntem Regenschirm ein langer Lakai — das mußte er wohl sein, denn er stand hintenauf, — und doch sah er trotz seines Gesichtes mit dem hohen weißen Hut und der Blouse gar nicht aus wie ein gewöhnlicher Lakai. Im offenen Wagen saßen drei Herren, die gravitätisch die ehrbaren Grüße der Leute erwiederten, — ernst und gesetzt und doch keineswegs wie vornehme Herren, sondern so merkwürdig aussehend, daß sie in jedem andern Lande, als der Schweiz, für polizeiwidrig gegolten haben würden. Der Kutscher in seiner kurzen blauen Jacke war eigentlich, wenn man sich's recht gestehen wollte, der einzige Anständige in dem ganzen Wagen.

„Das müssen sehr, sehr reiche, aber ganz verrückte Engländer sein," raunte man einander auf der Straße zu, und wies auf den Wagen. Das Gleiche mußten auch wohl einige wandernde Handwerksburschen gedacht haben, die des Weges kamen, denn sie liefen an den Wagen, und streckten die Hüte aus, um ein Almosen zu erhalten. Der Wagen hielt; plötzlich kommandirt eine wohlbekannte Stimme in demselben: „Hut ab!" und die Herren so gut wie der Lakai nehmen die Hüte ab, der Mohr, in Ermangelung eines solchen streckt die Hand aus, und alle Fünf fangen mit der erbärmlichsten Miene von der Welt an: „Arme reisende Handwerksburschen bitten um einen kleinen Zehrpfennig." Laut

lachend zogen die Andern von dannen, und der Wagen rollte lustig weiter.

In Brunnen hielt er vor'm Adler. Die Kellner stürzten hinzu, um den Aussteigenden behülflich zu sein, aber schon waren mit anerkennenswerther Dienstbeflissenheit wie's Wetter Rattatschin, der Mohr, und Lorenz, der lange Lakai, vom Bock und Trittbrett gesprungen, hatten den Wagenschlag geöffnet und Jonathan, Schwindler und Bonvivant durch die gaffende Menge und über Kellner und Dienstboten hinweg die Treppe hinaufgeschleudert. In ehrerbietiger Entfernung folgten sie ihnen dann mit Hutschachteln und Schirmen.

Im Adler ward bis zur Ankunft des Dampfers nach echter Lumpenmanier und unter allem möglichen Unsinn wieder gekneipt, wobei Rattatschin natürlich der Löwe war. Besonders waren es seine wirklich schönen Zähne, die, gehoben durch den dunklen Grund, mit der schwarzen Gesichtsfarbe und besagten weißen Handschuhen auf's Angenehmste kontrastirten und zu seinem nicht geringen Stolz allgemeine Bewunderung erregten.

Als wir das Schiff betraten, war der lange Lakei bereits wieder zum Herrn avancirt, und die Besorgung des Gepäcks blieb Rattatschin, dem schwarzen Kourier, allein überlassen. Der Kapitän begrüßte uns als alte, gerngesehene Bekannte, zugleich aber auf die neue Metamorphose eingehend, führte er uns mit ausgesuchter Artigkeit auf den ersten Platz. Und Staunen ergreifet das Volk umher — Alles drängt sich neugierig in unsere Nähe.

„O look this negro!“ rief ein junges Mädchen dem wohlbeleibten governor zu, einem ausgeprägten cockney-Gesicht Alt-Englands; — „quelle fameuse farce!“ brach enthusiastisch ein jovialer Franzose aus, — und eine alte, zahnlose Jungfer lispelte, sehnsüchtig schmachtend in Rattatschin's lachendes Maul schauend: „Ach Jott, ach Jott! watt for scheene Zähne!“ Mit einem Wort: Rattatschin war und blieb der Löwe des Tages. Vor dem Glanze seiner schwarzen Kouriersonne fingen selbst die drastischen Gestalten der übrigen Lumpen an zu erbleichen, — nur als Folie dienten sie dem glückseligen Doktor, der in der idealsten Stellung und mit einer wahren Wollust in den auf ihn gerichteten Blicken so vieler jungen Damen schwelgte.

Um den Eindruck noch zu erhöhen und die Neugierde der Uebrigen zu vermehren, sprach Rattatschin auf dem Schiff nur

russisch, die vier anderen Lumpen dagegen eine durch ihren Vokalreichthum allerdings sehr verdächtig klingende Phantasiesprache. —

Es war, als ob ein tolles Heer von Teufeln in Beckenried gefahren sei, nachdem die fünf Lumpen dort gelandet waren. In fast alle Häuser drangen sie mit der liebenswürdigsten Unverschämtheit ein; hier halfen sie waschen, trocknen, bügeln, dort Kartoffeln schälen, Flachs herrichten. Dann wieder umstanden sie ein hübsches Kind, das am Webstuhl saß; neugierig musterten sie den Mechanismus des letzteren, als hätten sie nie einen solchen gesehen; von den Feldern schleppten sie alte Weiber mit sich in's Wirthshaus, — die jungen kamen von selbst nachgelaufen. Bonvivant setzt sich in eine bereitstehende Kalesche, der Kutscher fährt fort, und kann erst nach vielem Schreien seines Herrn zum Halten und Umkehren gebracht werden, der dem Erstaunten deutlich macht, daß der Wagen nicht für Bonvivant, sondern für einen eidgenössischen Oberst bestellt sei; Lorenz läuft aus einem kleinen Kramladen, dessen Besitzerin eine gute Bekannte von ihm zu sein schien, hinaus, eine ganze Rolle seidenen Schuhbandes, dessen eines Ende er gefaßt hat, nach sich ziehend; die Uebrigen ergreifen es der Reihe nach je nach ein paar Ellen, und einer Schlange gleich bewegt sich die edle Sippe zurück zur Sonne.

Hier gelang es nach mancherlei Bemühungen einigen handfesten Mägden, den Mohren weiß zu waschen — äußerlich, wohlverstanden! Dann ward das tolle Wirthshaustreiben lärmend fortgesetzt, wobei zur besseren Unterhaltung ein Jeder an den gesunden Gliedern der Anderen seine Befähigung zum Schlagmeister nachzuweisen suchte. Ein Krieg Aller gegen Alle, der trotz manch' tüchtigen Puffs und manches hervorgerufenen blauen Flecks der Gemüthlichkeit keineswegs Abbruch that.

Bonvivant, der Kassirer, hatte inzwischen zur allgemeinen Freude neue Moneten aus dem Boden gestampft. Schon auf dem Rigi mit Schreck und Entsetzen die wachsende Schwindsucht der Börse wahrnehmend, hatte er sofort von Schwyz aus an einen Bekannten in Luzern um Hülfstruppen telegraphirt. Der Kapitän des nächsten Dampfschiffes sollte sie uns zuführen. Es war aber die Frage, ob sie derselbe dem als Lump unkenntlichen Bonvivant ohne Legitimation aushändigen würde; so beschloß Bonvivant denn zur schnelleren Erlangung des Zieles sich auf ein paar Augenblicke

als anständiger Mensch zu verkleiden. Anständig, um Geld zu erlangen! Traurige Konzession, die nur zu oft der Erbärmlichkeit dieser Welt gemacht werden muß!

## Der tanzlustige Doktor.

„Also die Herren wollen wirklich noch heut auf den Seelisberg?" sagte halb fragend, halb erstaunt die Kellnerin in Beckenried, als wir uns zum Aufbruch rüsteten. „Ja, liebes Kind," erwiederte der stets, selbst noch in der Verlumpung galante Doktor, „so leid es uns thut, von Ihnen zu scheiden — wir müssen weiter." „Das ist doch recht schade, daß Sie durchaus den Berg da hinaufklettern wollen, um oben vielleicht ein oder zwei alte Frauenzimmer zu finden, während Sie, wenn Sie hier blieben, sich gewiß die Nacht gut amüsiren würden." „Was, alte Frauenzimmer!" rief der Eine entsetzt, „wie das?" der Andere neugierig aus. „Ja!" kam die zweite Kellnerin, ein dralles rothbäckiges Mädchen, heran, „Lisbet hat Recht. Es sind so viele junge Damen hier in Pension, Engländerinnen, Französinnen u. s. w., die sich schon längst nach einem kleinen Ball gesehnt haben; nur haben bisher die Herren gefehlt. Wenn Sie also hier blieben" — setzte sie schmunzelnd hinzu, „so gäb's einen köstlichen Spaß."

„Was, einen Ball soll's geben! Kinder, wir bleiben hier!" rief Rattatschin schnell begeistert aus.

Jonathan aber meinte, das passe eben so wenig zum eigentlichen Plan unserer Fahrt als unsere Ausrüstung zu einem Balle. „O, das muß Ihnen keine Sorge machen," entgegnete schnell die Kellnerin, noch immer in der Hoffnung, uns dort zu behalten, „erstens habe ich ja gesehen, daß Sie auch andere Kleider bei sich haben, und dann wissen die Damen, daß Sie sehr feine Herren sind; — das sähe man schon an dem tollen Einfall, so zu reisen, haben sie gesagt; und sie wünschten wohl, Ihre Bekanntschaft zu machen, wenn" — „Weiß der Teufel," brummte der lange Lorenz dazwischen, „die Damen haben das Alles, und wir haben noch keine einzige von ihnen gesehen. Sie sind doch nicht unsichtbar?" — „Sie haben einen kleinen Spaziergang unternommen und müssen bald zurückkehren," antwortete das Mädchen, ohne sich im Mindesten aus dem Concept bringen zu lassen.

„Oh, Kinder, hört Ihr's, sie schmachten nach uns!" rief exal-

tirt der Doktor aus; „wollen wir uns selbst um den herrlichsten Jux bringen?“ — und sorgsam zupfte er unter der Blouse die Kravatte zurecht und bemühte sich, seiner Lumpenphysiognomie den höheren Stempel eines in Kultur verkommenen Schneidergesellen aufzudrücken.

Wenn ihm nur Alles so gut gelungen wäre! Aber vergebens verschwendete er seine Beredsamkeit; vergebens verpflichtete er sich durch seine angeborene Liebenswürdigkeit den Kameraden die vier schönsten Kinder Albions und Galliens zuzuführen — er, der ihrer Sprachen nicht einmal mächtig war; vergebens beschwor er uns bei Allem, was schön und angenehm sei. — Als er alle Bolzen verschossen hatte, da donnerte der Reserve-Schlagmeister, der bis dahin wohlweislich geschwiegen hatte, in einer wahrhaft catilinarischen Rede alle seine Gründe zu Boden. „Lumpen wollen wir sein — Blousen tragen — Natur- und anders kneipen u. s. w. — und nicht Soireen und Bälle mitmachen: dazu findet sich sonst genug Gelegenheit. Eine Fußreise wollten wir machen und haben bisher kaum zehn Schritt gethan und scheuen uns jetzt, einen Berg hinaufzuklettern? Außerdem ist das Ganze Schwindel und nichts als eine hoffentlich verfehlte Wirthshausspekulation; und wenn's selbst wahr wäre und wenn heut die schönsten Kinder hier tanzten, — wäre das noch lange nicht werth, daß wir aus unsern Rollen fielen.“

Der gute Reserve-Schlagmeister. War es allein des Prinzipes wegen, daß er den armen Rattatschin so aus allen Himmeln stürzte, oder war auch der Umstand Schuld daran, daß er, der vollendetste Lump von Allen, ohnehin kein Freund vom Tanzen, keine andere Kleidung bei sich hatte? Dem sei nun wie ihm wolle. Einer für Alle, Alle für Einen — hieß es bei der Abstimmung — es geht nach Seelisberg; und zwar, der See lag in seiner gewaltigen Schöne zu verführerisch vor uns, bis Treib im Nachen und von dort zu Fuß.

Vergebens war das Bemühen der Wirthsleute, uns keinen Kahnführer aufzutreiben; es gelang uns selbst schließlich, ihrer zwei anzufinden — und fort ging's.

Am Schwibbogen in der Nähe von Treib landeten wir. Sehnsüchtig schaute Rattatschin dem zurückkehrenden Schiffe nach. Mit jedem Ruderschlage, um den es sich weiter vom Lande entfernte, sank seine Hoffnung, die bis dahin noch immer wie ein Funken

unter der Asche fortgeglimmt hatte; hatte er doch selbst beim Aussteigen noch den Plan gehabt, mit Bonvivant allein im Boot zu bleiben und es dann schnell vom Ufer abzustoßen. Bonvivant hatte ihn in dieser Absicht bestärkt, — um ihn zu foppen, wie er sagte — wahrscheinlich aber, um im Fall des Gelingens die Früchte solch' frevelhafter Sonderbündelei selbst mitzugenießen. Denn weniger tanzlustig als der Doktor, war er bequemer als dieser und scheute die Anstrengung des Bergkletterns. Zum Glück verhinderte die Wachsamkeit der anderen Lumpenbrüder das Attentat, das um so gefährlicher werden konnte, als mit dem Bruder Bonvivant nicht allein der Tapageur, sondern auch der Banquier und Kassirer zum Teufel ging.

Nun ging's an's Steigen. Vorauf, frisch und fröhlich, Bruder Jonathan und der dreistöckige Lorenz, beides rüstige Bergsteiger; weit hintennach, mühsam und kurzathmig, Bonvivant, und seufzend und winselnd, und Müdigkeit mehr simulirend als empfindend, Rattatschin — beide vom Reserve-Schlagmeister unausgesetzt und erbarmungslos angetrieben.

Es war ein wunderbar prächtiger Abend.

Tief unter unseren Füßen der dunkelblaue See, auf dem noch einige Schifflein, zitternde Furchen nach sich ziehend, den Ufern zusteuerten. Hinter uns, trotzig und düster, der Pilatus, lieblich gemildert durch die in der abendlichen Beleuchtung verschwimmenden zarten Conturen des fernen Jura; und vor uns im Ost, wo die Nacht mit duftigem Nebelschleier schon die Thäler deckte — noch im Bereich der Sonne, und von ihr, der scheidenden, mit der letzten Gluth leidenschaftlich geküßt — riesengroß und gewaltig die glühenden Schwyzermythen.

Feierliche Stille herrschte in der Natur. Nur im Grase zirpte das Heimchen, und von den Aesten und in den Lüften zwitscherten die befiederten Sänger des Waldes ihr Abendlied, das lieblich abwechselte mit dem von der Alm herübertönenden melodischen Geläute der heimkehrenden Heerden.

Und in der prächtigsten Landschaft jubelten, seufzten und fluchten in den verschiedensten Tonarten fünf Käferknaben!

Bonvivant, der ungewohnten Anstrengung fast erliegend und ganz in Schweiß gebadet, fraß sich mühselig aber doch wohlgemuth von Kirschbaum zu Kirschbaum fort. Aber doch reichten seine Kräfte nicht aus, und als nun gar sein einziger Trost, die Kirschbäume,

aufzuhören schienen, da warf er sich müd' und matt auf die Erde: —

„O Mutter, die Finken sind todt!"

Da schwirrte es vor ihm in den Aesten, und laut zwitscherte die Antwort zurück; sein brechender Blick erschaut einen neuen Kirschbaum; mühsam erhebt er sich und wankt weiter. Und als er höher und höher kam und in vollen Zügen frische, freie Bergesluft athmete — da war er geheilt; vergessen war die Müdigkeit, und munter und lustig marschirte er vorwärts.

Anders war's mit dem Doktor.

Unglückseliger Rattatschin, was schweift dein Auge zurück zum Strand und zum stillen Geländer am See; — was zieht es immer und immer wieder zurück nach Beckenried, dem verlassenen? — sind es die Töne der Tanzmusik, die dein Ohr erreichen, daß du, erdrückt von den Mühsalen, dastehst vor der rauschenden Trauerweide, die dich umgirrt wie ein verliebtes Mädchen? daß du die Kravatte zurechtzupfst, die Schneiderphysiognomie aufsetzest und heimlich ihr erklärst, du seiest eigentlich gar kein solcher Lump, für den du erschienst und für den dich die Anderen ausgeben; — sind es die blonden Engländerinnen, die pikanten, brünetten Französinnen, die deinem geistigen Auge erscheinen, verzweifelnd darüber, um eine so günstige Tanzgelegenheit und um dich, du Adonis, gekommen zu sein? — sind sie Schuld daran, daß du mit dem leiblichen Auge nicht das Unglück gewahrst, wie es schnell einherschreitet?

Und wirklich näherte sich dieses letztere dem Armseligen, und zwar in der Gestalt des Reserve-Schlagmeisters, der, den wuchtigen Knüttel schwingend, schnell zurück kam, um den Säumigen aus seinen Träumen und der Umarmung der Trauerweide zu reißen und zu neuem Steigen anzutreiben.

„Hip, Hip! Hep, Hep! Vorwärts, Doktor!
Auf zum Galopp!
Wer will unter die Erzlumpen,
Der darf nicht zum Balle gehn,
Der darf nicht zum Balle gehn;
Der muß saufen, betteln, pumpen
Und darf niemals rückwärts seh'n —
Hop, Hop, Hop!
Doktor, lauf', lauf' Galopp!

Immer munter, immer munter —
Lauf Galopp,
Hop! Hop! Hop!"

„Himmel-Millionen-Kreuz-Schock-Schwerenoth!" schrie der Unglückselige und schlug wie ein Wahnsinniger mit dem Schirm umsich, „jetzt laßt mich ungeschoren, sonst gehe ich keinen Schritt weiter."

Aber „Vorwärts!" schallt's hinten, „Vorwärts!" schallt's vorn.

Und wieder nähert sich ihm sein unbarmherziger Dämon, der Reserve-Schlagmeister, und auf dem Knüttel wie auf einer Geige fiedelnd spielt er zur Polka auf und tänzelt vor dem Wüthenden her.

„Doktor, putz' dich, kämm' dich, wasch' dich schön —
Kannst in Beckenried zur Polka geh'n!"

Da war das Maß voll. Der arme Rattatschin warf sich in's Gras, drohte liegen zu bleiben oder umzukehren, auf keinen Fall aber einen Schritt weiter auf den verwünschten Berg zu thun. Erst der vereinten Anstrengungen der übrigen Lumpen bedurfte es, um ihn vom Boden emporzuziehen und weiter zu schleifen. Auf beiden Seiten untergefaßt, vorn gezogen und hinten gestoßen, ward er im Walzer die letzten holprigen Knüppelwege hinaufgeschleppt.

„Rattatschin will tanzen —
Auf machet Platz!
Auf machet Platz!
Dort in Beckenried —
Mit seinem lieben Schatz!"

„Der arme Tanzlustige! den perlenden Wein, den er schon an den Lippen gewähnt, so in Wermuth verwandelt zu sehen!

Doch auch seine Leiden sollten ihr Ende nehmen.

Come, what come may —
Time and the hour runs through the roughest day!

Endlich waren wir oben am Kurhaus auf dem Seelisberg angelangt. Die Kurgäste, meist Damen, die noch im Freien herumspazierten, stoben entsetzt aus einander, als sie unserer ansichtig wurden. Rattatschin indeß hatte sich noch schnell genug eines ältlichen Herrn bemächtigt, um ihn fragen zu können: „Kann man hier tanzen?" Der Andere, erstaunt ob dieser Begrüßung und

des nicht allzu salonmäßigen Aeußeren des Fragestellers, mißt ihn von Kopf bis zu Fuß; Rattatschin aber läßt sich so leicht nicht aus dem Text bringen, sondern fährt eifrig fort: „Hören Sie, bester Herr, könnte man nicht heut Abend hier oben ein Tänzchen arrangiren?“ Er erklärt dann noch, daß er keineswegs so ein Lump sei, auf welchen sein Aeußeres schließen lasse u. s. w. Aber vergebens hat er wieder die Kravatte zurechtgezupft; umsonst hat er in den liebenswürdigsten Weisen geflötet; der Alte ist verschwunden, seine Töne sind ungehört verhallt, der Wind hat sie von dannen getragen, und nur das Echo lacht höhnisch von Berg zu Berg zurück:

„Du stilles Geländer am See!“

„Watt!“ ruft der tanzlustige Doktor aus, „will mich denn Niemand hören! ist Niemand denn fähig, die Qualen eines tanzsehnsüchtigen Herzens zu empfinden und zu verstehen? So fahre zum Teufel, Tanzwuth! — Kinder, da habt Ihr mich wieder, ganz will ich wieder Lump sein!“

Auch er war gerettet.

## Seelisberg.

Auf dem Seelisberg wußte eigentlich Niemand, was er aus uns machen sollte, als wir bei einbrechender Dunkelheit in's Kurhaus traten. Scheu wich Alles vor uns zurück, und bewundernd drängte es sich wieder heran: — widerstreitende Gefühle, wie sie immer das wahrhaft Großartige und Erhabene hervorruft.

Das erbärmlichste Gesicht machte indessen der Wirth; er sah den Ruin seines neuen Hauses voraus; er sah es in Mißkredit gebracht, verlassen von den zahlreichen Kurgästen, einsam und verödet, wenn er uns beherbergte; — und doch blieb ihm keine Wahl. Und dabei waren die Fremden trotz aller Zerlumptheit nicht einmal bescheiden. Mit einem bündigen: „Herr Wirth, einen Salon und fünf Zimmer im ersten Stock“, fuhren sie den armen Mann an. Zwischen Furcht und Hoffen führte dieser sie die Treppe hinan. — „Dieses feste Auftreten — sollten sie doch etwa — doch nein, sie sehen zu ruppig aus — sie können nicht zahlen.“ Wie ein Dolchstich durchzuckte diese Ueberzeugung das Herz des biedern Mannes. „Wahrscheinlich“, dachte er, „brennen sie noch diese Nacht durch, und das gesammte Hauspersonal ist nicht stark genug, um ihnen Widerstand zu leisten — und die Hunde —!“ Ah!

da durchfuhr ein Gedanke sein Hirn. Laut genug, daß wir es hören mußten, sagte er zum Knecht, er solle nicht vergessen, die großen Hunde loszulassen; es sei bald Zeit. Mit einigen Anspielungen auf — die Polizei entfernte er sich dann.

Groß war das Erstaunen der zahlreichen Kurgäste, meist Baslern, gewesen, als sie uns hatten kommen sehen; noch größer aber ward es, als wir uns zur Table d'hôte — und im gleichen Aufzuge einfanden. „Wenn die Kerle nobel genug sind, mit uns zu speisen, dann" — so hatte man calculirt — „werden sie sich dazu auch anders ankleiden können."

Aber Irren ist menschlich — warum sollte Irren nicht auch baslerisch sein?

Vor dem gemeinschaftlichen Abendessen fanden wir noch Gelegenheit, mit der Gesellschaft näher bekannt zu werden. Voll und klar ging der Mond über dem Urnersee auf. Alles begab sich hinaus auf den dem See zugekehrten Vorbau des Hauses. Der Anblick war wirklich feenhaft prächtig. Die schneeigen Alpen, der dunkle See, übergossen mit zitternden, feuchten Lichtstrahlen — wer nur ein wenig Sinn für Naturschönheiten hatte, der mußte wunderbar von diesem geisterhaften Anblick berührt werden. Und warum sollten diese als geizig, geldstolz, heuchlerisch und als verknöcherte Fabrik- und Industrie-Menschen verschrieenen Leutchen, vulgo Basler genannt, nicht auch Natur kneipen und Mondschein athmen? Es kostete ja nichts!

So schwärmten denn auch Alle. Da rief plötzlich einer der Lumpen: „Mehr Licht!" Der Oberkellner, ein flotter Bursch' aus Würtemberg, der schon bei unserer Ankunft den Witz erfaßt hatte und davon ganz eingenommen war, verstand auch hier die Pointe, und pünktlich und schnell, wie in der Wolfsschlucht, stand er da, und präsentirte uns auf einem Teller eine Stalllaterne. „Trefflich bedient!" murmelte Kaspar Jonathan, „Dank, Samiel, Dank!" Und wahrlich, besser konnten Lumpen nicht bedient werden als von diesem Oberkellner.

Der höhere und ästhetische Genuß eines Mondaufgangs bei Laternenbeleuchtung war indessen einigen Baslern und namentlich einigen jungen Herren gänzlich unzugänglich. Denn während der Mond, der alte Gesell, über unsere Laternen-Concurrenz so weidlich zu lachen anfing, daß sich sein breites Gesicht ganz verzog; und während die Gesellschaft im Allgemeinen ebenfalls an dem un-

schuldigen Scherz Antheil nahm und besonders die Frauenzimmerchen uns ihre Aufmerksamkeit zuwendeten; fühlten betreffende Herren, zur großen Classe der sogenannten Courschneider gehörig, sich so unangenehm davon berührt, daß einer von ihnen, ein Pfarrerssohn, gesagt haben soll, man müsse so dumme und freche Kerle zum Haus hinauspeitschen. Zu seinem Glück hatten beide Schlagmeister es nicht gehört.

Doch das Verhängniß schreitet schnell.

Die Gesellschaft an der Table d'hôte des Kaltwasser- und Molkenkurhauses war ziemlich zahlreich. Es mochten wohl an achtzig Personen sein: meist Frauenzimmer und abgelebte junge Greise. Auf ihre Widerstandsfähigkeit läßt der Umstand schließen, daß wir mit mathematischer Genauigkeit berechnet hatten, es brauche für uns fünf Lumpen im Fall eines Konfliktes drei und eine halbe Minute, um sie sammt und sonders zur Thür hinauszuwerfen. Inbegriffen waren dabei Wirth und Kellnerinnen. Der brave Kerl von Oberkellner wäre neutral geblieben.

Man mußte seitens des Wirthes die Möglichkeit eines solchen Falles vorausgesetzt haben, denn man wies uns einige Plätze am Ende einer der drei Tafeln an, die längs den Wänden des Saals aufgestellt waren, und zwar so, daß zwischen uns und den übrigen Gästen ein leerer Raum von fünf bis sechs Fuß blieb!

Das Abendessen genügte jedenfalls zwei verschiedenen Ansprüchen: denen der Diät — denn es war fabelhaft dürftig — und denen des am liebsten geschlossenen Basler Seckels — denn es war zugleich auch billig. Mit letzterem wären wir schon zufrieden gewesen, wenn wir es nur auch mit ersterem hätten sein können! Das war aber geradezu unmöglich. Denn nach der Suppe kam etwas Fleisch und dann gleich das Compot. Unsere Lumpenmagen fingen an, ernstlich gegen solche allzu lumpige Behandlung zu rebelliren, und der Reserve-Schlagmeister gab dem allgemeinen Gefühl einen Ausdruck, indem er mit lauter Stimme durch den Saal rief: „Herr Wirth! Ist das Alles?" „Ja wohl, meine Herren," antwortete erschrocken das Männlein und lief schnell herzu: — „befehlen Sie vielleicht noch etwas?" Und nach kurzer Berathung rief mit Donnerstimme der Reserve-Schlagmeister dem vor

ihm Stehenden zu, so laut, daß es im ganzen Saal widerhallte: — „Fünfmal ein warmes Gabelfrühstück!“

„Ein Gabelfrühstück nach dem Abendessen?!“ fragte sich verwundernd die Gesellschaft, und Aller Augen richteten sich auf die hungrigen, aller Sitten spottenden Lumpen. Da erhob sich, wie Banquo's Geist, von unsichtbarer Gewalt getrieben, langsam und gemessen der Knüttel Reserve-Schlagmeisters über den Tisch, glotzte nach allen Seiten hin und verschwand dann eben so leise wieder.

Nachdem das Gabelfrühstück in Gestalt einiger gebratenen Hähnlein nebst Zubehör verzehrt war, hieß es: „Herr Oberkellner, jetzt das Compot vom Abendessen!“

Und wieder glotzten Aller Augen herüber — und wieder erhebt sich feierlich und in beredtem Schweigen der fürchterliche Knüttel! — — —

Längst war die Gesellschaft mit dem Essen fertig. Einige ältere Herren saßen noch an den Tischen, andere hatten sich zu uns gesellt, um von vier Lumpenbrüdern mit unschuldigen Witzen, und vom fünften, von Rattatschin, mit dem Geständniß seiner zarten Seele empfangen zu werden, daß er eigentlich kein Lump, sondern ein äußerst anständiger Kerl sei. Die jüngere Welt hatte sich unterdessen zu einem Gesellschaftsspiel vereinigt und schien dabei recht froh und heiter zu sein. „Wie ist es nur möglich, daß diese Leutchen bei einem solchen Abendessen noch so lustig sein können?“ fragte ganz gemüthlich und unter schallendem Gelächter Reserve-Schlagmeister sich und die Uebrigen; dann mischte er sich unter die Gesellschaft, den Hut auf dem Kopf, den Knüttel unter'm Arm — ein rechtes, echtes Lumpenbild!

Es war inzwischen spät geworden. Man hörte auf zu spielen, um sich zur Ruhe zu begeben. Da die Gesellschaft durch längeres Beieinandersein sich an Zusammengehörigkeit gewöhnt hatte, so war der Aufbruch ein allgemeiner. Ungefähr dreißig Kerzen schwirrten durch den Saal, alle nach dem Ausgang hin; die Männer suchten ihre Frauen, die Mütter ihre Kinder, — und zwischendurch schlüpfte, ebenfalls eine brennende Kerze in der Hand, schnell und gewandt Reserve-Schlagmeister, um — seine Frau Gemahlin zu suchen.

Es war ein urlächerlicher Anblick, diese Glühwürmerscene mit dem einen Lumpen dazwischen, der wie eine Eidechse bald hier-

bald dorthin huschte. Alles mußte lachen, — nur Einer, besagtes basilorisches Pfarrerssohn-Individuum, lachte nicht. Im Gegentheil: als der Reserve-Schlagmeister in seine Nähe kam, stieß er ihn absichtlich, so daß diesem die Cigarre aus der Hand fiel, und verließ dann schnell den Saal, sich hinter der Glasthür noch einmal mit verächtlicher Miene umwendend, als wolle er sagen: „Armseliges, erbärmliches Lumpengesindel." Der Reserve-Schlagmeister holte den Davoneilenden indessen bald ein und hielt ihm die Kerze so dicht unter die Nase, daß jener schnell zurücktaumelte. — „Herr!" donnerte er ihn an, und wieder hob sich der Knüttel, — da aber hatten ängstliche Damen bereits den edlen Basler von dannen geführt; der Oberkellner war hinzugesprungen, um den Schlagmeister zu beruhigen und auf den nächsten Morgen zu vertrösten. Als der Erzürnte sich zum Saal zurück wandte, da mußte er hell auflachen, denn hinter der Glasthür stand bereits in Reih' und Glied und kampfbereit die ganze Lumpenkompagnie.

Nun ging's zurück an den Kneiptisch; zum Entsetzen des Wirthes, der bei jeder neubestellten Flasche verzweiflungsvoll fragte: „Noch eine?" und zum Entzücken des Oberkellners, der nichts sehnlicher wünschte, als auch solch' ein Lump zu sein!

Nachdem wir den Oberkellner für den andern Tag in Betreff des Pfarrersohns gehörig instruirt hatten, übergaben wir ihm zur Aushändigung an diesen letzteren unsere Lumpenvisitenkarten mit dem Ersuchen, der junge Mann möge so freundlich sein, sich am nächsten Morgen zu einer kleinen Unterredung unter vier Augen auf Reserve-Schlagmeisters Zimmer zu bemühen. Zur gefälligen Ansicht sei dort inzwischen der Knüttel ausgestellt.

Bis tief hinein in die Nacht erklangen dann wieder die Gläser; selbst der Herr Wirth mußte mitkneipen, so sehr er sich dagegen sträubte. Erst, nachdem noch mancher Flasche der Hals gebrochen war, erbarmten wir uns eines leidenden Mitmenschen und begaben uns heiter und wohlgemuth auf unsere Zimmer.

Die Lumpengarde stirbt, aber sie übergibt sich nicht!

Unsere fünf übernächtigen und katzenjämmerlichen Lumpengestalten saßen am nächsten Morgen in aller Frühe schon wieder an derselben Stelle, um ein zweites Frühstück einzunehmen, an dem der Champagner reichlich floß, der den gewaltigen Kater, an

dem Jeder zu tragen hatte, heben sollte. Noch hatte sich von der übrigen Gesellschaft Niemand eingefunden. Als die Leutchen nun nach und nach kamen, um gemeinschaftlich Milch, Kaffee oder Molken nach ärztlicher Vorschrift hinunter zu schlürfen, da bekreuzten sie sich, denn sie konnten nicht anders als denken, wir hätten die ganze Nacht dort durchgekneipt.

Unser Pfarrerssohn ließ sich indessen nicht blicken. Dagegen kam eine Kellnerin zu uns, fing ein Gespräch an und erzählte uns im Verlauf desselben, der Herr, mit dem der Reserve-Schlagmeister am vergangenen Abend carambulirt hätte, sei der Herr H. aus Basel und heut in aller Frühe bereits abgereist. Aber wie der Sturmwind kam der Oberkellner daher und rief: „Was — der Herr H? Das ist nicht wahr; es ist der Herr W. aus Basel, und der ist nicht abgereist. Im Gegentheil, er muß bald kommen und dann werde ich ihm die Karten überreichen und Ihnen den Herrn zeigen.“ Die Kellnerin, wahrscheinlich von den Baslern bestochen, wußte gegen solche Argumente nichts Besseres zu thun, als sich stillschweigend zu entfernen. Der brave Oberkellner aber rief uns nach einiger Zeit leise zu, daß bewußter Herr aufgestanden sei und vor dem Hause spazieren gehe. Und der Reserve-Schlagmeister nahm den treuen Begleiter, den Knüttel, stand auf und stellte sich vor die Thür, um den Gegner schweigend zu fixiren. Der verschwand wieder. Der Oberkellner eilte ihm jedoch nach und überreichte dem nicht wenig Erstaunten die fünf Lumpenvisitenkarten.

Es dauerte nicht lange, so begrüßte uns ein netter ältlicher Herr auf's freundlichste und fing mit uns ein ganz gemüthliches Gespräch über den Zweck unserer Reise, die Dauer derselben u. s. w. an. Er mußte gar bald bemerkt haben, daß Rattatschin Recht hatte, und daß der Teufel nicht so schwarz sei als man wähne, und daß auch unter unseren Blousen ganz anständige Kerle steckten. Er empfahl sich daher nach einiger Zeit wieder. „Das war der Vater des betreffenden Herrn,“ raunte uns der Oberkellner zu. — „Ach so! eine Spionage, um das Terrain auszukundschaften,“ meinte der dreistöckige Lorenz, „nun, so werden wir doch bald das Vergnügen haben, den Herrn Sohn selber zu sehen.“ Der ließ, getröstet und ermuthigt durch den väterlichen Zuspruch, auch nicht mehr allzu lange auf sich warten. Die Thür öffnete sich, und anständig höflich grüßend und mit tausend Kratzfüßen kam er herein,

ging um unsere Tischecke herum und begab sich an seinen Platz. Ein stummes und herablassendes Nicken von fünf edlen Lumpenhäuptern erwiederte seine ehrerbietigen Grüße. Damit ließen wir, jedenfalls zur großen Genugthuung des besagten jungen Herrn, die Sache auf sich bewenden.

Ehe wir den Seelisberg verließen, hatten wir noch Gelegenheit, ein gutes Werk zu vollbringen, jedenfalls das beste auf der ganzen Fahrt. Es hing dort oben nämlich eine Büchse für die Armen. Dort hinein beschlossen wir die erfochtenen Gelder zu legen. Es war die bedeutende Summe von 1 Fr. 45 Ct. Auch ein trauriges Zeichen für die Schlechtigkeit dieser Welt: — fünf arme Schlucker nach zweitägigem Fechten — Fr. 1. 45!!!

Als die Geldstücke klingend den Boden der Büchse erreichten, da war es uns, als hörten wir die ersten Schollen Erde dumpf auf den Sarg eines theuren Freundes niederfallen, und leise entrang sich jeder Brust der Seufzer: „Ach! hätten wir sie nur wieder!"

Dann ein lautes „Halloh! zum Aufbruch! Herr Wirth, die quittirte Rechnung!" Der Wirth brachte unter Hoffen und Bangen die Nota. „Wir haben sie quittirt bestellt." Der arme Mann entfernt sich wieder und der Oberkellner bringt die quittirte Rechnung zurück. „Und nun Adieu und besten Dank!" — „Adieu?!" ächzt fragend das Männlein. — „Ah, wir haben noch zu bezahlen" — und Bonvivant legt den bereits abgezählten Betrag nebst einem sehr anständigen Trinkgeld für den Oberkellner auf den Tisch. Der verlockende Klang des Goldes erreicht wie Sphärenmusik das Ohr des Wirthes, sein erdfarbenes Angesicht belebt sich wieder, er holt tief Athem, und mit einem langen, langen Seufzer fällt ihm der zentnerschwere Stein vom Herzen, als er die Lumpen sich entfernen sieht.

Unter Jodeln und Singen und von vielen Damen der Gesellschaft begleitet, die schnell einen Spaziergang vorgeschlagen hatten, ging's fröhlich niederwärts, den gleichen Weg zurück, den wir am Abend vorher gekommen waren. Dort rauschte uns wieder die Trauerweide entgegen, vor welcher der tanzlustige Doktor geschmachtet hatte; dort winkten noch Bonvivant's Kirschbäume, und unten beim stillen Geländer am See lag schon wieder das bestellte

Boot, das uns hergeführt hatte und nun nach Beckenried zurückbringen sollte.

Es war eine lustige Fahrt — der würdige Abschluß der Seelisberger Abenteuer. Die fünf übermüthigen Lumpen balgten sich unter einander, daß den armen Schiffern angst und bang ward, ihr Kahn, der von einer Seite zur andern schwankte, daß das Wasser strömend über Bord floß, könne mit der gesammten Ladung zum Teufel gehen. Doch — il y a un Dieu pour les ivrognes! Und das waren wir — wenn auch nicht weinesvoll, denn —

„Trunken müssen wir Alle sein —
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein!"

Auch ein anderes nicht minder gefährliches, aber ungemein poetischeres Abenteuer ward glücklich überstanden. Von den steilen Felswänden winkten so lieblich die Alpenrosen hernieder, die den nackten, schwarzen Stein mit dem schönsten Schleier blühend bedeckten, daß in uns Allen der Wunsch aufstieg, unsere Hüte für die Heimfahrt mit diesen schönsten Kindern der Alpen zu schmücken. Jonathan, der lange Lorenz und ein Schiffsmann erkletterten dann auch vom Kahn aus die steilen Wände und brachten von ihrer gefährlichen Wanderung die zartesten Blüthen in reicher Fülle zurück.

So fand auch die Poesie ihr Recht. Auf dem in seiner ganzen Erhabenheit und in feierlicher Stille vor uns liegenden Vierwaldstättersee wurden Alpenröslein in den Distel- und Unkrautkranz der Lumpenfahrt geflochten.

## Alpenrose.

Alpenrose, Alpenrose,
Die du droben einsam blühst;
Ohne Duft, und dornenlose,
Jeden mächtig zu dir ziehst;
Du, ohn' Farbenpracht —
Sag', durch welche Macht?
Die du Zarte sinniglich
Deckst die öden Felsenmassen —
Kann ich deinen Sinn erfassen,
Sag', kann ich errathen dich?

Alpenrose, Alpenrose,
Die du dich an Felsen schmiegst,
Und im kümmerlichen Moose
Stolz und fest das Köpfchen wiegst;
Ohne Sorg' und Pfleg',
Ohne Kunst und Heg'
Auf dem harten, spröden Stein —
Sieh', dein selt'ner Reiz mich lehrt es:
Eig'ner Schönheit, wahren Werthes
Sollst du mir ein Sinnbild sein!

Alpenrose! Alpenrose!
Ueber dir Lawinenwucht,
Um dich her des Sturms Getose —
Unter dir die tiefe Schlucht.
Rings Gefahr und Tod —
Blühst du lieberoth,
Rufst uns stets die Lehr' zurück:
Wer erringen will, muß wagen,
Darf nicht zittern, darf nicht zagen: —
Nur am Abgrund blüht das Glück!

## Der Herr Focus.

„Bleiben Sie bei uns! Ich will Sie immer umsonst über den See fahren," rief der Kapitän, der uns — zum letzten Male, leider! — von Beckenried nach Luzern zurückgeführt hatte, lachend beim Aussteigen aus, „denn so lustige Fahrten mach' ich in meinem ganzen Leben sonst nicht wieder."

Er mochte Recht haben, der gute Mann; aber es ging nicht, die Minuten unseres Lumpenlebens waren gezählt.

Noch einmal, wie das Licht, das vor'm Verlöschen hell aufflackert, hatten wir auf dem Schiff den Lumpenschwindel bis zur höchsten Potenz getrieben. Mit Hülfe eines wandernden Musikanten war während der Fahrt ein Konzert arrangirt worden, bei dem der eine Lumpenbruder mit dem Schirm den Takt schlug, ein anderer sich seines Knüttels als Stimmgabel bediente, und die übrigen in ihren Alpenrosen=geschmückten Hüten, zur großen Freude des armen Fiedlers, die milden Gaben einsammelten.

Nun hieß es scheiden — scheiden von den Lumpenbrüdern, scheiden vom liebgewonnenen Lumpenleben!

In den letzten Augenblicken galt es, unserer Lumpenfahrt einen Denkstein zu setzen. Sie fanden uns zu diesem Zweck in feierlich wehmüthiger Stimmung um den Herrn Focus versammelt, der uns in einer längeren Rede, langsam und gemessen, die Hauptbedingungen auseinandersetzte, von denen eine gute Photographie abhängig sei.

„Sie müssen sich ganz still verhalten, keiner von Ihnen darf sich mehr bewegen; — so, jetzt richte ich den Focus; — aber mein Gott, Sie lachen ja; nun bewegen Sie sich gar; jetzt befinden Sie sich nicht mehr im Focus; — oh! jetzt ist der Focus ganz verrückt." — „Himmlische Barmherzigkeit!" brummte der lange Lorenz dazwischen, „da kann noch ein Anderer verrückt werden als der verdammte Focus." — „Ja, auf den Focus kommt's an, meine Herren, ganz allein auf den Focus. Sehen Sie, der Focus, das ist — nun ja, das ist der Focus" — „Sehr richtig bemerkt," interpellirte Jonathan.

„Also ruhig, meine Herren, — so, jetzt bedecke ich das Glas, mithin auch den Focus; nun schiebe ich die Platte hinein, — so, und jetzt nehme ich den Deckel erst ab, nachdem Sie zehn Mi=

nuten lang ganz ruhig gesessen und daran gewöhnt sind, sich nicht mehr zu bewegen. So — jetzt — — doch, da lachen Sie wieder, — jetzt ist der Focus nicht mehr derselbe und wir müssen wieder von vorn anfangen." — — —

Oh, der Herr Focus war ein sehr bedächtiger Mann, und störrisch und eigensinnig dazu; denn als in Folge seiner verdammten Manier die ersten beiden Aufnahmen nicht zum besten ausgefallen waren, mußte man ihm noch die schönsten Worte geben, daß er sich zu einer dritten bequemte.

Unterdessen ward's dunkler und dunkler. „Sonne stehe still!" rief Josué Bonvivant verzweifelnd aus. „Focus, beeile Dich," setzte der Reserve-Schlagmeister bittend hinzu.

Schon schwand unsere Hoffnung, uns verewigt zu sehen; denn die Sonne, die bis dahin lachend am Himmel gestanden hatte, war, wenn auch noch nicht untergegangen, doch mit Wolken bedeckt, und es fielen einzelne Regentropfen.

Schämte sich die Sonne, zur Verewigung solcher Lumpengestalten beizutragen? — O nein! o nein! der Himmel weinte nur, denn der Abschied von dir, o Focus, ist das Todesurtheil der Lumpenschaft und der Augenblick der von Einigen vielleicht vergeblich angestrebten Vermenschlichung.

„Dieses Mal bin ich zufrieden," schnarrte Herr Focus, als er mit der dritten Platte aus dem Atelier trat.

Gelobt seist Du, o Focus, von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Die Hüllen fallen — statt fünf herrlicher Lumpen stehen fünf armselige Menschenkinder da! — — —

Stärker strömt der Regen hernieder; ohne Aufhören weint der Himmel!

Und wenn er je wieder sich aufheitert, so ist es, daß sein Sonnenauge den Schauplatz der Lumpenfahrt erblickt, daß er sich der braven Kumpane erinnert und still vor sich hin lächelt

## Am Rheinfall.

O prächtiger Aufruhr! die Brust wird weit,
Das Auge begeisterungstrunken —
In deine gewaltige Herrlichkeit
Ist staunend mein Sinnen versunken.
Der Strom, der sich seiner Gewalt bewußt,
Im grimmigen Kampf mit dem Felsen;
Die Wogen, entfesselt, in wilder Lust,
Die donnernd hernieder sich wälzen!

Es kochet und zischet, es brüllt und dröhnt,
Vergeblich der Fels sich will stemmen —
Ein Wellengebirge! Der Felsen stöhnt, —
Er kann ja den Strom nicht mehr dämmen!
Und doch ist's ein Felsen, der längst schon stand,
Bevor man des Stromes gedachte —
Ein Felsen, begründet so fest im Land,
So fest, wie das Althergebrachte.

Und was ist der Strom, der mit ihm ringt?
Deſſ' Wellen wild anklopfen, —
Der Strom, der sich sein Bett erzwingt,
Was ist der Strom? — 's sind Tropfen!
Nur Tropfen sind's, die, ungekannt,
Bald kommen und bald gehen,
Die ohne Spur, und ungenannt,
Entstehen und verwehen —

Ein Einz'ler ist ein armer Wicht,
Der Fels verlacht den Kleinen, —
Den Strom verhöhnt er sicher nicht,
D'rin Alle sich vereinen!
Denn erst ein Strom, — er sich erzwingt
Den Weg trotz Felsendämmen — — —
Ein Volk, das um die Freiheit ringt,
Läßt das sich leichter hemmen?

Es kochet und zischet, es brüllt und dröhnt,
Laut brausen die Wasser es Alle:
„Und ob auch dort unten der Abgrund gähnt —
Hinein in gewaltigem Falle!
  Wir dulden keines Felsen Zwang!
  Wir sind der Geist, das Leben!
  Wir sind der Neuzeit Thatendrang,
  Entwickelung und Streben!“

Es wirbelt der Staub; und es glüh'n und sprüh'n,
Verklärt in den sonnigen Strahlen,
Unzählige Tropfen, die aufwärts zieh'n —
Die Opfer, die sind's, die gefallen.
  Im Kampfe blind das Schicksal mäht,
  Mag Mancher auch erliegen —
  Was kümmert sie's, wohin verweht — —
  Der Strom, er mußte siegen!

  O du mein Volk! das oft den Rhein
  Gefeiert in Gesängen,
  Daß endlich doch in's Herz hinein
  Dir seine Lehren drängen!
  Daß jeder deiner Söhne sich,
  Ein Tropfen, dar dir brächte —
  Es stünde besser wohl um dich
  Und um der Menschheit Rechte!

  Ein Strom wärst Du, ein Strom voll Macht,
  Befreit von allen Banden,
  Zu bess'rer, als der alten Pracht,
  Wie bald wärst Du erstanden!
  Ein einig Volk würd'st Du geehrt
  Im Rath der Völker sitzen,
  Wo jetzt — — — o soll denn ungehört
  Dein Strom nur — Schaum verspritzen?

Schaffhausen 1860.

## Sonnenaufgang.

Es graut der Tag. Es dämmert schon
Im Osten ahnungsvoller Schimmer;
Und weit und weiter zieht die Nacht zurück
Den duft'gen Schleier von der Berge Höh'n.
Du erster Strahl!
Vorbote des Lichts! Du erwachende Liebe,
Die dämmernd den Busen, den jungen, erfüllt,
Der schwellend sich hebt,
Lebens- und Liebebewußt. —
Und heller wird's; und thaugebadet
Erheben Halm und Blatt, und Blum' und Blüthe sich,
Im feuchten Morgenglanze
So klar und schön.
Mit Allmacht hebt die Sonne sich,
Wolken und Nebel, die tückisch geballten,
Siegreich zerstreuend, und glühend empor;
Und küsset die Erde mit zaub'rischem Lächeln,
Die jungfräulich bebt und glühend erröthet,
Daß es glitzert und glänzt — — —
Drunten die Fenster im Dorf,
Und der Tropfen im Grase,
Und am Baume das Blatt,
Und die Spitze des Kirchleins, des fernen,
Und die bläulichen Linien der Berge — — —
So glühenden Kuß,
Daß das All, das gesammte, das weite,
Erscheinet verklärt und in goldigem Glanze.
Ein Augenblick nur!
Vorüber der Zauber!
Die Sonne steht hoch am Firmament,
Und des Tages ernüchterte Farbe erfüllt
Leben und Welt,
Die wundersam, träum'risch noch eben erglühten!

Chaponost bei Lyon. 1861.

## Ein weißes Haar.

Sie liebte mich; — ich wußt' es auch,
Doch dacht' ich kaum daran;
Mich lenkten Sitte und Gebrauch
In eine and're Bahn.
Ich wollt' bei ihr nicht weilen,
Die Länder erst durcheilen,
Und sehen, ob kein ander' Weib
Ihr ähnlich war.

Sie klagte nicht; sie liebte mich
Und blieb mir treu und gut;
Und wenn auch Alles von mir wich,
Sie stand auf treuer Hut.
Die Andern mochten eifern,
Und mochten mich begeifern —
Sie wahrte ihren stillen Traum
Und sagte nichts.

Sie litt für mich; — ich wußt' es wohl —
Und trat mit Füßen sie.
Der Kummer ihr im Herzen schwoll —
Sie änderte sich nie.
Sie konnte es nicht fassen,
Jemals von mir zu lassen;
Ihr Kummer war ihr einzig Gut,
Den pflegte sie. — — —

Und als ich reuvoll niedersank,
In wonnevollem Schmerz
Den Arm um ihren Nacken schlang,
Sie preßte an mein Herz,
Und sie mit süßem Beben
Erwacht zu neuem Leben: —
Da fiel aus jugendlock'gem Haupt
Ein weißes Haar.

8. August 1862.

## Ich schaue Dir in's Auge —

Ich schaue Dir in's Auge,
Das blickt so fromm, so gut —
O allgewalt'ger Zauber,
Der in dem Aug' Dir ruht!

Ich schaue Dir in's Auge,
Mir wird so wohl, so weh:
In seinem feuchten Glanze
Ich selbst mich wiederseh'.

Es ist mein Bild, das sonnig
Mir drin entgegenlacht,
Wie heit'rer Frühlingsmorgen
Nach langer Sturmesnacht.

Mein Bild ist's, aber besser,
Veredelt und verklärt,
Das dort mit frommem Rufen
Jedweder Laune wehrt.

Da ist kein düst'rer Schwermuth,
Da stiert das Auge nicht,
Kein Hohn zuckt um die Lippen, —
Nein, Alles rein und licht!

Mein Bild ist's; ich erkenn' es,
Und doch — es ist es nicht —
Dein Herz, das war der Maler,
Dein Aug' als Spiegel spricht.

Es ist das Bild, das theure,
Das Du im Herzen trägst,
Für das Du liebes Herze
So heiß und innig schlägst. —

O wundervolle Augen!
Es strahlt aus euch zurück
So nie geträumte Wonne,
So nie geahntes Glück!

O schau' mich lange, lange
Mit diesen Augen an,
Daß ich in ihnen sehe,
Wie ich mich bessern kann.

Bis ganz dem Bild ich gleiche,
Das Du im Herzen hast;
Bis wirklich so ich werde,
Wie Du mich aufgefaßt!

10. August 1862.

## Jetzt bist Du mein —

Jetzt bist Du mein; jetzt halt' ich Dich umschlungen,
Der Friede zieht in meine Seele ein;
Es war ein harter Kampf, den wir gerungen —
Jetzt bist Du mein, auf ewig mein!

Und ich bin Dein. Und all' die tausend Thränen,
Die Du in stiller Nacht um mich geweint, —
Sie sind gesühnt; Dein namenloses Sehnen,
Es ist gestillt: Wir sind vereint.

Wir sind vereint. Du Lieb' hast mir vergeben
Das Herzleid all' mit einem einz'gen Wort;
Ich kann's mir nie verzeih'n im ganzen Leben —
Vergieb' drum Du mir immerfort!

13. August 1862.

## Mein Liebchen kam und sagte —

Mein Liebchen kam und sagte:
„Ach, mach' mir ein Gedicht,
Daß ich doch auch erfahre,
Was Liebe Liebes spricht."

Was konnt' ich anders machen,
Als geh'n an's Werk geschwind —
Mein Gott, ihr wißt ja Alle,
Daß Kinder — Kinder sind.

Drauf schleppt' ich manch' Folianten,
Und manches Buch heran,
Zu seh'n, wie sonst ein Dichter
Bei solchem Werk gethan.

Da war'n viel schöne Sachen,
Gedichtet ohne Müh', —
Ich wollt' es auch so machen,
Ich wußte nur nicht — wie.

Drauf fing ich an zu reimen —
Es ging nun einmal nicht;
Ich mocht' mich dreh'n und wenden —
Zu Stand kam kein Gedicht.

Drauf ging ich hin zum Liebchen,
Und klagt' ihm meine Noth —
Das Liebchen herzlich lachte —
Ich schämt' mich fast zu Tod.

Ich glaube wohl: das Lachen,
Das hat's mir angethan —
Mir fiel es von den Augen, —
Ich war ein andrer Mann.

In ihren lieben Augen
Las jetzt ich manch' Gedicht;
An ihrem Herz erlauscht' ich,
Was Liebe Liebes spricht.

Und Alles, was da strahlte
Aus ihrem Angesicht,
Das wurde mir zum Liede,
Das wurde zum Gedicht.

Ich braucht's nur abzuschreiben,
Sie bot mir's fertig an —
Nun denkt die liebe Kleine:
Ich selber hätt's gethan!

23. August 1862.

---

## Nein, nein! ich kann nicht schlafen —

Nein, nein! ich kann nicht schlafen,
Eh' sie ich nicht geseh'n;
Ich finde keine Ruhe,
Ich muß erst zu ihr geh'n.

Ich öffne leis die Thüre,
Verstohlen, heimlich, sacht,
So daß mein liebes Schätzchen
Nicht vom Geräusch erwacht.

Sie ruht in ihrem Bettchen,
Und träumt wohl jetzt von mir;
Der Mond, der alte Bursche,
Der spielte grad' mit ihr.

Küßt die geschloss'nen Lider,
Küßt ihr den süßen Mund,
Schlüpft durch gelöste Locken
Zum Busen, voll und rund.

Und sie streckt schlafbefangen
Die Arme nach mir aus,
Und aus den lieben Zügen
Strahlt helle Freud' heraus.

Ein süßes Engelsköpfchen,
Verklärt von seel'gem Glück! —
Vor diesem heil'gen Frieden —
Da bebt' ich scheu zurück. — — —

Und als am andern Morgen
Ich fröhlich sie begrüß',
Da lispelt sie so leise:
„O Hans! wie träumt' ich süß!"

September 1862.

## Kriegslied.

Arm' Kind! wie sie Dich hetzen,
Weil Du Dich hin mir gabst;
Schier woll'n sie Dich zerfetzen,
Je mehr Du weinst und klagst.

Ich kann es nicht ertragen,
Dich so gedrückt zu seh'n;
Will denn Dein banges Zagen
Bei mir selbst nicht vergeh'n?

Ich kann die Händ' nicht falten,
Und Paternoster schrei'n;
Mein Herz soll nicht erkalten,
Sie soll'n uns nicht entzwei'n.

D'rum lieber Krieg mit Allen,
Und Fried' mit Dir allein;
Nur Dir, Dir zu Gefallen,
Will Allen Feind ich sein!

Sprich d'rum nicht mehr von Lieben —
Sie sind die Lieb' nicht werth: —
Du selbst bist Weib geblieben —
Sie — haben sich entehrt!

Mit ihrer falschen Tugend,
Die heuchlerisch sich spreizt —
Schmach über solche Jugend,
Die solchen Ruhm ergeizt!

Und sind sie ohn' Erbarmen,
Ich will nicht, daß Du klagst
Du weißt, in meinen Armen
Du Ruhe finden magst.

Was kann die Welt Dir geben,
Wie kann die Welt Dir droh'n —
Du hast Dich mir ergeben: —
Nimm ganz mich hin zum Lohn.

Und stünd' die Welt in Flammen —
Du bleibst mir unversehrt! —
Ist all' den Haß zusammen
Nicht meine Liebe werth?!

9. Febr. 1863.

---

## Trauringe.

1

Aus Einem Stücklein Golde
Zwei Ringe sind gemacht;
Der Ein', Du Liebe, Holde,
Der sei Dir dargebracht.

Steck' ihn an Deinen Finger,
Schließ' in Dein Herz ihn ein —
Er soll Dein Trostesbringer,
Er Deine Wonne sein; —.

Vertrau' ihm Deine Freuden,
Vertrau' ihm Deinen Schmerz,
Sind herber Deine Leiden —
Drück' fester ihn an's Herz.

In seinem gold'nen Scheine
Er Alles für Dich hält;
O sieh in ihm alleine
Nun Deine ganze Welt!

2.

Aus Einem Stücklein Golde
Zwei Ringlein sind gemacht;
Das Eine, kleine, holde,
So schelmisch an mich lacht.

Es schmeichelt sich so leise
An die erstaunte Hand —
Es spricht so fremde Weise,
Und doch so wohlbekannt.

Es ruft: „Sollst mich bewahren,
Ich will Dein Schutzgeist sein;
Aus Noth und aus Gefahren
Will ich Dich stets befrei'n."

Mit seinem gold'nen Scheine
Es mich gefangen hält: —
„Du bist nicht mehr alleine, —
Dein Weib ist Deine Welt!"

3.

Aus Einem Stücklein Golde
Zwei Ringe sind gemacht;
Wer die auch trennen wollte —
Sie trotzen seiner Macht.

Des Einen Freud' macht funkeln
Sogleich den Andern mit,
Und Beide gleich verdunkeln,
Wenn auch nur Einer litt.

Sie legen um die Hände,
Um Leib und Seele sich —
Ohn' Anfang und ohn' Ende,
So lust- und wonniglich.

Und unser Beider Lieben
Soll so umschlungen sein, —
Und niemals soll sich trüben
Der Ringlein gold'ner Schein!

1. März 1863.

## Meine Rose.

1863.

1.

Rosenknospe, schönste, liebste
Von den Blumen in der Welt,
Die im engumsäumten Schooße
Künft'ge Pracht und Düfte hält.

Unbewußt der eig'nen Schöne
Schlummerst Du ohn' Freud' und Leid —
Nur der Unschuld zart Erröthen
Dämmert durch das grüne Kleid.

Leise hebst Du dann das Köpfchen,
Und der junge Busen schwillt,
Und es drängt, und treibt, und duftet,
Ahnungsvoll von Wonn' erfüllt.

All' Dein Sehnen, all' Dein Träumen,
Wenn zum Leben Du erwacht,
Wandelt sich in wundermächt'ge,
Duftdurchwürzte Farbenpracht.

Knösplein öffnet dann sich leise,
Und geküßt vom Sonnenschein,
Bricht es auf — ein liebeglüh'ndes,
Purpurrothes Röselein!

2.

War ein wilder Bursche,
Hatte leichten Sinn;
Strolchte meine Straße
Rechts und links dahin.

Sah solch' Röslein stehen,
Freut' mich seiner Pracht: —
Hat mich ein paar Tage
Um die Ruh' gebracht.

Doch, dann zog ich weiter,
Dacht' in meinem Sinn:
Bist vielleicht entblättert
Eh' zurück ich bin.

3.

Und doch war so wunderlieblich,
Schön und gut mein Röselein;
Einmal hat ihm nur gelächelt
Milder, warmer Sonnenschein.

Einmal hatten es umkoset
Frühlingsdüfte süß und mild,
Einmal nur sein junges Herze
Mit der Liebe Glück erfüllt.

Doch — dann kamen böse Tage,
Frühling blieb so lange aus,
Statt des wonnig süßen Lenzes
Kalter Frost und Sturmgebraus.

Eisig drang die Kälte nieder
In das jung enttäuschte Herz —
All' sein Sehnen, all' sein Träumen
Wandelt sich in bitt'ren Schmerz.

Röslein, Röslein, liebes Röslein,
Wirst den Sturm Du übersteh'n,
Wirst Du noch den Lenz erblicken,
Oder früh geknickt vergeh'n?

4.

Ich kam zurück. Mit Müh' und Noth
Erkannt' ich's Röslein wieder —
Vergangen war das blüh'nde Roth,
So fahl sein grünes Mieder.

Noch halbgeschlossen war der Kelch: —
Dem liebelosen Leben
Mocht's Röselein nicht hin sein Herz,
Nicht seine Düfte geben.

Doch drinnen, so geheimnißvoll,
Welch' wunderbares Regen,
Welch' festes Hoffen und Vertrau'n,
Trotz Sturm und Wetterschlägen!

Doch ach! es war 'ne weiße Ros' —
Gebleicht vor Gram und Sehnen;
Thautröpflein in dem bleichen Schooß —
Der Rose stille Thränen.

5.

Sonnenschein!
Röselein,
Hat Dich kaum gegrüßt,
Flüchtig nur geküßt —
Zieht auch gleich
Wonnereich
Neues Leben in Dich ein,
Schwergeprüftes Röselein!

Fort das Weiß!
Hell und heiß —
Wo der Tod gedroht —
Glühend, purpurroth,
Flammt mit Kraft
Leidenschaft,
Erst so zagend, bangend leis,
Und doch gleich so brennend heiß!

Lieb' und Treu'
Blüh'n auf's Neu',
Frühlingssonne lacht —
Zeig' nun Deine Pracht!
Frische Luft —
'Raus den Duft!
Daß am Wonnemond, am Mai,
Röslein endlich sich erfreu'!

6.

Königin der Blumen,
Sei die Königin mein —
Laß mich reuigen Burschen
Deinen Gärtner sein.

Hast um mich gelitten
Namenlosen Schmerz;
Nimm mich nun zur Sühne,
Nimm nun hin mein Herz.

Ich will fort Dich nehmen
Aus der kalten Erd' —
Sollst mir frisch erblühen
Nun am eig'nen Heerd!

7.

Rose, purpurn übergossen,
Rings von dunklem Laub umhüllt —
Rose, Du, der Lieb' entsprossen,
Rose, Du, der Liebe Bild!

Wie mit Einem Male
Du gewandelt bist!
Wie Du bleiche, fahle,
Purpurn jetzt erglühst!

Eben schüchtern, halb geschlossen,
Jungfräulich in Scham gehüllt —
Jetzt zu voller Pracht erschlossen,
Und von Liebesglut erfüllt —

Wie Du wonnig glühest
In der lauen Nacht
Und mich niederziehest
In die Zauberpracht!

Wie ein schmachtend heiß Verlangen
Sehnend Deine Brust durchbebt,
Wie in künft'ger Lust befangen
Sich Dein Busen zitternd hebt!

Wie Dein duftig Athmen
Laut die Liebe ruft;
Wie die Liebe wieder
Anfacht Deinen Duft!

Wie Dein wonnig süßer Odem
Mich berauscht und trunken macht,
Lodernd helle Leidenschaften
Und Begierden wild anfacht!

Voll geheimnißvoller
Allgewalt'ger Macht!
Buhlerische süße
Duft'ge Zauberpracht!

Wenn mit stürm'schem Liebessehnen
Sich Dein Kelch begehrlich füllt —
Und in nie geahnter Schöne
Ueppig sich Dein Schooß enthüllt!

Wenn Dein glühend Küssen
Mich gefangen hält!
Rose — — süße — — Rose — —
Rose — — meine — — Welt!

8.

Rose, sag', welch' wunderbarer,
Feuchter Glanz in Deinem Blick!
Ist's ein Bote neuer Wonne,
Kündet er uns neues Glück?

Ja! Du trägst jetzt unter'm Herzen
Diese süße, theure Last,
D'rum Du Feindschaft, Haß und Schmerzen
Freudig hingenommen hast!

Wie so still im üppigen Schooße
Junges, neues Leben quillt;
Wie Du strahlst, Du süße Rose,
Ganz von künft'gem Glück erfüllt!

Wie Natur im stillen Walten
Hämmert, daß sich's hebt und dehnt —
In geheimnißvollem Schalten
Gegensätze leis versöhnt.

Wie in nie gekannte Sorgen
Nie geahnte Lust sich mischt,
Bis an einem sonnigen Morgen
Auf ein junges Knösplein bricht.

Und an meine bleiche Rose
Traulich sich ein Knösplein schmiegt —
Und am süßen Mutterbusen
Lächelnd unser Kindlein liegt!

---

## Am Busen der Liebsten.

Am Busen der Liebsten, da ruht sich's so gut,
So traulich und heimlich, in sicherer Hut.

Es hebt sich der Busen, es klopfet das Herz,
Da schweigen die Stürme, da schweiget der Schmerz.

Das Haupt mir so lieblich ihr Athem umweht: —
Sind fromme Gedanken, ist kindlich Gebet!

Sind herzliche Wünsche für's Liebsten Geschick,
Sind heilige Schwüre, ist Wonne, ist Glück!

Am Busen der Liebsten, da ruht sich's so gut,
So traulich und heimlich, in sicherer Hut.

9. August 1864.

## Du und ich —

Du und ich, wir Beid' sind Eins —
Wo ist Anfang da und Ende; —
Du und ich, — es weiß es Kein's,
Wenn verschlungen sind die Hände.

Wenn sich Brust an Brust gelegt,
Und ein Puls die beiden Herzen,
Ein Gefühl uns ganz bewegt:
Daß gemeinsam Freud' und Schmerzen.

Wenn wir still und unbewußt
Ungesproch'nen Worten lauschen,
Und in Wonne und in Lust
Uns're Seelen aus sich tauschen!

Du und ich, wir Beid' sind Eins —
Wo ist Anfang da und Ende; —
Du und ich, — es weiß es Kein's,
Wenn verschlungen sind die Hände.

August 1864.

## La Marseillaise.

Par Rouget de Lisle.

1792.

---

Allons enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé;
Contre nous de la tyrannie
L'étendard sanglant est levé.
Entendez vous dans les campagnes
Mugir ces féroces soldats?
Ils viennent jusque dans nos bras
Egorger vos fils, vos compagnes!
  Aux armes! citoyens!
  Formez vos bataillons!
  Marchons! Marchons!
  Qu'un sang impur
  Abreuve nos sillons!

Que veut cette horde d'esclaves?
De traitres, de rois conjurés?
Pour qui ces ignobles entraves,
Ces fers, dès long-temps préparés?
Français! pour vous! ah! quel outrage!
Quel transport doit il exciter!
C'est nous, qu'on ose méditer,
De rendre à l'antique esclavage!
  Aux armes! etc.

Quoi! des cohortes étrangères
Feraient la loi dans nos foyers?
Quoi! des phalanges mercenaires
Terrasseraient nos fiers guerriers!
Grand Dieu! par ces mains enchainées
Nos fronts sous le joug se ploiraient!
De vils despotes deviendraient
Les maitres de nos destinées!
  Aux armes! etc.

## Die Marseillaise.

(Deutsche Uebertragung.)

1864.

---

Auf, auf, mein Volk! den Weg dir bahne!
Der Freiheit Morgenröthe naht!
Zum letzten Kampfe ihre Fahne
Die Tyrannei entfaltet hat.
Hört ihr im Feld die wilden Horden,
Die brudermörderisch dort schrei'n?
Wie Wölfe brechen sie herein,
Um eure Söhne euch zu morden!
Nehmt Waffen! Mann für Mann!
Vorwärts! und drauf und dran!
Vorwärts! Vorwärts!
Tyrannenblut,
Das düngt die Felder gut!

Was wollen jene feilen Horden?
Verschwor'ner Fürsten Hochverrath!
Für wen sind sie geschmiedet worden,
Die Ketten, die ihr Henker hat?
Mein Volk, für Dich! o welche Schande!
Auflodere in heller Gluth!
Sie haben noch den frevlen Muth,
Zu bieten dir die Sklavenbande!
Nehmt Waffen! u. s. w.

Was! sollten wirklich fremde Schergen
In unsrer Heimat Herren sein?
Ein Troß von feil erkauften Zwergen
Sollt' siegen über uns're Reih'n!
O Gott! von ekeln Sklavenhänden
Gezwungen sein in's alte Joch!
So sollte uns're Zukunft doch
Ein Spielball der Despoten enden!
Nehmt Waffen! u. s. w.

Tremblez, tyrans! et vous perfides,
L'opprobre de tous les partis;
Tremblez! vos projets paricides
Vont enfin recevoir leur prix!
Tout est soldat pour vous combattre
S'ils tombent, nos jeunes héros,
La terre en produit de nouveaux,
Contre vous tout prêts à se battre.
Aux armes! etc.

Français, en guerriers magnanimes,
Portez, ou retenez vos coups;
Epargnez ces tristes victimes,
A regrèt s'armant contre nous.
Mais les despotes sanguinaires,
Mais les complices de Condé,
Tous ces tigres, qui sans pitié
Déchirent le sein de leur mère — —
Aux armes! etc.

Amour sacré de la patrie,
Conduis, soutiens nos bras vengeurs
Liberté, liberté chérie,
Combats avec tes défenseurs!
Sous nos drapeaux, que la victoire
Accoure à tes mâles accents,
Que tes ennemis expirants
Voient ton triomphe et notre gloire!
Aux armes! etc.

(Strophe des enfants.)

Nous entrerons dans la carrière,
Quand nos aînés n'y seront plus;
Nous y trouverons leur poussière
Et la trace de leurs vertus!
Bien moins jaloux de leur survivre,
Que de partager leur cercueil,
Nous aurons le sublime orgueil,
De les venger, ou de les suivre!
Aux armes! etc.

Tyrannen, zittert; und ihr Schlechten,
Die ihr der Abschaum Aller seid!
Das Maaß ist voll; auf, laßt uns rechten,
Längst euer Thun um Rache schreit.
Der Haß treibt Jeden an zur Wehre,
Ob Mancher auch zusammenbricht —
Es fehlt uns d'rum an Kämpfern nicht,
Wo's Freiheit gilt, und Recht und Ehre!
Nehmt Waffen! u. s. w.

Doch bleibet edel selbst im Streite, —
Schlagt nieder, was zur Wehr' sich setzt, —
Doch Großmuth gegen die euch leite,
Die willenlos sind aufgehetzt.
Doch die Verräther, — laßt sie heißen,
Wie's immer sei, — Tod sei ihr Loos!
Denn Tiger sind's, die mitleidslos
Des Vaterlandes Herz zerreißen!
Nehmt Waffen! u. s. w.

O Liebe, Du, zum Vaterlande,
Du stähle unser Rächerschwert!
Du, Freiheit, segne unsre Lande,
Kämpf' mit mit uns für deinen Heerd!
Laß in dem Rauschen unsrer Fahnen,
Die siegeschwellt im Sturme weh'n,
Der Feinde Todesblick noch seh'n
Dein Volk auf Deines Ruhmes Bahnen!
Nehmt Waffen! u. s. w.

(Jugendstrophe).

Wir wollen nie die Bahn verlassen,
Wann unsre Väter nicht mehr sind;
Wie sie, im Lieben und im Hassen,
So tugendreich und groß gesinnt.
Was gilt uns Leben; was uns Sterben: —
Zu rächen sie in Schmach und Noth,
Und ihnen treu sein bis zum Tod —
Das sei der Ruhm, um den wir werben!
Nehmt Waffen! u. s. w.

## Mönch und Nonne.

In Schottland war's, am Lomond Loch,
Da steh'n zwei Bergesriesen;
Die waren Eins, man sieht es noch,
Und sind aus einander gerissen.

Ein Mönch war einst, in alter Zeit,
Der liebte eine Nonne;
Nichts galt ihm mehr sein strenger Eid,
Sie war ihm Trost und Wonne.

Und sie — auch ihr blieb keine Wahl,
Es war der Seele Frieden,
Und Himmelslust und Höllenqual
Ihr nur bei ihm beschieden!

So lebten sie geraume Zeit,
Und in sich selbst zufrieden,
In stiller Abgeschiedenheit,
Und von der Welt gemieden.

Was Gott und Menschensatzung beut,
Und was als Recht verhandelt,
Sie trotzten ihm: — in kurzer Zeit,
Wie war'n sie da verwandelt!

Sie, die einander liebeheiß,
Erhörungsflehend baten, —
Sie wurden fremd sich; kalt wie Eis,
Sie nichts gemein mehr hatten.

Die Lippen, die sonst schwellend roth,
Die Blicke, die sich suchten,
Wie wurden sie so starr und todt,
Als ob sie selbst sich fluchten!

So stehen sie zwei Berge da,
Einander sich entrissen, —
O Höllenpein! sich ewig nah,
Doch ewig fern zu wissen!

In Schottland ist's, am Lomond Loch,
Da steh'n die Bergesriesen;
Sie waren Eins, man sieht es noch,
Und sind aus einander gerissen.

5. October 1864.

## Mußt Du mich ärgern —

Mußt Du mich ärgern,
Kannst Du's nicht lassen?
Möchte ja stets Dich
Wie selbst mich erfassen — — —
Kann's denn, o sag' es,
Kann's so nicht sein?

Sollen denn ewig
Fremd wir uns bleiben?
Laß uns doch endlich,
Was fremd ist, vertreiben — —
Möcht' ja, Du weißt es,
Eins mit Dir sein!

Gleiche Gedanken
Allzeit uns Beiden;
Nichts soll uns trennen,
Und Nichts soll uns scheiden — —
Laß' doch, ich bitt' Dich,
Laß' es so sein!

9. Dezember 1865.

# Millionen — Billionen
## Staaten — Soldaten
### Zahlen beweisen!

(Ein Vortrag über das Sparen im Privat- und Staatshaushalt, gehalten im Neu-Cöllnischen Bezirks-Verein).

## Vorwort.

„Spindler, Sie müssen einen Vortrag halten!“ So kam eines Tages Dr. Richard Ruge, der Vorsitzende des Neu-Cöllnischen Bezirks-Vereins zu mir. „Zum Teufel, Doctor, wie käme ich dazu. Ich bin kaum in den Verein eingetreten und habe nie in meinem Leben öffentlich gesprochen!“ „Umsomehr ist es Zeit, damit anzufangen.“ „Ich hab' aber keine Lust und mag mich nicht blamiren!“ „Sie müssen die Sache ernster und leichter nehmen: — ernster in Bezug auf die Wichtigkeit der Bezirks-Vereine, dieser letzten kaum noch wahrnehmbaren Spuren unseres politischen Lebens, — leichter in Bezug auf's öffentliche Sprechen. Versuchen Sie's nur. Es ist ein Vortrag angezeigt und ich habe keinen. Der hat abgesagt, Jener ist krank, der Dritte verreist. Sie sind der Letzte, auf den ich glaubte, rechnen zu können.

Das war die Pistole auf die Brust gesetzt. Ich sagte zu. Schnell sah ich mich nach einem Thema um. — Zum Glück ging damals noch der Kelch an mir vorüber. Ich hatte Zeit, mich mit dem gewählten Gegenstand etwas zu beschäftigen und wurde nun selber überrascht durch die oft wunderbaren Resultate dieser einfachen Vergleiche und Zahlengruppirungen.

Ebenso erging es dem Verein. Er beschloß, den Vortrag drucken zu lassen, um ihn auf diese Weise einem weiteren Publikum zugänglich zu machen. Einer Verbreitung durch den Verein, mit besonderer Rücksicht auf die übrigen Bezirks-Vereine, hätten sich Schwierigkeiten in den Weg gestellt. Es wurde deshalb der buchhändlerische Weg vorgezogen. Der Verein konnte umso eher diesen Weg betreten, als Drucker, Papierhändler und Verleger sich er-

boten hatten, das Heftchen ganz kostenfrei zum Besten der Vereinskasse herzustellen und sich einzig und allein an dem Bewußtsein dieser guten That genügen zu lassen.

So möge denn das Büchelchen seinen Weg finden. Es ist nichts Neues darin enthalten, aber es ist eine Anregung für Jedermann zu selbständigem Denken, der ich um dieses Zweckes willen die größtmögliche Verbreitung wünsche.

Berlin, Dezember 1865.

William Spindler.

---

Meine Herren!

Wir treffen im gewöhnlichen Leben so vielfach auf Ausdrücke, und wir bedienen uns derselben, ohne uns ihren Begriff eigentlich klar gemacht zu haben. Am meisten passirt uns das mit den Zahlen. Da werfen wir mit den kolossalsten Summen um uns, und nur in den seltensten Fällen haben wir eine annähernde Idee von ihrem eigentlichen Werth. Der Zweck dieses Vortrages ist, unserem Gefühl auf diesem Gebiet durch einiges Nachdenken auf eine richtige Fährte zu verhelfen. Wir werden uns also mit dem Begriff verschiedener Zahlen beschäftigen. Und da ich nicht gesonnen und nicht im Stande bin, Ihnen eine wissenschaftliche Vorlesung zu halten, so werde ich versuchen, Ihnen mein Thema durch einzelne Beispiele klar zu machen. Es ist eben keine Vorlesung; es ist eine Plauderei, die ich Ihnen zu bieten habe.

Fangen wir einmal mit einer Million an. Da ist ein Fabrikbesitzer, der braucht in seiner Fabrik wöchentlich 5000 Stück Streichhölzer. Er entnimmt diese von einem Materialwaarenhändler, der durch eine Heirath mit seinem Hause verschwägert ist. Eine Tante, die Schwiegermutter des Materialwaarenhändlers, protegirt diesen. Es ist so eine Art von Familien-Consum-Verein. Da wird nun eines Tages dem Fabrikbesitzer ein Mann empfohlen, der eine Agentur in Streichhölzern hat. „Man kann dem Manne ja gefällig sein, und einmal eine Million Streichhölzer von ihm nehmen.“ Sie können sich das Entsetzen der Tante denken. „Aber

Väterchen, was soll mein Schwiegersohn denn sagen." „Nun, nun, beruhigen Sie sich nur, Tantchen, eine Million ist ja bald verbraucht." Was meinen Sie nun, wenn ein paar Tage später unserem Fabrikbesitzer gesagt worden wäre: „Da unten auf dem Hofe steht ein Handwagen voll Streichhölzer; der Mann schickt die bestellte Million. (Eine Million würde, zu Päckchen a 100 Stück verpackt, einen Raum von circa 13 Kubikfuß einnehmen.) „Und hier ist die Rechnung, 33 Rthlr. 10 Sgr." „Was! 33 Thaler und 10 Silbergroschen!" „Die Rechnung stimmt: 1000 Stück für 1 Sgr., macht pro Million 33 Rthlr. 10 Sgr. Unser Bedarf ist auf 4 Jahre gedeckt." Zu Ihrer Beruhigung will ich Ihnen sagen, daß die Streichhölzer nicht gekommen sind, denn sie waren nicht bestellt worden. Es wird auch Niemandem einfallen, sich eine so feuergefährliche Waare auf vier Jahre im Voraus hinzulegen. Sie sehen aber aus diesem Geschichtchen, was eine Million Streichhölzer besagen will, — wenn man selbst wöchentlich 5000 Stück verbraucht.

Einer ähnlichen naiven Auffassung begegnen wir aber nicht allein täglich im Leben; nur zu oft stoßen wir auf sie in Zeitschriften und Büchern. Da ist in dem Volkskalender für 1865: „der Wanderer," herausgegeben von dem bekannten, und in letzter Zeit so vielfach angegriffenen Lehrer Eduard Sack in Königsberg, ein ganz hübsches Geschichtchen unter dem Titel: „Etwas ganz Menschliches." Es wird da in einem Zwiegespräch zwischen dem Schulzen und dem Schullehrer erzählt, daß es auf der ganzen Erde über 1000 Millionen Menschen gebe, also kurz und nett gesagt über eine Milliarde; — daß, wenn man sich mit Allen etwas erzählen wollte, man 3064 Sprachen sprechen müßte; — und daß, wenn man für jede Religion nur eine einzige Kirche bauen wollte, man doch 1100 Kirchen nöthig hätte. Es wird weiter erzählt, daß wenn heut 1000 Kinder geboren werden, von diesen bis zum siebenten Jahre 250 gestorben sind; bis zum siebenzehnten Jahre schon die Hälfte, also 500; und daß von den anderen 500 nur 60 volle 60 Jahre alt werden; nur 2 volle 80 Jahre. Bis hierher mag's richtig sein. Dann aber wird ausgerechnet, und es steht gedruckt da: daß in einem Jahre 330 Millionen Menschen sterben. Das wäre also ein Drittel der ganzen Menschheit. Das stimmt aber nicht. Die Dauer einer Generation ist, wenn wir gegen früher auch noch so schnelllebig geworden sein mögen,

doch nicht 3, sondern immer noch 30 Jahre. Es sterben also in einem Jahre nicht 330, sondern an 33 Millionen Menschen. Die weitere Berechnung im Wanderer ist dann wieder richtig, daß in jedem Tage 91,000, in jeder Stunde an 3800 Menschen sterben, in der Zeit von einem Herzschlag zum andern also immer ein Mensch in's Gras beißen muß. Dann aber heißt's weiter: es würden alle Jahr 81½ Million mehr geboren als sterben; und es soll heißen 8 Millionen, denn bei einem Ueberschuß von 81½ Million würde sich die Menschheit in 12 Jahren verdoppelt haben. Auch auf das Vergnügen wird Bedacht genommen, und zwar wird dabei nicht geknausert. Es soll in einem Jahre 400 Millionen Kindtaufen und 83½ Million Hochzeiten geben, wenn von 120 Menschen auch immer nur ein Paar freit. In Wirklichkeit gäbe es, wenn Alle taufen ließen, aber 40 Millionen Kindtaufen, und nach der gleichen Berechnung 8⅓ Million Hochzeiten.

So sehen wir selbst in einem Volkskalender, der von einem der tüchtigsten Lehrer herausgegeben ist, eine derartige Leichtfertigkeit mit unterlaufen. Es kommt gar nicht darauf an, ob 8 oder 80 Millionen gesagt wird.

Ich will Ihnen aber noch einen weit spaßigeren Fall vorführen.

Nehmen Sie das höchst interessante Buch zur Hand: Tag und Nacht in London. Eine Wanderung durch die Weltstadt von Julius Rodenberg, und lesen Sie das hier abgedruckte:

### Vorwort zur vierten Auflage.

Im Juni des vorigen Jahres, an einem Abende mit Freunden, ging ich in die Restauration unsres Herrn Schubert, dem Schauspielhause gegenüber. Wir kamen von „Kroll's" und waren sehr hungrig und durstig. Für solche Eventualitäten ist der Besuch unseres Herrn Schubert nicht dringend genug zu empfehlen. Der freundliche „Wilhelm" brachte uns die Karte und Jeder wählte nach seines Herzens Neigung. Die meine führte mich auf „Bohnen mit Hering," und ich bestellte demgemäß. Da aber hätte man den freundlichen Mann, den Wilhelm sehen sollen, wie er lachte! Aber da er immer lacht, so nahm ich mir's weiter nicht zu Herzen und erwartete die Ankunft besagter Dinge mit Ungeduld. Doch sollte ich ihrer nicht froh werden! Kaum hatte ich mich des Anblicks gefreut, und wollte nun weiter gehen; siehe! da war rings

ein Lachen und Kichern, das mich ganz stutzig machte. „Sie wollen wol Ihr Quantum abessen?“ oder: „Sie wollen wol den armen Londonern ein wenig helfen?“ oder .... kurz, ich war ganz betroffen und fragte: „was habt Ihr denn?“ Da kam der freundliche Wilhelm, und lachend, wie ich ihn nie habe lachen ehen, sagte er: „Der Herr Doctor glaubt wol, daß ein Kellner, die Zeitung nicht auch lese?“ und er reichte mir die Zeitung. Die Zeitung? Zehn Zeitungen reichte er mir — die Spenersche die Vossische, die Montagszeitung, die Zwischenaktszeitung, den Publicist, die Gerichtszeitung, einheimische und auswärtige Zeitungen reichte er mir, und in jeder fand ich gleichlautend folgenden Satz:

„In dem neuen Buche von Rodenberg „Tag und Nacht in London“ findet sich die Mittheilung, daß London in einem Jahre fast zwei Billionen Heringe verspeist. Diesen „lapsus calami“ benutzt ein Schalk der „Leipziger Nachrichten“ zu folgendem Rechenexempel: „Je interessanter diese Mittheilung im Allgemeinen ist, um so mehr fühlt man sich veranlaßt, durch einfache Rechnung sich zu versichern, wie viel von dieser edlen Gottesgabe wohl ein einziger Bewohner nach dieser Angabe verurtheilt sei, im Durchschnitt zu verzehren. Also aufgepaßt! Angenommen, London habe 2 Millionen Einwohner, die alle, Jahr aus, Jahr ein, Tag und Nacht, nichts weiter zu thun haben, als Heringe zu essen, so ist die Zahl der Consumenten jedenfalls nicht zu niedrig gegriffen. Bei dieser Berechnung stellt sich nun heraus, daß je ein Londonbewohner 2740 Stück täglich, 114 in der Stunde und 2 jede Minute verzehren muß. Bedenkt man, daß London der Sitz der Industrie ist, so muß man sich doch wohl fragen, wo nehmen die Leute die Zeit her, um sowohl ihren Geschäften nachgehen zu können, als auch die ihnen durch Herrn Julius Rodenberg octroyirten Heringe zu verzehren? Recht einfach stellt man sich dieses Ereigniß so vor: Jeder der Unglücklichen muß, wie schon gesagt, per Minute zwei Heringe zu sich nehmen, ist also genöthigt, bei einer Promenade nach dem Ausstellungsgebäude, die sich auf sechs Stunden erstrecken soll, eine Tonne Heringe, circa 3 Ctr. wiegend, mit sich zu führen, damit er nicht in die unangenehme Verlegenheit kommt, die versäumten sechs Stunden des Nachts nachzuholen und anstatt zu schlafen die Kinnbacken mit doppelter Geschwindigkeit zu bewegen. Um noch ein Beispiel der

wirklich grausamen Zumuthung anzuführen, ist es gewiß nicht uninteressant zu erfahren, daß ein Londoner, der eine Reise von drei Tagen antritt, gezwungen ist, einen Extragüterzug von 20 Achsen zu je 40 Ctr. Zollgewicht mit vollständiger Belastung als Gepäck bei sich zu führen, da das Gewicht der Heringe, die er auf seinen Theil verzehren muß, von den 2 Billionen, die London braucht, 756 Ctr. ist und die Stückzahl 197,280 in dreimal 24 Stunden von ihm verzehrt werden muß."

Ganz Deutschland lachte damals über die 2 Billionen Heringe. Ein Freund, der aus Tyrol kam, erzählte mir, er habe in einem Wirthshaus in der Ramsau die Bauern um den Tisch sitzen und sich königlich amüsiren sehen — über die Heringe! Nun, so rühmlich und lobenswerth es auch sein mag, das Vaterland, welches jetzt so vielen Grund zur Trauer hat, auch einmal recht von Herzensgrund lachen zu machen: so hat doch der Schriftsteller, welcher London beschreiben will, seinen Lesern gegenüber andere Pflichten. Ich machte mich also unverzüglich auf die Reise nach London, mein erster Weg war nach Billingsgate, und das genaue Resultat meiner Forschungen in Bezug auf die Heringe war folgendes:

Auf den Londoner Fischmarkt kamen nach offiziellen Mittheilungen (vergl. Wynter: Curiosities of Civilisation, II. ed. q. 212. und 213.) im vergangenen Jahre:

| | |
|---|---|
| Frische Heringe (250,000 Fässer, 700 Stück per Faß) . . . . . . | 175,000,000 Stück. |
| Dito (in Haufenladung) . . . . . . . | 1,050,000,000 " |
| Gedörrte Heringe, bloaters (265,000 Körbe, 150 St. p. Kb.) ca. | 40,000,000 " |
| Rothe Heringe (100,000 Fässer, 500 Stück per Faß) . . . . . . | 50,000,000 " |
| | 1,315,000,000 Stück. |

Das sind also nur fast „zweitausend Millionen" — und der Wahrheit und den Londonern die Ehre! — die „zwei Billionen" waren ein „kleiner" Irrthum. Damals ward eben die dritte Auflage gedruckt: aber leider war es schon zu spät, um die so wünschenswerthe Reduction vorzunehmen. Nun jedoch macht es mir das Erscheinen einer neuen Auflage zur Pflicht, die armen Bewohner Londons von der Qual des Hering-Essens zu befreien; und wenn die Besucher jener Stadt hiermit auch eine

weniger amüsante Ausgabe bekommen, so ist sie dafür doch eine correctere!

Aber doch war es Etwas, zu sehen, und wird mir ewig unvergeßlich bleiben, daß unser deutsches Vaterland wenigstens einmüthig — lachen kann!

Berlin, den 1 Mai 1863.

Julius Rodenberg.

So schließt Rodenberg. Es ist ihm passirt, eine Milliarde, also 1000 Millionen, dem französischen Sprachgebrauch gemäß, eine Billion zu nennen. Und Sie sehen, die Strafe hat nicht auf sich warten lassen.

Aber die Zahlen! die Zahlen!

Der Schalk, der in den „Leipziger Nachrichten" den Herrn Rodenberg hat zurechtstutzen wollen, — er ist dem gleichen Geschick verfallen. Erst rechnet er uns vor, daß Rodenberg jeden Londonbewohner täglich 2740 Stück Heringe verzehren lasse — und das ist doch genug des Guten, — und dann verrechnet er diese 2740 Stück als stündliches Quantum und bringt so den Proviant für eine dreitägige Reise auf 197,280 Stück; er muthet also dem reisenden Londoner zu, täglich statt der Rodenberg'schen 2740 gar seine 65,760 Stück Heringe zu verzehren. Das sind in der Minute 48 Stück!

Da rath' ich doch dem Londoner, still zu Haus zu bleiben und Sankt Rodenberg zu loben. —

Wollen Sie nun wissen, was eine Billion ist?

Bernstein giebt uns Aufschluß darüber.

In seinen naturwissenschaftlichen Volksbüchern: „Aus dem Reiche der Naturwissenschaft" im 11. Bändchen, betitelt „eine Phantasie-Reise im Weltall," erzählt er uns: „Eine Billion ist eine Million mal Million und sieht in Zahlen geschrieben so aus: 1,000,000,000,000. Allein Zahlenreihen geben nicht die mindeste Vorstellung von der Menge, welche sie ausdrücken. Unser Auge — vielleicht auch unser Verstand — ist so beschränkt in Auffassung von Mengen, daß wir kaum mehr als drei Dinge mit einem einzigen Blick überschauen. Wenn wir die nebenstehenden sechs Gedankenstriche (— — — — — —) mit einem einzigen

Blick zählen wollen, so theilen wir sie unwillkürlich in zweimal drei ein und fassen sie dann erst als sechs auf. Unsere besten Kartenspieler würden nicht so schnell eine Pik-Fünf von einer Pik-Sechs, oder gar eine Pik-Acht von einer Pik-Zehn mit einem einzigen Blick unterscheiden können, wenn die Zeichen der Karten nicht in der gewohnten Ordnung zu drei und drei und vier und vier ständen. Größere Mengen lernen wir erst nach vieler Erfahrung schätzen, und von Mengen, über welche wir keine Erfahrungen haben, können wir uns auch gar keine Vorstellung machen.

Eine Billion ist soviel, daß ein Mensch, der im Stande ist, in jeder Sekunde drei zu zählen, an zehntausend Jahre Tag und Nacht zählen müßte, um eine Billion auszählen zu können!" —

So weit Bernstein. Doch lassen wir die Billion, und gehen wir zu dem Millionsten Theil derselben, zu einer Million.

Wieviel ist eine Million?

Fangen wir bei der kleinsten Münze an, bei einem Pfennig. Wer achtet viel ein paar Pfennige. Nehmen Sie eine Million Pfennige — es sind 2777 Thaler 23 Silbergroschen 4 Pfennige. Wenn es auch nicht eine Million Pfennige war, so haben wir doch in der letztvergangenen Zeit gesehen, wie eine Million Dreier in die Tagesgeschichte hineingespielt hat. Es war bei Gelegenheit des lauenburgischen Geschäfts. Die preußische Regierung hat für Lauenburg an die östreichische bezahlt, wie Ihnen bekannt ist, 2½ Million dänischer Thaler. Der dänische Thaler = 22½ Silbergroschen, also 1,875,000 preußische Thaler. Nun stand aber, als das Geschäft abgeschlossen ward, der dänische Thaler 22 Silbergroschen und 9 Pfennige, also 3 Pfennige über pari. Man stritt sich über diesen Dreier, denn die 2½ Millionen Dreier machten das ganz nette Sümmchen von 20,833 Thaler 10 Silbergroschen aus.

Sie wissen, daß in Oestreich das Silber etwas rar ist. Die östreichische Regierung verlangte also und erhielt die Summe für Lauenburg von 1,875,000 Thaler in geschlagenen preußischen Thalern. Wenn Sie einen Thaler in die Hand nehmen, so lesen Sie: „30 ein Pfund fein." Der Thaler enthält also 1 Loth Silber, und da er der größeren Dauerhaftigkeit wegen mit Kupfer legirt ist, so können Sie das Gewicht eines preußischen Thalers auf gut 1$^1/_{10}$ Loth annehmen. Diese 1,875,000 Thaler wogen also — 700 Centner, und brauchten zu ihrer Beförderung nach Wien einen

eigenen Eisenbahnzug. Und da wir einmal beim Rechnen sind, so wollen wir noch erwähnen, daß Lauenburg 19 □Meilen groß ist, und nach der neuesten statistischen Tabelle des Dr. Hübner nicht ganz 50,000 Einwohner hat. Es ist also gezahlt worden für das Oberhoheitsrecht für je 1 □Meile 100,000 Thaler oder für jeden Lauenburger 38 Thaler. Wenn man will, eine etwas theure moralische Eroberung. Zum Mindesten hätte man sich für die 20,833 Thaler 10 Silbergroschen Dreier-Differenz weitere 548 Lauenburger ausbitten können.

Doch kommen wir zurück zu unsrer Million und vergegenwärtigen wir uns ihren Werth noch genauer. Wenn Sie eine Million Thaler sparen wollen und Sie legen von Ihrem Verdienst wöchentlich einen Thaler zurück, so brauchen Sie — 19,231 Jahre dazu, um die eine Million voll zu machen. Allerdings keine ermuthigende Aussicht für diejenigen, welche sparen wollen. Aber, wohlverstanden! das Ding hat zwei Seiten. Sie brauchen eine so lange Zeit, wenn Sie Ihr Erspartes vergraben oder nutzlos hinlegen. Und das thut wohl Niemand mehr. Denn das Geld selbst ist eine Macht, so ziemlich die größte Kraft, die wir kennen, der thätigste Arbeiter. „Am Gelde hängt, nach Geld da drängt die ganze, ganze Welt!" Und wenn Sie bei einer wöchentlichen Ersparniß von 1 Thaler 19,231 Jahre zu einer Million gebrauchen — wieviel anders gestaltet sich die Rechnung, wenn Sie das Geld arbeiten lassen!

Die Geschichte von dem einen Pfennig, der zu Christi Geburt auf Zins und Zinseszins niedergelegt worden, wird Ihnen bekannt sein. Das sind also erst 1865 Jahre — und welch' ein anderes Resultat!

Wenn Sie 100 Thaler zu 5% ausleihen, so erhalten Sie jährlich 5 Thaler an Zinsen dafür; in 20 Jahren also 20 × 5 = 100 Thaler, d. h. den Betrag des Capitals. Wenn Sie einstweilen sogar vom Zinseszins absehen, verdoppelt sich Ihr Geld also in 20 Jahren. Seit Christi Geburt, in 1865 Jahren hat es sich also 93 mal verdoppelt.

Ehe ich zu dem Resultat dieses Exempels komme, will ich Ihnen ein etwas kleineres Beispiel vorführen. Es handelt sich dabei um eine nur 63malige Verdoppelung. Der Fall wird

Ihnen bekannt sein; er gehört in die Geschichte des Schachspiels. Nach der bekanntesten Lesart soll ein Wesir, Namens Nassir Dahir dieses Spiel zur Unterhaltung seines Fürsten erfunden haben. Der Fürst, entzückt über den Genuß, den ihm das geistreiche Spiel gewährte, gebot seinem Minister, sich, nach der landläufigen Redensart, eine Gnade auszubitten.

— — — — „Nassir, bitte mich,
Dir dank' ich diese Wonne! bitte mich
Um was Du willst; ich will, es sei Dein Lohn,
Und wär's die Hälfte meines Königreichs!" — —
Demüthig sank der Weise vor ihm nieder. —
Die Tugend meines Herrn soll Weisheit sein,
Nicht blos Gefühl; er lerne rechnen! — Still
Denkt's Nassir bei sich selbst, und sagt ihm laut:
Der Felder meines Spiels, Herr, wie Du weißt,
Sind vierundsechszig. Soll ich unbelohnt
Nicht meinem König dienen: so gebiet'
Den Knechten Deiner Vorrathshäuser, mir
Auf's erste Feld des Spiels ein Weizenkorn
Zu legen, zwei auf's zweit', auf's dritte vier,
Und so fortan auf jedes folgende
Noch mal so viel. — Und Behubs Angesicht
Verwandelte sich schnell aus Tag in Nacht.
„Thor Nassir, nicht der weise Nassir mehr!
Was soll die Kinderbitte? fordre Dir,
Was meiner würdiger und Deiner ist!" —
Es genüget Deinem Knecht, wenn Du mir giebst,
Was ich Dich bat. — „So genüge Kleineres Dir,
Wenn Du nicht Größeres fassen kannst!" versetzt
Unwillig Behub ihm, und giebt Befehl. —
Bald aber kommt, Verlegenheit im Blick,
Der Magazinverwalter. — „Hast Du schon
Dem Manne seine Körner zugezählt?" —
Herr König, um die Wahrheit zu gestehn,
Die Rechnung ist fast wundersam. Wir sind
Zur Hälft' erst fertig, und Dein ganzes Reich
Hat schon der Weizenkörner nicht so viel;
Und hättest in zehntausend Städten Du
In jeder tausend Vorrathshäuser, und
In jedem Weizens hunderttausend Maaß,
Ich glaube gegen das, was endlich kommt,

Wär's noch, Herr König, eine Kleinigkeit! — — —
„Noch einmal, Nassir, hast Du mich besiegt!
Bei Gott, Du rechnest besser doch als ich! — — —
Komm und umarme mich! — Du bleibst bei mir;
Und bist mir Freund und Bruder bis zum Tod!" u. s. w. u. s. w.

Diese Stelle ist einem älteren Werke über das Schach entnommen. Die Summe der Weizenkörner ist: 18,446,744,073,709,552,615; d. h. eine solche Menge Weizen, daß zu ihrer Gewinnung mindestens 70 Jahre alles feste Land der Erde zum Weizenbau benutzt werden müßte.

Das ist das Resultat einer 63maligen Verdoppelung. Und der Pfennig, der zu Christi Geburt eingezahlt worden ist, hat bis zum Jahre 1860 schon eine 93malige Verdoppelung erlebt — und dazu kommt dann noch der Zinseszins.

Ich nehme wieder ein Buch zur Hülfe: Die Fortbildungsschule (insbesondere für Handwerker und Gewerbtreibende) unter Mitwirkung der Herren Steinert, früherem Vorsitzenden des Berliner Handwerker-Vereins, Bohm, Wackernagel, Böhme, Salomon, Reetzke u. s. w. herausgegeben von Oswald Seehagen. Berlin. In der 14. Lieferung, in der Abtheilung für Rechnen von A. Böhme, Seite 257, finden Sie unsere Pfennig-Rechnung. Danach war der Pfennig werth nach
Jahren

| | |
|---|---|
| 50 | 11 Pfennige |
| 100 | 131 |
| 200 | 17308 |
| 400 | $299,^{1}577145$ |
| 800 | $89746,^{2}465830,\ ^{1}317196$ |
| 1600 | $8054,^{5}428129,^{4}032292,^{3}136905,^{2}670833,^{1}004320$ |
| 1850 | $1599,^{6}014743,^{5}833762,^{4}377164,^{3}122071,^{2}040044,^{1}812731.$ |

Das ist eine 40stellige Zahl! Wir haben keinen Begriff und können uns keine Vorstellung machen von dieser kolossalen Anhäufung von Zahlen. Die Menge derselben ist so groß, daß auf den absoluten Werth der einzelnen Zahl fast nichts mehr ankommt. Während im täglichen Verkehr sich ein Friedrichsd'or doch ganz anders breit macht als ein Pfennig, ist's bei einer solchen Zahl beinah gleichgültig, ob's Pfennige sind oder Friedrichsd'or. Streichen

Sie von unser 40stelligen Pfennigzahl die letzte Zahl — und Sie haben nahezu Groschen; streichen Sie 2 Zahlen — so sind's Franken; 3 — halbe Friedrichsd'or; und streichen Sie 4 Zahlen — so bleibt Ihnen immer noch eine 36stellige Zahl, und zwar amerikanischer 20 Dollars- oder französischer 100 Frankstücke, der größesten Goldmünzen, die überhaupt im Verkehr vorkommen.

Aber all das genügt noch nicht, um uns nur eine annähernde Idee von dem unglaublichen Werth zu geben, zu dem ein Pfennig, der zu Christi Geburt auf Zins und Zinseszins hingelegt worden, bis zum Jahre 1850 angeschwollen ist. Es hieße sehr despektirlich mit 40stelligen Zahlen umgehen, wenn wir einen anderen als den größtmöglichen Maaßstab anlegten.

Denken Sie sich unsere Erdkugel. Legen Sie auf dieselbe einen Pfennig. Er wird sich ziemlich winzig ausnehmen. Wenn ich Ihnen nun sage, daß aus diesem einen Pfennig in 1850 Jahren eine Kugel gediegenen Silbers von der Größe unserer Erdkugel geworden ist? — Das hört sich doch nach etwas an — aber es ist gegen den wirklichen Werth unseres Pfennigs gar nichts. Der vorher angeführte „Neue Adam Riese" von A. Böhme rechnet Seite 302 aus, daß der angegebene Werth gleich sein würde $6519,{}^{1}301607$ Kugeln von gediegenem Silber von der Größe der Erde!

Das also ist aus einem Pfennig geworden, der seit Christi Geburt durch Zins und Zinseszins fortlaufend gearbeitet hat; während, wenn Sie von Christi Geburt an wöchentlich 1 Thaler todt hingelegt hätten, ohne ihn zu verzinsen, Sie heut nach 1865 Jahren erst 96,980 Thaler beisammen hätten — also noch nicht einmal 100,000 Thaler! Vorher habe ich schon erwähnt, daß Sie im Ganzen 19,231 Jahre brauchen, um mit wöchentlich 1 Thaler eine Million zu bekommen.

Wenn es nun im ersten Augenblick den Anschein haben konnte, als spräche ich gegen die Sparsamkeit, denn wer wird anfangen wollen, wenn er es erst in 19,000 Jahren zu einer Million bringen kann, so denke ich, wird mich jetzt dieser Vorwurf nicht mehr treffen. Das Pfennigbeispiel ist wohl der glänzendste Beweis von den ungeheuren Resultaten, zu denen man mit den kleinsten Anfängen kommen kann. Auch dürfte eine Million nicht gerade für Jedermann nöthig sein, um glücklich und zufrieden leben zu

können. Also lassen wir einmal die Jahrhunderte; bleiben wir in den engen Schranken eines Menschenlebens — und fangen wir in ziemlich bescheidenen Verhältnissen an. Wir wollen annehmen, daß 1 Thaler wöchentliches Ersparniß unsere Kräfte bei weitem überstiege. Wir müssen also mit weniger anfangen. Versuchen wir's mit beinah der Hälfte. Im Anfang wird's nur langsam vorwärts gehen, denn aller Anfang ist schwer; sind wir aber erst einmal auf dem Weg, dann geht's schneller als man denkt. Wo Tauben sind, da fliegen Tauben ein.

Wir wollen also annehmen, wir ersparten uns alle Tage eine Weiße. Die Flasche Weißbier kostet 2 Silbergroschen, macht monatlich 2 Thaler, jährlich 24 Thaler. 20 Jahre fortgesetzt, — denn wer gedächte nicht, noch 20 Jahre zu leben — und auch die Weißköpfigen und Graubärtigen — — „so ein 20 Jährchen — hm, hm,“ — — also 20 Jahre fortgesetzt macht 480 Thaler. Nun haben wir aber unsere 24 Thaler jährlich nicht vergraben, sondern verzinst: nehmen wir an zu 5pCt; und wenn das dem Einen oder dem Andern für einen kleinen Mann zu hoch erscheinen sollte, so wollen wir dafür den Zinseszins unberücksichtigt lassen. Die ersten 24 Thaler haben 19 Jahre Zinsen gebracht; die vorletzten 1 Jahr — die jährlichen Raten von 24 Thaler sind also verzinst worden, zur Hälfte länger als 10 Jahre, zur Hälfte kürzere Zeiten. Wenn auch nicht ganz genau, so kommt es doch ungefähr auf das Gleiche heraus, als seien die gesammten 480 Thaler 10 Jahre lang zu 5pCt. verzinst worden. Die Rechnung stellt sich demnach so:

| | |
|---|---|
| 20 × 24 = | 480 Thaler. |
| 5pCt. auf 10 Jahre = | 240 „ |
| | 720 Thaler. |

Mit einer Weißen täglich sind wir also in 20 Jahren zu 720 Thaler gekommen. Entweder haben wir sie gespart, wenn wir die Weiße nicht getrunken haben, oder wir haben die Weiße getrunken und dann haben wir in den 20 Jahren 720 Thaler dafür ausgegeben.

Wenn mit einer Flasche Bier täglich solche Resultate zu erreichen sind — wie müssen dann erst die Ersparnisse aussehen, die man bei anderen Sachen, bei den Cigarren z. B. machen kann.

Fragen Sie die Regierungen, die das Tabacksmonopol haben, wieviel Millionen jährlich in die Luft geblasen werden. — — —

Meine Herren! aus alledem haben wir gesehen, daß die Zahlen so recht im eigentlichen Sinne des Wortes den Teufel im Leibe haben. Und was für ein Teufel ist dieser Teufel der Zahlen! Wie manche Freundschaft zerstört er; wie grinst er uns beständig, und wenn es nur mit einem Groschenhörnchen wäre, aus unseren geschäftlichen Calculationen an; wie scherwenzelt er unablässig herum zwischen Producent und Consument; — wie macht er sich als Concurrenz breit in Handel und Wandel, auf Markt und Börse! Und spielt er nicht dasselbe Spiel, wenn auch anscheinend höher, in allen politischen und sozialen Fragen! —

Nachdem wir an verschiedenen Beispielen gesehen haben, was es eigentlich mit einer Million auf sich hat, wie muß es uns da vorkommen, wenn wir die Führer der sozial-demokratischen Partei gelassen das große Wort aussprechen hören von den 100 Millionen Thalern, die die Arbeiter als Staatsunterstützung brauchten. Nachdem wir wissen, was eine Million ist, wie wenig kann es uns da wundern, daß die 7 Millionen Thaler, die die Reorganisation der preußischen Armee vorläufig jährlich mehr kosten soll, — daß diese 7 Millionen Thaler einen Conflikt in Preußen heraufbeschworen haben, der, wenn er auch gegenwärtig durch leidigere Tagesfragen in den Hintergrund gedrängt ist, doch unwandelbar derselbe geblieben ist. Und es ist weniger die Höhe der Summe, — es ist der Zweck, für den sie verlangt wird, der den Conflikt so geschärft hat.

Wenn Sie die neueste statistische Tabelle des Dr. Hübner vornehmen und dort die stehenden Heere der europäischen Staaten (wohlverstanden nur auf dem Friedensfuß) zusammen zählen, so kommen Sie zu der ungeheuren Zahl von 2,887,567 Soldaten! Und da es Sie jedenfalls interessirt, zu sehen, wie dieselben auf die einzelnen Staaten vertheilt sind, und da nicht Jeder von Ihnen eine Hübner'sche Tabelle bei der Hand hat, so will ich die einzelnen Staaten hier folgen lassen. Die Höhe der Staats-Ausgaben ist in preußischen Thalern, ebenfalls nach der Hübner'schen Tabelle, beigefügt.

Zuerst die Deutschen Bundesstaaten:

| | Staatsausgaben in Thalern. | Stehendes Heer, Friedensfuß. |
|---|---|---|
| Anhalt. Herzogthum . . . | 3,869,000 Rthlr. | 1,836 Mann. |
| Baden. Großherzogthum | 6,273,000 „ | 7,493 „ |
| Baiern. Königreich . . . | 26,000,000 „ | 98,563 „ |
| Braunschweig. Herzogthum. | 1,700,000 „ | 2,476 „ |
| Bremen. Republik . . . . | 2,235,000 „ | 760 „ |
| Frankfurt. „ . . . . | 1,250,000 „ | 783 „ |
| Hamburg. „ . . . . | 4,060,000 „ | 2,163 „ |
| Hannover. Königreich . . | 11,500,000 „ | 26,497 „ |
| Hessen-Kassel. Kurfürstenthum | 5,248,000 „ | 12,856 „ |
| Hessen-Darmstadt. Großherzogthum . . . . . | 5,176,000 „ | 11,700 „ |
| Hessen-Homburg. Landgrafschaft . . . . . . | 224,000 „ | 366 „ |
| Holstein. Herzogthum. . . | 2,384,000 „ | 6,000 „ zum Bundes-Contingent. |
| Lauenburg. „ . . | 233,600 „ | |
| Lichtenstein. Fürstenthum. | 28,000 „ | 70 „ |
| Lippe-Detmold. Fürstenthum . . . . . . . | 215,000 „ | 840 „ |
| Lippe-Schaumburg. Fürstenthum . . . . . | 228,000 „ | 350 „ |
| Lübeck. Republik . . . . | 526,000 „ | 612 „ |
| Luxemburg. Großherzogthum | 800,000 „ | 706 „ |
| und Limburg. Herzogthum . | siehe Niederlande. | 2,706 „ |
| Mecklenburg-Schwerin. Großherzogthum . . . . | 3,400,000 „ | 2,903 „ |
| Mecklenburg-Strelitz. Großherzogthum . . . . | 970,000 „ | 1,178 „ |
| Nassau. Herzogthum . . . | 3,560,000 „ | 5,498 „ |
| Oesterreich. Kaiserreich. . . | 348,000,000 „ | 284,278 „ |
| Oldenburg. Großherzogthum | 2,529,000 „ | 1,952 „ |
| Preußen. Königreich . . . | 150,599,164 „ | 211,268 „ |
| Reuß, jüngere Linie. Fürstenthum . . . . . | 297,000 „ | 609 „ |
| Reuß, ältere Linie. Fürstenthum . . . . . | 200,000 „ | 260 „ |
| Sachsen. Königreich . . . | 13,659,000 „ | 8,695 „ |
| Sachsen-Altenburg. Herzogthum . . . . . | 802,000 „ | 1,473 „ |
| Latus | 595,965,764 Rthlr. | 694,891 Mann. |

| | Staatsausgaben in Thalern. | Stehendes Heer, Friedensfuß. |
|---|---|---|
| Transport | 595,965,764 Rthlr. | 694,891 Mann. |
| Sachsen-Coburg-Gotha. Herzogthum . . . . . | 1,321,600 " | 1,674 " |
| Sachsen-Meiningen. Herzogthum . . . . . | 1,081,500 " | 1,726 " |
| Sachsen-Weimar-Eisenach. Großherzogthum . . . . | 1,702,500 " | 3,015 " |
| Schleswig. Herzogthum . . | 1,989,600 " | ? |
| Schwarzburg-Rudolstadt. Fürstenthum . . . . . | 487,000 " | 989 " |
| Schwarzburg-Sondershausen. Fürstenthum . . . . . | 611,000 " | 826 " |
| Waldeck. Fürstenthum . . | 514,000 " | 866 " |
| Württemberg. Königreich | 9,643,000 " | 10,581 " |
| | 613,315,964 Rthlr. | 714,568 Mann. |

Das sind die Ausgaben der verschiedenen deutschen Staaten und die Anzahl ihrer Soldaten für das Jahr 1865. In welcher beständigen Zunahme sich aber die Staatsausgaben überhaupt befinden, mögen Sie an folgender Zusammenstellung ersehen:

Die Einnahmen des preußischen Staats betrugen

| | | |
|---|---|---|
| 1849 . . . . . | 94,174,380 | Thlr. |
| 1850 . . . . . | 91,338,444 | " |
| 1851 . . . . . | 93,234,959 | " |
| 1852 . . . . . | 97,001,021 | " |
| 1853 . . . . . | 99,568,776 | " |
| 1854 . . . . . | 107,990,069 | " |
| 1855 . . . . . | 111,827,785 | " |
| 1856 . . . . . | 118,864,071 | " |
| 1857 . . . . . | 120,242,312 | " |
| 1858 . . . . . | 126,409,778 | " |
| 1859 . . . . . | 131,859,288 | " |
| 1860 . . . . . | 130,615,255 | " |
| 1861 . . . . . | 135,341,701 | " |
| 1862 . . . . . | 136,523,411 | " |
| 1863 . . . . . | 137,744,159 | " |
| 1864 . . . . . | 141,333,738 | " |
| 1865 . . . . . | 150,714,031 | " |

Nehmen wir nun nach der Hübner'schen Tabelle für 1865 sämmtliche europäischen Staaten zusammen, so erhalten wir folgende Zahlen:

| | | |
|---|---|---|
| Belgien. Königreich . . . | 40,400,000 Rthlr. | 86,272 Mann. |
| Dänemark. Königreich . . . | 6,529,000 " | 20,000 " |
| Deutsche Bundesstaaten . . | 613,315,964 " | 714,568 " |
| Frankreich. Kaiserreich . . | 499,000,000 " | 404,195 " |
| Griechenland. Königreich . | 5,800,000 " | 10,911 " |
| Großbrittanien. Königreich | 442,900,000 " | 148,242 " |
| Italien. Königreich . . . | 247,000,000 " | 392,551 " |
| Kirchenstaat . . . . . . | .692,112 " | 8,070 " |
| Niederlande. Königreich . . | 58,300,000 " | 61,078 " |
| Portugal. Königreich . . . | 30,824,000 " | 27,015 " |
| Rußland. Kaiserreich . . . | 431,100,000 " | 578,000 " |
| Schweden. Königreich . . | 11,400,000 " | 32,864 " |
| und Norwegen. Königreich . | 6,880,000 " | 19,500 " |
| Schweiz. Republik . . . | 13,700,000 " | — — " |
| Spanien. Königreich . . . | 151,000,000 " | 236,301 " |
| Türkei. Kaiserreich . . . | 101,998,000 " | 148,000 " |
| | 2,660,839,076 Rthlr. | 2,887,567 Mann. |

Das ist eine ungeheure Zahl Soldaten! Und diese 2,887,567 Soldaten sind kräftige Männer und müssen ernährt und erhalten werden von den Uebrigen; — zu welchem Zweck? — um sich gegenseitig im Gleichgewicht zu halten. Trotz dieser ungeheuren Zahl ist also für die Sicherheit der Staaten nach Außen nicht mehr erreicht, als wenn kein Staat Soldaten hätte. Nur wäre Letzteres billiger.

Und es wird umso theurer, je ausgezeichneter das Kriegsmaterial ist, das auch nur ein Staat sich beschafft. Denn er zwingt dadurch die Uebrigen, neue Kräfte anzuspannen und neue Millionen fließen zu lassen, um mit ihm gleichen Schritt zu halten.

Eine in Paris erscheinende liberale Zeitung, die „Opinion nationale," machte jüngst hierzu eine ganz treffende Bemerkung. Es war bei Gelegenheit der Nachricht, die aus Toulon kam, daß die französische Regierung daselbst mit großem Erfolge Versuche mit einem neuen Zerstörungsapparat unternommen habe. Die „Opinion nationale" sagte: „Dies Resultat ist herrlich und wir sind entzückt; aber das wird England und Rußland nöthigen, eine neue Verpanzerung zu erfinden, später werden wir dann wieder

neue Kugeln erfinden, um besagte Verpanzerung zu durchbohren. Und so fort, bis zum Verbrauch — aller gegenwärtigen und zukünftigen Budgets. Oestreich und Italien thäten gescheidter: ihre Schulden zu bezahlen, und Frankreich: den Unterricht auszubreiten." —

Und wissen Sie, was diese 2,887,567 Soldaten jährlich kosten?

Der spanische Nationalökonom Fernando Garrido hat berechnet, daß sich die Gesammtsteuersumme der europäischen Staaten auf etwas mehr als 10,000 Millionen Francs jährlich belaufe. Die Rechnung wird wohl stimmen; denn, wenn Sie zu den aus der Hübner'schen Tabelle zusammenaddirten 2,660,839,076 Thaler ein kleines Extraordinarium von nur 5,827,590 Thaler (also nicht $^1/_4$pCt.) hinzurechnen, so kommen Sie auf 2,666,666,666 Thaler = 10,000,000,000 Francs. Das sind also 10,000 Millionen Francs oder 10 Milliarden. Europa hat 285 Millionen Bewohner; macht pro Kopf eine Durchschnittssteuerlast von 35 Francs = 9 Thaler 10 Silbergroschen. Garrido hat weiter berechnet, daß von diesen 10 Milliarden, die in die Staatskassen Europa's fließen, jährlich, abgesehen von der Verzinsung der öffentlichen Schuld, 5000 Millionen Francs (also die Hälfte) zum Unterhalt der Soldaten dienen. Der Pflege des öffentlichen Unterrichts werden von der ganzen ungeheuren Summe nicht mehr als 125 Millionen Francs zugewendet, das heißt mit anderen Worten: auf je 40 Thaler, die in Europa für's Militair verwandt werden, kommt allemal 1 Thaler, sage Ein Thaler für den Unterricht — oder, von den 9 Thaler 10 Silbergroschen, die an jährlicher Steuer jeder Einzelne in Europa zu entrichten hat, kommen 4 Thaler 20 Silbergroschen auf's Militair und — $3^1/_2$ Silbergroschen auf staatliche Unterrichtsanstalten. — Und wenn wir weiter rechnen, so finden wir, daß allemal auf 100 Menschen 1 Soldat kommt. Man sollte meinen: Nun auf Hundert — Einer, das geht ja noch an!" Ja, meine Herren, die 100 Beiträge von 4 Thaler 20 Silbergroschen werden auch bezahlt; — jeder einzelne Soldat in Europa kostet circa 462 Thaler jährlich. Aber sehen Sie sich einmal die 100 zahlenden Menschen an, wie es mit deren Leistungs- und Erwerbsfähigkeit aussieht, und wie Viele dabei sind, die nichts haben und nichts sind, und für die die andern Wenigen wieder eintreten müssen! — Von den 100 Menschen müssen Sie vorläufig die nicht erwerbsfähige Jugend streichen; nehmen wir an, bis zum 17. Jahre; das ist die Hälfte Es bleiben also 50 Menschen. Von diesen die Weiber weg, wieder

die Hälfte — bleiben 25 Mann. Also — von 25 Männern, vom Jüngling bis zum Greise gerechnet, muß allemal Einer, und zwar einer der Kräftigsten, als Soldat von den Uebrigen erhalten werden. Diese Rechnung ist, wie Sie sehen, ganz oberflächlich und leichthin gemacht. Das Resultat würde, wenn man sie unter Zuziehung genauer statistischer Angaben machte, entschieden noch ungünstiger sein. In Wirklichkeit wird es unter 100 Menschen nur 16 bis höchstens 18 Männer im Alter von 20 bis 45 Jahren geben. —

Wenn wir herausgerechnet haben, daß jeder einzelne Soldat in Europa jährlich 462 Thaler kostet, so dürfte das auf den ersten Blick übertrieben scheinen. Ich mache Sie jedoch darauf aufmerksam, daß nicht in allen europäischen Armeen der Gemeine und der Unteroffizier pecuniär so schlecht gestellt ist, wie in der preußischen; weiter, daß in den 462 Thalern pro Soldat natürlich die Kosten für Unterhaltung des gesammten Kriegsmaterials, der Flotten und Festungen enthalten sind; also nicht allein die Gehälter; dann aber auch darauf, daß selbst die Gehälter und Pensionen sämmtlicher europäischen Marschälle und Generale ein ganz erkleckliches Sümmchen repräsentiren würden.

Welch' bedeutende Summe beispielsweise in sämmtlichen europäischen Staaten allein für militairische Pensionen ausgezahlt werden muß, davon werden Sie sich ungefähr eine Vorstellung machen können, wenn Sie bedenken, daß nach einer in den Tagesblättern erschienenen Notiz zur Bestreitung des Pensionsfonds allein in der preußischen Armee nahezu an 4 Millionen Thaler gebraucht werden. Nicht ganz $1\frac{1}{4}$ Million kommt davon auf die Pensionäre vom Feldwebel abwärts.

Die preußische Armee zählt an Offizieren in den oberen Chargen:

| | Activ. | Pensionirt. |
|---|---|---|
| Generalfeldmarschall . . . . | 1. | — |
| Generalfeldzeugmeister . . . | 1. | — |
| Generale . . . . . . . . | 16. | 23. |
| General-Lieutenants . . . . | 37. | 112. |
| General-Majore . . . . . | 92. | 128. |
| Obersten . . . . . . . . | 188. | 234. |
| Oberst-Lieutenants . . . . | 221. | 464. |
| Majore . . . . . . . . | 498. | 1143. |

Bei der Gesammtsumme von 2,887,567 Mann europäischer Soldaten, die wir herausgerechnet haben, ist zu bemerken, daß die Besatzungen in den überseeischen Colonieen von Großbritanien und Spanien dabei nicht mitgerechnet sind. Sie betragen für England an 200,000, für Spanien an 40,000 Mann Diese 240,000 Mann haben aber mit den von uns in Betracht gezogenen 10 Milliarden Francs europäischer Staatseinkünfte ebenfalls nichts zu schaffen. Die betreffenden Colonieen haben gesonderte Verwaltungen und eigene, oft ganz bedeutende Ausgabe-Budgets. Unsere Rechnung wird davon also nicht im Mindesten berührt, und wir können von den 462 Thalern pro Soldat schlechterdings nichts abhandeln. — Im Gegentheil; ein anderer Umstand tritt hinzu, der uns den Herstellungspreis eines Soldaten um weitere $2^1/_4$ Thalern vertheuert. In den 10,000 Millionen Francs, die der Spanier Garrido verrechnet, befinden sich nämlich die Steuereinkünfte der Schweiz mit circa 50 Millionen Francs. Die Hälfte davon, also 25 Millionen Francs sind für's Militair mit in Anschlag gebracht. Bei den 2,887,567 Mann ist aber, wie Sie aus der Hübner'schen Tabelle ersehen haben, kein einziger schweizerischer Soldat.

Die Schweiz hat kein stehendes Heer.

Aber die Schweiz existirt doch! Gewiß existirt sie; und — es ist nichts daran zu ändern — als ein Staat ohne stehendes Heer. Und zwar nicht etwa auf dem Monde; auch nicht wie jene glorreiche Republik jenseits des großen Wassers — nein, wenn Sie wollen, mitten unter uns. Setzen Sie sich auf die Eisenbahn, in 24 Stunden sind Sie in der Schweiz.

Dann hat die Schweiz überhaupt *keine Soldaten*? und jeder Nachbar zur Rechten und Linken kann hineingehen und sich auflangen, wonach ihm gerade der Sinn steht? Es würd's vielleicht auch Einer oder der Andere thun, wenn nicht um des lieben Friedens willen die Großmächte die Schweiz gütigst für neutral erklärt hätten? — Nur langsam, ihr Herren! Die Schweiz hat allerdings *kein stehendes Heer, aber sie hat Soldaten.* Und nicht die schlechtesten; auch nicht die wenigsten; im Verhältniß zur Zahl der Bevölkerung sogar *zweimal soviel* als der Militairstaat Preußen, der doch auch die *allgemeine* Wehrpflicht auf seine Fahne geschrieben hat.

Nehmen wir die Hübner'sche Tabelle wieder zur Hand.

| | Bevölkerung. | Staatsausgaben. | pro Kopf. |
|---|---|---|---|
| Preußen . | $19^1/_2$ Million. | $150,_6$ Million. | (7 Rthlr. 21 Sgr. 8 Pf.) |
| Schweiz . | $2^1/_2$ „ | $13,_7$ „ | (5 „ 14 „ 5 „ |

Soldaten.

| | Friedensfuß. | | Kriegsfuß. | |
|---|---|---|---|---|
| Preußen . . | 211,286 Mann. | (1 pCt.) | 642,171 Mann. | ($3^1/_3$ pCt.) |
| Schweiz . . | — — | | 194,609 „ | ($7^3/_4$ pCt.) |

Und hierbei ist zweierlei zu bemerken:

1) Bei Vergleichung dieser beiden Ausgabebudgets dürfte es scheinen, als ob die Schweiz dafür, daß sie gar kein stehendes Heer hält, doch auch nicht so ungeheuer viel erspare, $2^1/_4$ Thaler pro Kopf weniger als in Preußen. Aber meine Herren, Sie haben zu bedenken, daß die $150,_6$ Millionen Thaler in Preußen einzig und allein Staatsausgaben sind; die $13,_7$ Millionen Thaler in der Schweiz aber bestehen aus:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Bundesausgaben | 5 Millionen. | pro Kopf | 2 Rthlr. — Sgr. — Pf. |
| Cantonalausgaben | $8,_7$ „ | „ | 3 „ 14 „ 5 „ |
| | $13,_7$ Millionen. | | 5 Rthlr. 14 Sgr. 5 Pf. |

In diesen $8,_7$ Millionen Thalern, die die Cantone ausgeben, befinden sich aber viele Beträge, die wir als Communalsteuern und Gemeindelasten buchen würden. In Wirklichkeit bezahlt also der Schweizer weniger wie hier angegeben, (wenn wir allein von den Staatsausgaben sprechen wollen) oder der Preuße ein gut Theil mehr.

2) Wie bezahlt der Schweizer diese $13,_7$ Millionen?*) Der Bund muß seine 5 Millionen Ausgaben decken ohne einen Pfennig directe Steuer zu bekommen. Seine Einnahmen sind Zölle-, Post-, Telegraphen-, Pulver-, Zündkapsel- und Münzverwaltung. Die Hauptquellen der Einnahmen der Cantone sind a) der Ertrag des Vermögens, (bei einzelnen Cantonen ganz bedeutend) und einstweilen noch Entschädigung des Bundes für die an denselben abgetretenen Posten und Zölle; b) an indirecten Auflagen: die Salzsteuer (Preis des Salzes in den verschiedenen Cantonen 6—10 Centimes pro Pfund; also immer noch billiger als in den benachbarten Productionsländern aus denen es zum größeren Theil gekauft wird), und Stempelpapiere, Taxen, Erbschaftsabgaben ꝛc.; c) in den meisten Cantonen wenigstens, eine directe, combinirte Vermögens-, Erwerbs- und Einkommensteuer.

Die Verwaltung kostet den Schweizern ein gut Theil weniger

*) Diese Notizen sind einem statistischen Büchlein entlehnt: „Die Schweiz in ihren bürgerlichen und politischen Zuständen u. s. w. für Einheimische und Fremde." Zürich. Schabelitz. 1858.

als den übrigen Staaten. Die meisten Posten sind Ehrenämter, meist mit nur sehr geringen Einnahmen verbunden. In Glarus z. B. das allerdings sehr einfach verwaltet wird, (die ganze Kantonalverwaltung kostet nicht 800 Thaler!) erhält der erste Beamte, der Kantonslandammann nicht mehr als 700 Francs, (noch nicht 200 Thaler!) Der Landesseckelmeister (Finanzminister) 350 Francs — dagegen bezieht der erste Rathsweibel (Polizeisoldat) 780 Francs = 208 Thaler, der zweite 890 Francs = 237 1/3 Thaler. — In Appenzell Außer-Rhoden erhält der Landamman 200 Francs, ein Statthalter 30 Francs. Der Präsident der Schweiz bezieht ein jährliches Gehalt von 10,500 Francs = 2800 Thaler.

Einem kindergesegneten Subalternbeamten müssen derartige Ansätze auf den ersten Blick erschrecklich vorkommen. Sie sind es aber nicht. Er bedenke, daß, wie bereits gesagt, die meisten Posten Ehrenämter sind, und dann durchdenke er ein Beispiel wie das von Glarus, wo die Polizeidiener ein höheres Gehalt beziehen als der Regierungspräsident, und mehr als doppelt soviel als der Finanzminister! Wie sehr sich Gehälter u. s. w. in der Schweiz nach Verhältnissen und Umständen richten, ist beispielsweise daraus zu ersehen, daß der schweizerische Gesandte in Paris ein 4—5 mal so hohes Gehalt bezieht als der Präsident der Republik selber.

Wenn nun auch nach Kräften gespart wird an der an sich stets unproduktiven Verwaltung — es wird nicht gespart an der Hebung und Erleichterung der Verkehrsverhältnisse. Gute Bergstraßen, gute Eisenbahnen, Wasserregulirungen. Dafür ist Geld vorhanden. Es wird nicht geknickert an den öffentlichen Einrichtungen, nicht geknausert an den Unterrichtsanstalten. Für alle diese Sachen, namentlich für den öffentlichen Unterricht, ist Geld da, mehr als in irgend einem anderen europäischen Staat. Wenn Fernando Garrido, der spanische Nationalökonom, ausgerechnet hat, daß in Europa auf je 40 Thaler, die für's Militair ausgegeben werden, nur Ein Thaler auf den öffentlichen Unterricht kommt, so bildet die Schweiz, die einzige Republik von Belang in Europa, die sich in so vielen Fragen im prinzipiellen Gegensatz zu den übrigen, monarchischen Staaten befindet, — in dieser Sache — bildet sie eine leuchtende Ausnahme. In der Schweiz kommen auf je 40 Thlr., die für's Militair ausgegeben werden, 50 Thlr. — sage fünfzig Thaler auf den öffentlichen Unterricht.

Und woher kommt es, daß für derartige Sachen diese Leute

so unendlich viel mehr leisten können als alle Uebrigen? und woher kommt es, daß sie dabei — und trotz alledem — weit weniger belastet sind? Die Antwort ist einfach: — Der Hauptausgabepunkt sämmtlicher übrigen europäischen Staaten fehlt ihnen: — ihr Militairbudget beträgt $1^1/_4$ Million Thaler!

Und wie haben die Schweizer es fertig gebracht, mit so geringen Mitteln auch im Militairgebiet so Bedeutendes zu leisten? Nun, auch hier ist die Antwort einfach. Die gewöhnliche Bestimmung der Heere ist eine doppelte: Aufrechterhaltung der Ruhe im Innern und Vertheidigung des Staates gegen Außen. Der erstere Punkt kommt bei der Schweiz gar nicht in Betracht. Es ist in der Schweiz kein Grund zur Befürchtung einer Revolution vorhanden, denn der Schwerpunkt des Staatsorganismus liegt im Volk. Wie wäre es nun denkbar, daß das Volk gegen sich selbst revolutioniren sollte? Hat es doch alle paar Jahre genugsam Gelegenheit, sein gesammtes Beamtenpersonal, wenn es ihm nicht mehr paßt, und, wenn es Lust dazu hat, auch seine Verfassung zu ändern. — Bleibt also für das schweizerische Heer nur die zweite Bestimmung: die Vertheidigung des Vaterlandes.

Da haben sich die Schweizer gesagt: Wir sind nur $2^1/_2$ Million. Hannover, Oldenburg und Braunschweig sind zusammen auch $2^1/_2$ Million. Sie haben zusammen 30,000 Mann Soldaten und bezahlen dafür jährlich circa 4 Millionen Thaler. Im Kriegsfall können sie es auf 36,000 Mann bringen. Ferner Würtemberg und Hessen-Darmstadt sind auch $2^1/_2$ Million; sie haben zusammen 22,000 Mann Soldaten, bezahlen dafür 3 Millionen Thaler und können es, wenn Noth am Mann ist, auch nur auf höchstens 35,000 Mann bringen. Weiter: Belgien ist zweimal so groß wie die Schweiz; es hat 86,000 Mann und bringt's zur Noth auf über 100,000; aber es bezahlt auch in Friedenszeiten, Jahraus Jahrein über 12 Millionen Thaler dafür. — Das geht nicht. — So dürfen wir es also nicht versuchen. Wir könnten 30—35,000 Mann halten — zur Noth auch 50,000 Mann — mehr auf keinen Fall. Aber die würden uns im Frieden auffressen, daß wir im Krieg nichts mehr zu geben hätten. Wir würden uns selbst ruiniren. Wir müssen's anders versuchen. Waffen und Munition und das gesammte Kriegsmaterial — das wollen wir bezahlen; — das aber, was die stehenden Heere so entsetzlich theuer macht, das Menschenmaterial — das können wir nicht bezahlen; wenigstens nicht in der Ausdehnung in der wir es zu einer wirk-

samen Vertheidigung unseres Landes bedürfen. Das Menschenmaterial aber ist immer vorhanden. Laßt uns nur dafür sorgen, daß die Schweiz so regiert wird, daß jeder Schweizer jede öffentliche und nationale Angelegenheit für seine eigene persönliche hält; laßt uns dafür sorgen, daß die Gesetze derartig sind, daß Jedermann willig Gut und Blut opfert für die Aufrechterhaltung dieser Gesetze, die er sich selbst mitgegeben hat.

Und das thaten sie.

Die Ausbildung ihrer Mannschaften, die in den stehenden Heeren so entsetzlich viel Geld kostet, und die um so theurer wird, als sie Tausende und aber Tausende kräftiger Männer Jahre lang verhindert an dem Nationalwohlstand mitzuarbeiten — diese Ausbildung verlegten sie in die Schule. An allen Cantonsschulen und an den höheren Stadtschulen ist neben der wissenschaftlichen Ausbildung und neben dem Turnunterricht das militairische Exercitium obligatorisch. Die besten Officiere und die besten Unterofficiere, die die Schweiz auftreiben kann, bleiben dauernd im Dienst als Instructoren für die Jugend. Nicht allein, daß die militairische Ausbildung bei den Knaben vorgenommen wird, die noch nicht erwerbsfähig sind und deren Zeit nichts kostet; — nein — diese Knaben fassen die Sache mit der ganzen Leidenschaftlichkeit der Jugend auf; und sie ist ihnen dabei eine zugleich angenehme und nützliche Abwechslung mit dem Zusammengepferchtsein in den Klassen.

Und damit Hand in Hand geht der militairische Geist der ganzen Nation — Jugendfeste und Knabenschießen in den einzelnen Cantonen, an denen die Knaben sich schon vom zehnten Jahre an betheiligen und bei denen Pulver und Blei die Hauptrolle spielen. Die besten dieser kleinen Schützen werden durch angemessene Preise Seitens der Gemeinden und einzelner Privaten belohnt.

Und dann, wenn die Knaben älter geworden — im ganzen Volk, an jedem Ort, die Schützenvereine.

So vorbereitet, treten die jungen Leute mit dem 20. Jahre in die allgemeine Wehrpflicht ein und dienen — sechs Wochen. Dann nach Jahren ein-, höchstens zweimal einen achttägigen Wiederholungskursus. Und damit ist die Sache fertig, — wenigstens in Friedenszeiten, und sie sind doch der Normalzustand. Wer dagegen Lust und Neigung hat, zu avanciren und Officier zu werden, der muß von vornherein wissen, daß er auch Zeit dafür hat.

Und so hat die Schweiz es fertig gebracht, daß sie bei einer

Bevölkerung von 2½ Million und einer jährlichen Ausgabe von 1¼ Million Thaler ins Feld stellen kann:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Bundesauszug | 85,441 | Mann vom | 20—34. | Jahr 3 pCt. | müssen die Kantone von ihrer Bevölkerung mindestens hierzustellen. |
| Reserve . . . | 45,631 | „ | 35—40. | „ 1½ pCt. | |
| Landwehr . . | 63,536 | „ | 41—44. | „ | |
| | 194,608 | Mann. | | | |

Und wenn Sie wollen, können wir noch des Landsturms gedenken, der mit 150,000 Mann veranschlagt wird.

Meine Herren! Es würde uns zu weit führen, und weit über die Grenzen dieses Vortrages hinausgehen, wenn wir uns hier noch eingehender mit der schweizerischen Wehrverfassung beschäftigen wollten. Es genüge hier, zu erwähnen, daß auch in ernsten Fällen — im Sonderbundskrieg von 1847, wo die kleine Schweiz im Ganzen, allerdings in zwei feindliche Lager getheilt, 140,000 Mann im Felde zu stehen hatte; und in der Mobilmachung wegen der Neuenburger Angelegenheit im Dezember 1856 — diese Wehrverfassung sich glänzend bewährt hat.

Und das Eine wollen wir noch bemerken, das nämlich, daß die gesunden Ideen, auf denen die schweizerische Wehrverfassung beruht, jetzt auch in Deutschland anfangen sich Bahn zu brechen. Wir haben in Frankfurt a. M., in Würtemberg, in Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau bereits Jugendwehren. Bis jetzt sind's freilich erst schüchterne, meist communale Knospen, lassen Sie uns indeß hoffen, daß sie die Vorläufer einer größeren, segensreichen Bewegung sein werden. Der zweite Deutsche Jugendwehrtag ist bereits am 17 September 1865 in Frankfurt a. M. abgehalten worden. Es waren zur Inspection und zu gemeinschaftlicher Felddienstübung zusammen gekommen: die Jugendwehren von Frankfurt, Heidelberg, Wiesbaden und Mannheim, die Artillerie von Stuttgart; dann der Wehrverein von Frankfurt und die Turnerwehren von Frankfurt, Bornheim, Darmstadt und Stuttgart; im Ganzen 700 Köpfe.

Der würtembergische Ingenieur-Hauptman a. D. von Gaisberg vollzog die Inspection. In Würtemberg ist bereits denjenigen, die Mitglieder einer Jugendwehr waren, eine Verkürzung ihrer Militair-Dienstzeit zugesichert.

Und nun meine Herren, wenn noch der Eine oder der Andere verächtlich die Achseln zucken sollte und sagen: Jugendwehren, Miliztruppen — Firlefanz, Spielerei — hat sich noch nicht im Ernst bewährt; — Schweiz — Kunststück! hat Berge und ist neutral erklärt —; so will ich mich nicht damit begnügen, auf die

8*

Lächerlichkeit und Unhaltbarkeit dieser banalen Phrasen hinzuweisen, die gedankenlos dem Einen vom Andern nachgeplappert werden. Ich will mich auch nicht damit begnügen, Sie zu fragen, was waren denn die preußischen Krümper von 1813 und 14 anders als Milizsoldaten? — sondern ich will Ihre Aufmerksamkeit auf ein Beispiel aus unseren Tagen richten, ein Beispiel, das wir Alle miterlebt haben, und das mehr als vieles Andere geeignet ist, jeden denkenden Mann zu Betrachtungen anzuregen, deren Resultat wahrhaft wunderbar sein wird. Es erschiene mir als eine unverantwortliche Unterlassungssünde, wenn ich es nicht thäte.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika hatten ein so kleines stehendes Heer, daß es in Anbetracht ihrer Größe kaum gerechnet werden konnte. Bei einer Bevölkerung, die in den letzten 15 Jahren rasch von 20 auf 30 Millionen angewachsen ist, nur 10—12,000 Mann. Die Mannschaft wurde geworben und bestand seit längerer Zeit etwa zur Hälfte aus Eingewanderten. Die Amerikaner brauchten diese Zahl Soldaten, um die weiten Gebiete von Texas, Neu-Mexico, Californien und Oregon vor den Einfällen der Indianer zu bewahren. Zu diesem Zweck wurde eine große Menge vereinzelter Forts errichtet, in welche die Soldaten als Besatzung hineingelegt wurden. Die Kosten dieses Heeres inclusive Instandhaltung der Forts u. s. w. beliefen sich auf 10—12 Millionen Dollars. Der Soldat kostete also pro Jahr 1000 Dollars. Das ist an drei mal so viel als der Preis, den wir für den europäischen Soldat ausgerechnet haben.

Verschiedene Umstände waren Schuld an diesem hohen Preis. Zum kleineren Theil die Ausdehnung des weiten Terrains, das zu sichern war; dann auch der geringere Werth des Geldes an sich in Amerika; hauptsächlich aber war es die amerikanische Ansicht, daß das Waffenhandwerk ein Handwerk wie jedes andere sei und demgemäß auch im gleichen Verhältniß wie jede andere Arbeit bezahlt werden müsse. Und die Leute hatten Recht, denn ihre Soldaten hatten in Wirklichkeit etwas zu thun. In Kriegszeiten schlossen sich Freiwilligen-Compagnieen dem stehenden Heere an. Außerdem existirt eine Miliz, die in Friedenszeiten Sache der Einzelstaaten ist; im Krieg unter dem Präsidenten steht. Jeder Bürger ist milizpflichtig bis zu einem gewissen Alter, das in den verschiedenen Staaten verschieden bestimmt ist. Befreit davon sind nur Lehrer, Aerzte und Prediger; im Frieden auch die Beamten. Diese Miliz betrug an 2,300,000 Mann. Der Kriegsminister gehört der Armee nicht an.

Sie wissen, was kam. Die Rebellion der Südstaaten fand die verfassungstreuen Nordstaaten fast wehr- und waffenlos. Die Officiere der Armee standen mit wenig Ausnahmen zum Süden. Heer und Festungen waren in den Händen des Südens. Die Flotte zerstreut über alle Welttheile. Die schnell zusammengerafften Freiwilligencorps der Nordstaaten erlitten Niederlage auf Niederlage. Hohnlächelnd wies man in Europa auf die Unmöglichkeit hin, den Süden zu unterwerfen. Man rechnete dem Norden vor, daß er zum Mindesten eine Million Soldaten dazu brauche. England und Frankreich anerkannten den Süden als kriegführende Macht. — Und was ist geschehen? — Nicht eine Million Soldaten, nein, Millionen sind aus der Erde gestampft worden. — Aus Nichts wurde die gewaltigste Flotte gebildet. — Aufrechterhaltung der Union — Recht der freien Arbeit — Abschaffung der Sclaverei — wurde nach und nach das allgemeine Feldgeschrei. Nicht das Feldgeschrei der Regierung allein, denn wo finge in einem Gemeinwesen wie die Vereinigten Staaten es sind, die Regierung an, — wo hörte sie auf, — sondern das Feldgeschrei eines jeden einzelnen Bürgers. Die Einen stellten sich auf 90 Tage, Andere auf abermals 90 Tage — wieder Andere auf die ganze Dauer des Krieges der Regierung zur Verfügung. Ohne Diktatur, auf rein gesetzlichem Wege, bestimmten sie sich selbst die Conscription und unterwarfen sich ihr. Nach dem jetzt veröffentlichten Bericht des Nordamerikanischen Kriegs-Ministers sind vom 15. April 1861 bis zum 14. April 1865 eingestellt worden in die Armee 2,656,553 Mann!

Der Krieg hatte Dimensionen angenommen, die in der Geschichte nicht ihres Gleichen haben. Siebentägige Schlachten sind geschlagen worden, mitten in Wüsteneien, fern von allen lindernden Hilfsmitteln der Civilisation. — Und was war es, was brachte diese Männer dahin, so entsetzliche Strapatzen ruhig und männlich zu ertragen? Was veranlaßte sie, wieder und wieder einzutreten, wenn ihre Zeit um war, und nicht zu lassen von der einmal für Recht erkannten Sache? War es der Ehrgeiz? War es die Sucht nach militairischer Auszeichnung? War es das Verlangen, sich eine einträgliche Officiersstelle zu erobern, um später im Frieden und bis an den sanftseligen Tod ruhig und behäbig in dieser Stellung leben zu können? —

Nichts von Alledem. Allerdings trugen auch die amerika-

nischen Soldaten, wie die französischen, ihren Marschallsstab im Tornister bei sich; — aber ihr Marschallsstab war ein anderer: — es war das Bewußtsein eines jeden Einzelnen, seine Pflicht gethan zu haben. — Und was konnte es anders sein? — Als der Krieg zu Ende ging, hatte die Union noch 1 Million Soldaten und 40,000 Officiere unter den Waffen. Wo sind sie geblieben? — Noch standen einzelne feindliche Heerhaufen, da ward schon begonnen mit der Entlassung der Armee. Soldaten und Officiere, vom Gemeinen bis zum General, traten zurück in die Werkstätten der Industrie, in die Büreaus der Kaufleute, in die Hörsäle der Wissenschaft. Sie zogen die Uniform aus und wurden wieder Bürger. Und, was ebenso wunderbar ist, als diese ganz unglaublich klingende Thatsache, — keine Störung, keine Veränderung war im bürgerlichen Leben bemerkbar.*) So groß war der Sinn für Gesetzlichkeit in diesem Lande, daß Keiner auch nur im Traum daran dachte, es könne einem der von ihren Soldaten oft vergötterten Generale, der oft Jahrelang hunderte von Meilen vom Sitze der Regierung entfernt war, — einfallen, einen Napoleon spielen zu wollen. — So groß war der Bürgersinn, daß Privatwohlthätigkeit in wenigen Tagen, in den größeren Städten Millionen Dollars aufbrachte, zur Pflege der Verwundeten, zur Linderung der Leiden der Gefangenen, zur Unterstützung der Hinterbliebenen. So groß war der Bürgersinn, daß in dem vom Krieg zerrissenen, und von Parteien durchwühlten Lande, und bei einer Million bewaffneter Bürger, die diesen verschiedenen politischen

*) Von den nordstaatlichen Generalen ist der berühmteste, Grant, seines Zeichens ein Lohgerber, gegenwärtig noch im Dienst; Burnside ist Eisenbahn-Agent von dem Oelbezirke Pennsylvaniens; Butler Fabrikant in Massachusetts; Karl Schurz der washingtoner Korrespondent der „New-York Tribune"; Sigel Herausgeber eines deutschen Blattes in Baltimore; Franklin Inspector in Colt's Waffendepot in Hartfort; der Reitergeneral W. S. Smith hat einen Spezereiladen in Chicago; M. F. Patrick, früherer Generalprofoß in Grant's Armee, bewirthschaftet eine Pachtung bei New-York; Ferrero ist Tanzmeister; Percy Wyndham Fechtmeister. Von südstaatlichen Generalen ist Buckner Redakteur in New-Orleans, Gardiner, von Port Hudson her berühmt, ein Localberichterstatter; G. F. Anderson war zuerst Metzger und hält jetzt Auktionen ab; D. M. Thomas ist Schreiber auf einem Mississippi-Dampfboot; Forrest betreibt eine Sägemühle in Tennessee und Wheeler hat in Augusta (Georgien) ein Kommissionsgeschäft gegründet.

Parteien angehörten — die Präsidentenwahl vor sich ging, ruhig und gesetzlich wie im tiefsten Frieden! —

Wenn Sie bedenken, meine Herren, daß vor noch gar nicht so langer Zeit Amerika noch das Eldorado der Spitzbuben genannt wurde, und daß bei der jährlichen Einwanderung auch heute noch Bankerottiers, Schwindler, verkommene Genies und Arbeitsscheue einen doch immerhin bemerkbaren Prozentsatz bilden — und Sie stehen solchen Thatsachen gegenüber — dann bleibt nur Eins möglich: — es muß der Hauch der Freiheit ein Mark und Bein durchdringender sein, um auch aus solchen Elementen so thatkräftige Bürger, so aufopferungsfähige Soldaten zu machen! — — —

Der Nord-Amerikanische Congreß kommt in jedem Jahre zusammen am ersten Montag im Monat Dezember. Er wird eröffnet durch eine Botschaft des Präsidenten, in welcher dieser dem Lande Rechenschaft giebt über seine Auffassung der politischen Lage und über die Thätigkeit seiner Verwaltung.

Der Präsident Johnson konnte im Dezember 1865 dem Congreß mittheilen, daß im Laufe von 6 Monaten 822,000 Mann Soldaten aus dem Dienst entlassen worden seien; daß der Flottenbestand des Vorjahres von 671 Fahrzeugen mit 4610 Geschützen reducirt sei auf 117 Fahrzeuge mit 830 Geschützen; außer Dienst gestellt also 454 Fahrzeuge mit 3780 Geschützen; daß die Armee auf 50,000 Mann reducirt werde, mit der Maßnahme, daß sie erforderlichen Falls auf 82,000 Mann gebracht werden könne; — und daß diese Reductionen das Kriegsbudget von 516 Millionen Dollars auf 33 Millionen herabsetze.

Die Ersparniß ist 483 Millionen Dollars.

Die Kostenrechnung des Krieges ist jetzt so ziemlich abgeschlossen: 2,800,000,000 Dollars ist der ganze Betrag.

Wenn die Vereinigten Staaten eine stehende Armee von nur 200,000 Mann gehabt hätten, so hätte ihnen das bei ihrem Satz von 1000 Dollars pro Mann und Jahr, jährlich gekostet 200,000,000 Dollars. In kurzen 14 Jahren hätte ihnen diese gewiß nicht unverhältnißmäßig große stehende Armee also gekostet — 2,800,000,000 Dollars, d. h. soviel wie der ganze Krieg. Und dabei hätte ihnen dieser Krieg dann doch noch gerade soviel gekostet, wie er ihnen gekostet hat. — — — —

Goethe sagt irgendwo: „Man sagt oft, Zahlen regieren die Welt. Das aber ist gewiß: Zahlen beweisen, wie sie regiert wird.“

## The Raven.

By Edgar Allan Poe.

1844.

---

Once upon a midnight dreary, while I pondered, weak and weary,
Over many a quaint and curious volume of forgotten lore —
While I nodded, nearly napping, suddenly there came a tapping,
As of some one gently rapping, rapping at my chamber door.
„'Tis some visiter," I muttered, „tapping at my chamber door —
Only this and nothing more."

Ah, distinctly I remember, it was in the bleak December,
And each separate dying ember wrought its ghost upon the floor.
Eagerly I wished the morrow; — vainly I had sought to borrow
From my books surcease of sorrow — sorrow for the lost Lenore —
For the rare and radiant maiden whom the angels name Lenore —
Nameless here for evermore.

And the silken sad uncertain rustling of each purple curtain
Thrilled me — filled me with fantastic terrors never felt before;
So that now, to still the beating of my heart, I stood repeating
„'Tis some visiter entreating entrance at my chamber door —
Some late visiter entreating entrance at my chamber door;
This it is and nothing more."

Presently my soul grew stronger; hesitating then no longer,
„Sir," said I, „or Madam, truly your forgiveness I implore;
But the fact is I was napping, and so gently you came rapping,
And so faintly you came tapping, tapping at my chamber door,
That I scarce was sure I heard you" — here I opened wide the door: —
Darkness there and nothing more.

## Der Rabe.

(Deutsche Uebertragung.)

1866.

Mitternacht war's, stürmisch, schaurig, als ich müd' und matt und traurig
Ueber manch' ein früh'res Streben hatt' gegrübelt hin und her;
Schlummern — schlafen fast — ich mochte, als mit einem Mal es pochte,
Als ob draußen leise pochte, leise pochte irgend wer —
„'S wird Besuch sein, denn es pochte, leise pochte irgend wer —
Das wird's sein, und sonst nichts mehr."

Winter war's; und kalt und eisig. Im Kamine knisternd Reisig, —
Flackernde Gespensterschatten huschten an den Wänden her.
Und ich sehnt' mich nach dem Morgen, denn aus keinem Buch erborgen
Konnt' ich Lind'rung meiner Sorgen, der ich mich in Gram verzehr'
Um die Eine, — Eine — Eine, die ich fühle, seh' und hör',
Nimmer, nimmer, nimmermehr!

Horch! ein Rascheln; — und ich lauschte, wie's im seid'nen Vorhang rauschte,
Und ein Grausen mich durchschauert, wie mir nie gegraust vorher; —
Meines Herzens heftig Schlagen leichter, eher zu ertragen,
Sucht' ich laut mir selbst zu sagen: „Wer so spät noch kommt daher —
Irgend ein Besucher ist es, der so spät noch kommt daher —
Das nur ist's, und sonst nichts mehr."

Und ich, meine Furcht so bannend, schritt zur Thür hin, mich ermannend:
„Herr," sagt' ich, — „mein Fräulein, bitte, um Verzeihung bitt' ich sehr, —
Eingeschlafen sein ich mochte, und so leise nur es pochte,
Daß ich nicht sogleich vermochte, klar zu wissen, was es wär', —
Daß ich wirklich selbst nicht wußte, ob mich täuscht' nicht mein Gehör" —
Finsterniß rings um mich her. —

Deep into that darkness peering, long I stood there wondering, fearing,
Doubting, dreaming dreams no mortals ever dared to dream before;
But the silence was unbroken, and the stillness gave no token,
And the only word there spoken was the whispered word: „Lenore?"
This I whispered, and an echo murmured back the word: „Lenore!" —
Merely this and nothing more.

Back into the chamber turning, all my soul within me burning,
Soon again I heard a tapping something louder than before.
„Surely," said I, „surely that is something at my window lattice;
Let me see, then, what thereat is, and this mystery explore —
Let my heart be still a moment and this mystery explore; —
'Tis the wind and nothing more."

Open here I flung the shutter, when, with many a flirt and flutter,
In there stepped a stately Raven of the saintly days of yore.
Not the least obeisance made he; not a minute stopped or stayed he;
But, with mien of lord or lady, perched above my chamber door —
Perched upon a bust of Pallas just above my chamber door —
Perched, and sat, and nothing more.

Then this ebony bird beguiling my sad fancy into smiling,
By the grave and stern decorum of the countenance it wore.
„Though thy crest be shorn and shaven, thou," I said, „art sure no craven,
Ghastly grim and ancient Raven wandering from the Nightly shore —
Tell me what thy lordly name is on the Night's Plutonian shore!"
Quoth the Raven: „Nevermore."

Much I marvelled this ungainly fowl to hear discourse so plainly,
Though its answer little meaning — little relevancy bore;
For we cannot help agreeing that no living human being
Ever yet was blessed with seeing bird above his chamber door —
Bird or beast upon the sculptured bust above his chamber door,
With such name as „Nevermore."

Lange stand ich, zitternd, zagend, und durch's Hirn mir Träume jagend,
Die kein Sterblicher zu träumen, keiner wagte je vorher;
Doch nur von des Herzens Pochen ward die Stille unterbrochen,
Nur ein Wort ward leis gesprochen — ach! ihr Name hoch und hehr —
Selber sprach ich's; und das Echo flüstert ihn rings um mich her;
Nur das Echo, sonst nichts mehr.

Und zurück in's Zimmer kehrend, und in Zweifeln mich verzehrend,
Hört' ich abermals ein Klopfen, etwas lauter als vorher —
„Sicher, dort ist es gewesen, an dem Fenster treibt's sein Wesen,
Dieses Räthsel muß ich lösen, — es zu lösen scheint nicht schwer; —
Still doch, Herz, so lass' dein Schlagen; sieh', die Lösung ist nicht schwer: —
'S ist der Wind, und sonst nichts mehr!"

Kaum ich's Fenster offen habe, aufgeplustert kommt ein Rabe,
Uralt, geisterhaft und grausig, als ob er vom Jenseits wär';
Ohne sich an mich zu kehren, als ob nichts ihn könn' bethören,
Niemand ihm den Weg verwehren, schreitet er voll Würde her,
Und auf meine Pallasbüste setzt sich voller Würde er,
Setzt sich drauf, und dann nichts mehr.

Dieser Würde mußt's gelingen, mir ein Lächeln abzuzwingen,
Und die düst'ren Geister bannen, die umlagert mich vorher.
„Wenn Dein Haupt auch kahl geschoren, bist als Memme nicht geboren,
Aus der Unterwelt erkoren, der gespenstisch Du kommst her, —
Nenne mir den stolzen Namen, den Du dort trägst, wo Du her" —
Krächzt der Rabe: „Nimmermehr."

Wenig war ich nicht betroffen, daß so deutlich und so offen
Antwort gab der nächt'ge Vogel, — war sie gleich nicht inhaltschwer;
Doch, noch Niemand hat gelesen, daß schon je ein menschlich Wesen
Sei wie ich, beglückt gewesen, daß ein Rabe ihm erklär',
Der da hockt auf einer Büste, daß der Rabe ihm erklär',
Daß er heiße: „Nimmermehr."

But the Raven, sitting lonely on that placid bust, spoke only
That one word, as if his soul in that one word he did outpour.
Nothing farther then he uttered; not a feather then he fluttered —
Till I scarcely more than muttered: „Other friends have flown
before —
On the morrow *he* will leave me, as my hopes have flown
before.“
Then the bird said: „Nevermore.“

Startled at the stillness broken by reply so aptly spoken,
„Doubtless,“ said I, „what it utters is its only stock and store,
Caught from some unhappy master whom unmerciful disaster
Followed fast and followed faster till his songs one burden bore —
Till the dirges of his hope that melancholy burden bore
Of Never — nevermore.“

But the Raven still beguiling all my sad soul into smiling,
Straight I wheeled a cushioned seat in front of bird and bust and
door;
Then, upon the velvet sinking, I betook myself to linking
Fancy unto fancy, thinking what this ominous bird of yore —
What this grim, ungainly, ghastly, gaunt, and ominous bird of yore
Meant in croaking „Nevermore.“

This I sat engaged in guessing, but no syllable expressing
To the fowl whose fiery eyes now burned into my bosom's core;
This and more I sat divining, with my head at ease reclining
On the cushion's velvet lining that the lamp-light gloated o'er,
But whose velvet violet lining with the lamp-light gloating o'er
*She* shall press, ah, nevermore!

Then, methought, the air grew denser, perfumed from an unseen
censer
Swung by seraphim whose foot-falls tinkled on the tufted floor.
„Wretch,“ I cried, „thy God hath lent thee — by these angels he
hath sent thee
Respite — respite and nepenthe from thy memories of Lenore!
Quaff, oh quaff this kind nepenthe and forget this lost Lenore!“
Quoth the Raven: „Nevermore.“

Nur dies Wort hat er gesprochen, von nichts And'rem unterbrochen,
Grad' als ob in diesem Worte seine ganze Seele wär'!
Weiter war nichts zu erlangen, und ich sprach mit leisem Bangen:
„And're Freunde sind gegangen, ihre Stätte längst ist leer --
Morgen geht auch er von dannen, längst ja bin ich hoffnungsleer" —
Krächzt der Rabe: „Nimmermehr."

Stutzend, daß ich unterbrochen, durch ein Wort so klug gesprochen,
Dacht' ich, dieses Wort nur weiß er, und er kennt kein and'res mehr;
Hat's von seinem Herrn, dem armen, den's Geschick mit grimmen Armen,
Ohn' Erbarmen, ohn' Erbarmen, hat geschleudert hin und her,
Der sein Hoffen längst begraben, mit der düst'ren Trauermähr
Von dem Nimmer — Nimmermehr!

Dennoch lächelte ich leise über seine selt'ne Weise,
Und 'nen Polstersessel rollt' ich näher zu dem Vogel her.
In den Sessel mich versenkend, saß' ich da, bei mir bedenkend,
All' mein Sinnen darauf lenkend, was der Sinn der düst'ren Mähr
Dieses geisterhaften, grau'sgen, garst'gen Unglücksboten wär',
Was er meint' mit: „Nimmermehr."

Und so saß ich, selbst mich fragend, keine Silbe mehr ihm sagend,
Dessen glüh'nde Augen brannten tief in's Herz sich mir nunmehr;
Und von Zweifeln, ungewissen, und von Gram und Schmerz zerrissen,
Lehnt' das Haupt ich in die Kissen, in die Kissen müd' und schwer —
Ach! dieselben, selben Kissen, noch von jenen Zeiten her —
Sie berührt sie nimmermehr!

Horch! ein überirdisch' Klingen — Wonneschauer mich durchdringen,
Als ob gute Geister schwingen Weihrauchbecken hin und her.
„Hat ein Gott Dich mir gesendet, hat mein Leiden er geendet,
Mir Vergessenheit gespendet, — einen Trank vom Lethe her —
Trink' ihn! trink' ihn! daß Vergessen ewig, ewig er bescheer'" —
Krächzt der Rabe: „Nimmermehr!"

„Prophet!“ said I, „thing of evil! — prophet still, if bird or devil! —
Whether tempter sent, or whether tempest tossed thee here ashore,
Desolate yet all undaunted, on this desert land enchanted —
On this home by Horror haunted — tell me truly, I implore —
Is there — *is* there balm in Gilead? — tell me — tell me, I implore!“
Quoth the Raven: „Nevermore.“

„Prophet!“ said I, „thing of evil — prophet still, if bird or devil!
By that heaven that bends above us — by that God we both adore —
Tell this soul with sorrow laden if, within the distant Aidenn,
It shall clasp a sainted maiden whom the angels name Lenore —
Clasp a rare and radiant maiden whom the angels name Lenore.“
Quoth the Raven: „Nevermore.“

„Be that word our sign of parting, bird or fiend!“ I shrieked, upstarting —
„Get thee back into the tempest and the Night's Plutonian shore!
Leave no black plume as a token of that lie thy soul hath spoken!
Leave my loneliness unbroken! — quit the bust above my door!
Take thy beak from out my heart, and take thy form from off my door!“
Quoth the Raven: „Nevermore.“

And the Raven, never flitting, still is sitting, still is sitting
On the pallid bust of Pallas just above my chamber door;
And his eyes have all the seeming of a demon's that is dreaming,
And the lamp-light o'er him streaming throws his shadow on the floor;
And my soul from out that shadow that lies floating on the floor
Shall be lifted — nevermore!

„Bist Prophet Du, Höllenwesen! kannst Du in den Sternen lesen! —
Ob Dich der Versucher sende, ob Dich schleud're Sturm daher, —
Hier, wo Wahnsinn mich zerzauset, — wo's der Hölle selber grauset,
Hier, wo Schrecken stets gehauset, — sag' mir's, sag's, ich Dich beschwör' —
Find' ich Lind'rung meiner Leiden, sag' mir's, sag's, ich Dich beschwör'" —
Krächzt der Rabe: „Nimmermehr!"

„Bist Prophet Du, Höllenwesen! kannst Du in den Sternen lesen! —
Sag' mir's bei dem großen Gotte droben über'm Sternenheer,
Ob im weiten Weltenbaue jemals sie, der ich vertraue,
Ob ich jemals wiederschaue jenes Mädchen hoch und hehr, —
Jenes herrlich hohe Mädchen, die als Heil'ge ich verehr'" —
Krächzt der Rabe: „Nimmermehr!"

„Fluch Dir! Fluch Dir, Höllenwesen! dies sei's letzte Wort gewesen,
Aus Verdammniß auserlesen, diese Lüge gräßlich schwer!
Hämmerst mich mit wucht'gem Hammer, scheer' Dich fort aus meiner Kammer!
Lass' mir, lass' mir meinen Jammer, und zurück zur Höll' Dich scheer'!
Höre auf, mich zu zerfleischen, und zurück zur Höll' Dich scheer'!"
Krächzt der Rabe: „Nimmermehr!"

Und der Rabe weichet nimmer, sitzt noch immer, immer, immer,
Droben auf der Pallasbüste, als ob dort er hingehör';
Die dämonisch gluthensatten Augen nie und nie ermatten,
Und das Licht wirft seinen Schatten, seinen Schatten weit einher.
Meine Seele aus dem Schatten, den er wirft so weit einher,
Wird sich heben — nimmermehr!

---

## An alle Wähler des 3. Berliner Wahlkreises,

die den conservativen Wahl-Aufruf erhalten haben.

---

Da bekomme ich eben einen Wahlaufruf in's Haus. Der fängt an:

„Mitbürger! die Siege unserer Armee haben es vor aller „Welt offenbart, daß das sehnliche Verlangen unseres Volkes nach „einer Einigung Deutschlands nur unter Preußens Führung sich „verwirklichen kann."

Das stimmt, wenigstens ist dies der einfachste Weg, um zur Einigung Deutschlands zu gelangen.

Dann heißt's weiter: „Auf den Schlachtfeldern an der Elbe „und am Main ist das Werk der Einigung begonnen," d. h. es ist der Beweis geliefert, das wir durch unsere bessere Schulbildung und durch die demokratische Grundlage unserer Heeresverfassung — die allgemeine Wehrpflicht — sehr viel stärker sind, als wir selbst es geglaubt haben; und es ist hierdurch weiter der Beweis geliefert, daß Preußen mit Fug und Recht den Kern abgeben kann, an den sich das übrige Deutschland anschließt.

Weiter: „Der Reichstag, welcher aus den bevorstehenden „Wahlen hervorgehen wird, soll bei der Vollendung mitwirken. „Dadurch ist uns ein fester Standpunkt für die Wahlen gegeben." (Wir wollen's wünschen!)

„Den Meistern, welche den Grund gelegt, gebührt ein her„vorragender Antheil an der Vollendung des Baues! Deshalb „richtet der Blick jedes Preußen sich unwillkürlich zunächst auf die „Männer, unter deren Führung das preußische Volk unwiderleglich „bewiesen hat, daß Preußen berufen ist, Deutschland unter seiner „Fahne zu vereinigen. Dieser Männer Einen bringen wir Euch „als Abgeordneten in Vorschlag: den General von Moltke."

Achtung vor dem Mann! Und wenn es darauf ankommt, gegen irgend einen auswärtigen Feind Deutschlands Söhne unter

Preußens Fahnen zu vereinigen, dann folgen wir ihm freudig, — dann vorwärts mit Moltke, — Vivat Moltke!

Aber ihn, den General, als Abgeordneten zum Parlament in Vorschlag bringen? - Nicht doch!

Allerdings heißt's in dem Aufruf weiter: „Seine Wahl ist „jedem patriotischen Herzen vollwichtig empfohlen. Wo Thaten „sprechen, bedarf es der Worte nicht. Welcher Preuße blickte nicht „mit Stolz und Verehrung auf den Mann, der den Feldzugsplan „des Jahres 1866 erdacht und so den Erfolg eines Krieges gesichert „hat, der unser Heer im Sturmeslauf von Sieg zu Sieg bis vor „die Thore Wiens führte!"

Nochmals: Achtung vor Moltke! Aber handelt es sich hier denn wieder um einen Sturmeslauf bis vor die Thore Wiens? Hier handelt es sich um etwas ganz Anderes, — hier handelt es sich nicht darum, einen Parlamentär zu irgend einem militairischen Zweck zu ernennen, sondern es handelt sich um das Parlament, in dem öffentlich besprochen werden sollen die Staats-Angelegenheiten. Es handelt sich also um Vertreter des Volkes und nicht um Soldaten.

Der Aufruf sagt dann weiter: „Die gegen unseren Candidaten „hier und dort ausgesprochenen Bedenken sind nicht begründet." (Sie sind es aber doch.) „Man sagt: Active Militärs sind nicht „geeignete Abgeordnete für ein Parlament" (und da hat man sehr, sehr Recht), „hinsichtlich der bevorstehenden Wahlen ist dies offenbar unrichtig." (Nein, meine Herren, es ist sehr richtig.)

Weiter heißt's: „Sollten wir den Männern, die auf den „Schlachtfeldern ihr Leben freudig einsetzten für unsere Ehre und „Deutschlands Heil, jetzt keinen Antheil einräumen an der Arbeit, „jetzt, wo es gilt, die Früchte zu ernten von ihrer blutigen Saat?"

Behüt' uns Gott vor solcher Ungerechtigkeit. Ein Jeder soll Antheil haben an der Arbeit. Aber hat nicht jeder gemeine Soldat, jeder Landwehrmann — und oft unter viel größeren Opfern — ebenso wie der General, freudig sein Leben eingesetzt für unsere Ehre und Deutschlands Heil? Und er ist nicht anders dotirt worden als durch das männliche Bewußtsein, — vielleicht mit Untergrabung seiner Existenz — seine Pflicht gethan zu haben für's Vaterland!

Sollen wir diese Männer Alle wählen? Das geht doch nicht. Aber ihren Antheil an der Ernte sollen sie haben: sie sollen mit

uns wählen, Gemeiner wie General, — jeder nach seiner freien, innersten Ueberzeugung!

Und dadurch erledigt sich schon der folgende Satz, wo es heißt: „Seien wir nicht ungerecht! Wenn der Reichstag eine wahre Volks„vertretung sein soll, so muß auch das Volk in Waffen — die „Armee — vertreten werden.“ (Eben darum soll die Armee ja auch mitwählen, und sie thut es ja auch.) „Wer aber ist berufener „zur Vertretung der Armee, als diejenigen Männer, die einem „Zieten und Seydlitz, einem Blücher und Gneisenau sich würdig „anreihen?“

Wenn es sich um einen Kriegsplan handelte, wäre es ja richtig; aber es handelt sich ja um's Parlament, und das ist doch etwas Anderes!

„Ferner sagt man: Wenn wir Generäle wählen, so werden „wir keine Vertreter der Freiheiten des Volkes haben.“

Und da hat man wieder sehr Recht. Ein activer General ist durch seine amtliche Stellung an die Regierung gebunden. Er ist also ein Vertreter der Regierung und kein Vertreter des Volkes. Wenn aber Jemand z. B. einen Contract mit einem Hauswirth machen will, und er ist verhindert, selbst hinzugehen, wird er dann etwa den Vicewirth oder irgend einen anderen Angestellten des Wirthes zum Vertreter seiner Interessen machen? So dumm ist doch Niemand. Und das Norddeutsche Parlament soll einen Vertrag zu Stande bringen zwischen dem Norddeutschen Volk und der preußischen Regierung. Und wenn's sich da nur um Vertreter der Regierung handelte, so könnte die Regierung sie allein hinschicken und wir brauchten erst gar nicht zu wählen.

Nun kommt aber ein schöner Satz — also aufgepaßt!

„Vergessen wir doch nicht, daß die Freiheit des deutschen „Volkes erst dann zur Geltung kommen kann, wenn wir ein „starkes Deutschland haben.“ Ei, ei, sollte den Herren, die das geschrieben haben, wirklich so viel an der Freiheit des Volkes gelegen sein? Man sollt's kaum meinen. Aber wir wollen den Satz einmal umkehren: dann bekommt er gleich ein ander Gesicht, und wir wollen sagen: Wenn die Freiheit des deutschen Volkes erst zur Geltung gekommen ist, dann haben wir ein starkes Deutschland.

Weiter heißt's: „Was nützt uns Freiheit der Arbeit und der „Gewerbe, wenn alle Geschäfte stocken, sobald Oesterreich Rache

„drohend seine Hand erhebt oder Frankreich neue Eroberungs-„gelüste hegt? Schaffen wir zunächst mit allen Kräften ein einiges, „starkes Norddeutschland, so wird das zersplitterte Süddeutschland „uns von selbst zufallen. Geben wir unserem Volke das Bewußt-„sein seiner Kraft, so kann seine Selbständigkeit nicht ausbleiben. „Mit der Selbständigkeit aber ist die Freiheit untrennbar ver-„bunden."

Das hört sich recht schön an; wenn's nur wahr wäre. Freiheit der Arbeit und der Gewerbe, vollkommene Freiheit eines jeden Staatsbürgers nützen so viel, daß Jeder sich wohl fühlt und ein Interesse daran hat, mit allen Mitteln diesen Zustand des Wohlbehagens und der Freiheit aufrecht zu erhalten. Und ehe er es zugiebt, daß ein Feind störend in diese Zustände eingreift, läßt er sich lieber todtschlagen. Und bei vollkommener Freiheit der Arbeit und Gewerbe stocken die Geschäfte nicht; denn Selbstvertrauen ist dann im Lande und das Bewußtsein der Kraft. Und dann kann Oesterreich Rache drohend die Hand erheben und Frankreich Eroberungsgelüste hegen so viel es will, — es soll uns wenig kümmern. Wenn jeder Deutsche sich wohl fühlt — dann kommt kein Feind. — In ein Wespennest zu fassen, soll nicht gut thun. Und das wissen auch die Andern. Also sorgen wir für die Freiheit, dann haben wir die Kraft, und die Selbständigkeit ist gesichert, so lange die Freiheit währt.

Aber weiter: „Möge Berlin, die Hauptstadt des Reiches, „diesen Gesichtspunkt wahren." (Den uns'rigen nämlich.) „Unter „den Mitgliedern des Reichstages wird es sicherlich nicht an Männern „fehlen, welche die erwähnten Interessen vertreten!" (Wir wollen's hoffen.) „Das nächste Ziel ist: „ein starkes Norddeutschland unter „Preußens Führung. Von wem aber können wir die Erreichung „dieses Zieles mit gerechterer Zuversicht erwarten, als von dem „Manne, durch dessen Pläne Preußen seine jetzige Machtstellung „erkämpft hat?"

Antwort: Von jedem anderen characterfesten Manne, der sich im Volke bewegt und weiß, wo dieses der Schuh drückt, — beim besten Willen aber nicht von einem General!

Und nun: „Vergegenwärtigen wir uns schließlich den großen „Unterschied zwischen den Wahlen zu unserem Abgeordnetenhause „und den bevorstehenden Wahlen zum Reichstage. Unsere Abge-„ordneten haben im Wesentlichen nur über die inneren Angelegen-

„heiten Preußens zu beschließen. Eine andere Stellung haben „die Mitglieder des Reichstages. Sie sollen das deutsche Reich „organisiren. Hier gilt es für uns, „die Früchte unserer Siege „zu ernten." Die Abgeordneten der nichtpreußischen Landestheile „dagegen werden bestrebt sein, das wieder zu erlangen, was sie „auf den Schlachtfeldern verloren haben. Sie werden eine ge„schlossene Opposition gegen die Machtstellung Preußens in Deutsch„land bilden. Wollen wir ihnen gegenüber des Sieges gewiß „sein, so müssen wir uns bewußt bleiben, daß wir zunächst und „vor Allem Preußen sind, und daß es in Preußen keine Parteien „giebt, sobald dem Vaterlande Gefahr droht. — Wir bringen Euch „deshalb als Abgeordneten einen Mann in Vorschlag, der nicht „die Interessen der Conservativen oder Liberalen, sondern die „Interessen des ganzen preußischen Volkes geschützt hat – einen „Mann, zu dem jeder Preuße mit Bewunderung hinaufblickt."

Zuerst ein Wort. Niemand schelte die Parteien. Eben die Liebe zum Vaterlande ist es, und der Wunsch, nach bestem Ermessen Gefahren vom Vaterlande abzuwenden, die jeden ehrlichen Mann in eine Partei hineindrängen — sei er nun liberal oder conservativ. Also Achtung vor den politischen Parteien. Aber, um auf die hier ausgesprochenen Behauptungen zurückzukommen, so werden die Abgeordneten der nichtpreußischen Landestheile und der annektirten Länder n i c h t geschlossene Opposition gegen die Machtstellung Preußens in Deutschland machen, wenn es ihnen wohl bei uns geht. Sorgen wir dafür, daß wir ihnen ein so freiheitliches Preußen bieten können, daß nicht allein Hannoveraner, Kurhessen, Nassauer und Frankfurter gerne zu uns stehen, sondern daß sich auch alle übrigen Deutschen sehnen, zu uns zu gehören. Man verändert sich gern, wenn man sich verbessert. Wenn wir die Früchte unserer Siege ernten wollen — und das wollen wir Alle – dann ist dies gewiß der sicherste Weg.

Und was können wir in diesem Falle Besseres thun, als die Hand hinüberzureichen in ein nichtpreußisches Land und uns von dort einen Freund und Bundesgenossen zu wählen, der für Preußen eintritt? Und dieser Freund ist

der frühere Advokat

**Moritz Wiggers in Rostock.**

Rostock — Mecklenburg. — Wer denkt dabei nicht an Ritterschaft, Zunftwesen, Prügel — $^6/_4$ Ellen lang und $1^1/_2$ Zoll dick.

— — Auch Wiggers hat die Mecklenburgischen Freuden gekostet. In's Zuchthaus haben sie ihn geworfen, weil er für des Volkes Rechte mannhaft eingetreten war. Und hinterher hat die Mecklenburgische Regierung, nur wegen Wiggers, wegen dieses Einen Mannes, eine Verfügung erlassen, es dürfe Niemand, der im Zuchthause gesessen, zum Parlament gewählt werden. In Preußen und den übrigen Ländern des Norddeutschen Bundes schließen die sogenannten politischen Verbrechen von der Wählbarkeit zum Parlament nicht aus. Wiggers aber muß gewählt werden, damit Einer im Parlament sei, der im Stande ist, den ganzen Mecklenburger Jammer aufzudecken.

Und wer wagt es zu behaupten, Moritz Wiggers würde im Parlament Opposition machen gegen die Einheit Deutschlands und gegen Preußens Führerschaft? Wer das behauptet, der trete hervor!

Und ebenso wie der conservative Aufruf, so wollen auch wir schließen, nur mit einem anderen Namen.

Also nochmals: Achtung vor Moltke! Er ist der geeignete Mann, um unsere Interessen auf dem Schlachtfelde zu vertreten, nicht aber im Parlament.

Und nun zum Schluß: „Mitbürger, laßt uns einig sein; „handelt nach bester, innerster Ueberzeugung, handelt, wie Euer „preußisches, wie Euer deutsches Herz es Euch eingiebt! Wählt „mit uns"

den früheren Advokaten **Moritz Wiggers in Rostock.**

Berlin, 8. Februar 1867.

**Einer,**

der den General v. Moltke hochschätzt, aber nicht, wie man wohl gemerkt hat, im Comité für seine Wahl sitzt.

## Der Stein des Grafen Bismarck.*)

„Ja, wenn ich nur eine Aufklärung bekommen könnte über die Motive Ihres formalen Verhaltens." So ungefähr wendet sich Graf Bismarck in der Reichstagssitzung vom 27. März an die National-Liberalen. Also aus dem Munde endlich auch die Frage, die wir, auf der Linken, die früheren Kampfgenossen der National-Liberalen, schon längst an diese gestellt haben.

Dann der wohlgemeinte Rath an die Herren, „um die Suppe nicht zu versalzen," doch nicht der eigenen persönlichen Ueberzeugung zu folgen, sondern sich erst hübsch bei einem der Commissarien zu erkundigen, wie die Regierung sich wohl zu einem einzubringenden Amendement stellen werde. Nach der ganzen Haltung der Partei liegt in dieser Aufforderung für einen nationalliberalen Vertreter des Volkes durchaus nichts Verletzendes.

Und dann der Cassandra-Ruf: „Wir haben den größten Theil des Werks gethan, wir haben den Stein so ziemlich auf den Gipfel hinaufgerollt; lassen Sie ihn nicht wieder hinabrollen. Wir wissen, auf wen die Verantwortlichkeit dann fällt. Ihre Namen wird die Nation, meine Herren, dann nie vergessen."

Dann erst?

Aber Graf Bismarck konnte kein glücklicheres Bild wählen zur Bezeichnung der Situation, als diesen Stein, den er uns bietet. Nur glauben wir, er irrt sich, und der Gipfel, auf dem er zu stehen vermeint, ist nichts als ein unbedeutender, kleiner Vorhügel. Der Weg zum Gipfel selbst ist noch steil und weit; und wir meinen, es sei sogar ein Irrweg, den man jetzt beschritten hat. Und wenn der Stein den Berg hinaufgewälzt werden muß, — der Weg dahin ist besäet mit unzähligen großen und kleinen Steinen — dort der Stein der Preßgesetzgebung, — es wird schwer halten, den Einheitsstein darüber hinwegzubringen, — dort die Schulregulative, — die Gemeindeordnung — das Bestäti-

*) Aus der „Zukunft" vom 29. März 1867.

gungs- oder vielmehr das Nichtbestätigungsrecht — die Gewerbegesetzgebung, — und dort jener gewaltige Stein, der sich mitten in den Weg legt: das gesammte Regierungssystem in Preußen; — dort die Concessionsentziehungen — die Competenz-Conflikte — Genug: Wer zählt sie alle. — Unzählige Steine, jeder einzelne ein Hinderniß.

Und hier gehen wir in den liberalen Parteien weit auseinander.

Die Einen sind derartig vom heißen Wunsch beseelt, den Stein der Einheit so schnell als möglich den Berg hinaufzubringen, daß sie, für alles Andere blind, aller Hindernisse spotten. „Hierher! hierher!" rufen sie, „verliert doch nicht Zeit und Kräfte damit, erst die Steine aus dem Weg zu räumen. — Hier thut's Noth! hier darf Niemand fehlen." — Die Steine mitten im Weg erachten sie nicht für große Hindernisse — aber die paar Blumen und Knospen, die den Weg zu verschönern bestimmt waren, die sprossenden Keime eines kommenden Frühlings — die Grundrechte des deutschen Volkes — zertreten sie. Und sie nennen sich Praktiker. Durch Einheit zur Freiheit. Und damit man's ihnen nur glaube und ihnen folge, versprechen sie, später, nachdem der Koloß erst hinaufgewälzt sei, und die im Wege gelegenen Steine recht festgerammt haben wird, diese alle dann, nachträglich, hinwegzuräumen. Fein säuberlich — mit „loyaler Opposition."

Und die Andern, auf der Linken, die sagen: „Erst die Steine hinweg, und den Weg frei gemacht. Zehn Hände mehr sind eher im Stande, ein Hinderniß aus dem Weg zu räumen, als tausend Hände mehr im Stande sein werden, den Koloß der Einheit über eben dasselbe Hinderniß hinwegzubringen. Erst also die Steine aus dem Weg. Dann haben wir leichtere Arbeit, und angenehmere dazu."

Das sind die Idealisten. Man nennt sie wenigstens so.

---

## L'Andalouse.

Par Alfred de Musset.

1829.

---

Avez-vous vu, dans Barcelone,
Une Andalouse au sein bruni?
Pâle comme un beau soir d'automne!
C'est ma maîtresse, ma lionne!
La marquesa d'Amaëgui.

J'ai bien fait des chansons pour elle,
Je me suis battu bien souvent,
Bien souvent j'ai fait sentinelle,
Pour voir le coin de sa prunelle,
Quand son rideau tremblait au vent.

Elle est à moi, moi seul au monde.
Ses grands sourcils noirs sont à moi,
Son corps souple et sa jambe ronde,
Sa chevelure qui l'inonde,
Plus longue qu'un manteau de roi!

C'est à moi son beau col qui penche
Quand elle dort dans son boudoir,
Et sa basquina sur sa hanche,
Son bras dans sa mitaine blanche,
Son pied dans son brodequin noir!

Vrai Dieu, lorsque son œil petille
Sous la frange de ses réseaux,
Rien que pour toucher sa mantille,
De par tous les saints de Castille,
On se ferait rompre les os!

## Die Andalusierin.

(Deutsche Uebertragung.)

1867.

Saht ihr sie wohl zu Barcelona
Die schöne Andalusierin?
Licht wie des Herbstes Abendsonne!
'S ist meine Löwin! meine Wonne!
Die Marquesa d'Amaëguin.

Wie oftmals hab' ich sie besungen;
Geschlagen mich für sie fürwahr;
Zum Fenster mich hinaufgeschwungen,
Geharrt, bis es mir doch gelungen,
Zu seh'n 'nen Hauch von ihrem Haar!

Mein ist sie! mein ja ganz alleine!
Mein dieser Augen dunkle Nacht —
Mein ist sie! mein! 's ist Alles Meine —
Ihr süßer Leib, die Marmorbeine,
Mein ihrer Haare üpp'ge Pracht!

Mein dieser Nacken, leicht gebogen
Im Schlummer noch, als wie zum Gruß —
Mein dieser Hüfte Götterbogen,
Mein dieser Arm, des Busens Wogen,
Mein dieser allerliebste Fuß!

Bei Gott! ein Blick von ihr, — zu Schlacken
Brennt dich des Auges wilder Brand;
Unmerklich wendet sich ihr Nacken —
Bei Gott! man ließe sich zerhacken,
Zu rühren nur an ihr Gewand!

Qu'elle est superbe en son désordre,
Quand elle tombe, les seins nus,
Qu'on la voit, béante, se tordre
Dans un baiser de rage, et mordre
En criant des mots inconnus!

Et qu'elle est folle dans sa joie,
Lorsqu'elle chante le matin,
Lorsqu'en tirant son bas de soie,
Elle fait, sur son flanc qui ploie,
Craquer son corset de satin!

Allons, mon page, en embuscades!
Allons! la belle nuit d'été!
Je veux ce soir des sérénades
A faire damner les alcades
De Tolose au Guadalété!

Und oh! der Pracht, der wundervollen!
Wenn stürmisch sie, in Lust gelöst —
Mich herzt und küßt! Dies Rasen, Tollen!
Dies Stammeln, Beißen, Wälzen, Rollen!
Den Busen wogend! wild entblößt!

Und oh! wie hell ist ihre Freude,
Wenn sie am Morgen singt und lacht!
Wenn sie den langen Strumpf von Seide
Hinaufzieht dann — o Augenweide!
Und ihr das straffe Mieder kracht.

Auf, Jung'! zu ihrem Fensterladen!
O linde, laue Sommernacht!
Heut Abend gilt es! Serenaden!
Daß fluchen sollen die Alkaden
Und wettern, daß es nur so kracht!

## Zur Freiligrath-Dotation.

(Als im Mai 1867 nach 14tägigem Sammeln in Berlin erst 29 Thaler zusammengekommen waren.)

Es ging der Ruf: Es darbt ein Mann
Im fremden Land, der Alles that,
Der Alles litt für's Vaterland —
Es darbt der alte Freiligrath!
Wir sammeln jetzt. Noch ist es Zeit — —
Zwei Wochen schon zog's so sich hin — —
Was hat's geholfen, die Ihr schreit? —
Seht: 29 Thaler, gesammelt in Berlin.

Der Dirne, die sich ihm verkauft,
Der giebt so Mancher oftmals mehr.
Für Eitelkeit und Nobelsein,
Dafür, — wer fragt nach Geld da, wer?
Doch hier, — wo's gilt 'ne rechte That,
Wo's heißt, 'ne Ehrenpflicht vollzieh'n — — —
O Schwärmer, Schwärmer Freiligrath —
Sieh: 29 Thaler, gesammelt in Berlin.

O höhnt nicht mehr der Fürsten Dank, —
Sie lohnen besser wohl als Ihr; —
O höhnt nicht mehr, wenn müd' und krank,
Der Invalid' verhungert schier.
Ihr thätet's schlimmer noch, wenn's ging —
Verbannt — verarmt, — oh! seh't doch hin —
Des Volkes Dank — ein herrlich' Ding!
Ja! 29 Thaler, gesammelt in Berlin.

Das Volk ist feig, das Volk ist schlecht;
Auf Eis der baut, der ihm vertraut;
Viel besser doch ein Fürstenknecht!
Der doch den Lohn der Knechtschaft schaut.
Und weil er nicht gewollt das hat,
Geschieht's ihm recht, dem Freiligrath —
Wir sammeln jetzt; — er nehm' es hin: —
'S sind 29 Thaler, gesammelt in Berlin.

Die Fürstengunst, die schlug er aus, —
Gab Alles für das Volk dahin; —
Des Volkes Dank, des Volkes Dank,
Ihr seht ihn an der Stadt Berlin.
Ein Lumpengeld! — Nein! — 's Resultat
Der Sammlung in der Stadt Berlin.
Des Volkes Dank für Freiligrath
Sind 29 Thaler, gesammelt in Berlin.

---

## Ueber die Stellung der Abgeordneten ihren Wählern gegenüber.*)

Was ist der Staat? Eine Versicherungsgesellschaft. Der Zweck des modernen Staates ist der Schutz des einzelnen Staatsbürgers. Wie man sich gegen Feuer-, Hagel- und alle möglichen übrigen Schäden versichert, so versichert man sein persönliches Recht, indem man Angehöriger eines Staates wird. Sei es durch Einwanderung oder durch Geburt. Denn nicht umsonst kann man diese Ansprüche machen. Direkt oder indirekt hat jeder Einzelne mitzutragen an den Lasten des Staates. Und wenn der Staat das Recht hat, zu jedem Einzelnen zu sagen: „Du, gieb mir mal von Deinem Vermögen oder von Deinem Einkommen so und so viel ab, ich brauche es für die Gesammtheit — also auch für Dich; und wenn er das Recht hat, zu jedem Manne zu sagen: „Komm einmal her und diene mir als Soldat so und so lange; und jetzt geh' an die Grenze, denn ein Feind bedroht mich, und hilf das Vaterland vertheidigen, also auch Dich, Dein Hab und Gut — Du kannst dabei freilich todtgeschossen werden — das hilft aber nichts — und wenn Du es absolut nicht willst, so bin ich im Interesse aller Uebrigen gezwungen, das Todtschießen an Dir selbst zu besorgen" — wenn der Staat dieses Recht hat, und er hat es, und muß es haben — dann hat er auch die Verpflichtung für den Schutz des Einzelnen und seiner Interessen Alles zu thun, was in seinen Kräften steht.

Es würde dem Einzelnen schlecht zusagen, wenn er, durch einen Dieb bestohlen, gezwungen wäre, Haus und Geschäft im Stich zu lassen, um selbst den Dieb ausfindig zu machen, ihm nachzueilen und ihm den Raub wieder abzujagen. Es würde schlimm aussehen, wenn ein Schwächerer, beleidigt und beschädigt durch einen Stärkeren, nichts als das nackte Faustrecht hätte.

Dafür giebt es in jedem Staat Einrichtungen: das ist die Justiz und die Polizei. Sie sind Diener der Gesammtheit und

*) Als der Abgeordnete Lasker die Mißtrauensvoten seiner Berliner Wähler durchaus nicht verstehen wollte. Aus der „Zukunft" vom 24. Mai 1867.

können nur durch eine vollständige Verwechslung von Zweck und Mitteln zu Tyrannen der Einzelnen werden.

Neben den persönlichen Interessen der Einzelnen giebt es nun aber noch allgemeine Staats-Angelegenheiten, die wieder auf jeden Einzelnen zurückwirken. Sich an ihnen zu betheiligen ist deshalb also nicht allein das Recht, sondern auch die Pflicht jedes Einzelnen; denn Jeder ist ein Theil des Staates, und der Staat die Gesammtheit Aller. In kleineren republikanischen Gemeinwesen werden diese Staatsangelegenheiten erledigt durch die Gesammtheit der Bürger. In größeren Staaten geht das nicht. Da wählt das Volk sich einen Vertreter. Gerade so, wie man in einem schwierigen Rechtsstreit sich einen Rechtsanwalt nimmt, zu dem man Vertrauen hat, so nimmt man sich zur Wahrung seiner politischen Interessen und zur Erledigung der politischen Angelegenheiten einen Vertreter. Nur mit dem Unterschied, daß immer so und so viele Tausende sich zusammen über Einen ihnen zusagenden Vertreter zu verständigen haben. Diese Vertreter sind die Abgeordneten.

Bisher hatten wir in Preußen deren 352. Diese 352 in ihrer Gesammtheit vertreten das ganze preußische Volk der Regierung gegenüber.

Nach §. 73. der preußischen Verfassung ist die Dauer der Legislaturperiode 3 Jahre. Die Abgeordneten werden also auf 3 Jahre gewählt.

§. 83 bestimmt: „Die Mitglieder beider Häuser sind Vertreter des ganzen Volkes. Sie stimmen nach ihrer freien Ueberzeugung und sind an Aufträge und Instructionen nicht gebunden."

Der Abgeordnete vertritt also das ganze Volk, d. h. er soll sich nicht gegen die Interessen der Gesammtheit stemmen, weil die speziellen Kirchthurms-Interessen seines Wahlbezirks — z. B. bei der Anlage einer Eisenbahn u. s. w. dabei nicht so berücksichtigt werden, als es seinen Wählern, die ihn hingeschickt, wohl lieb wäre.

Im Uebrigen enthält dieser §. 83 nichts als eine formale Nützlichkeits-Bestimmung, um die Unabhängigkeit des Abgeordneten zu wahren. Der Abgeordnete ist an Aufträge und Instructionen nicht gebunden. Diese Unabhängigkeit sich zu wahren, liegt aber schon im Interesse und in der Pflicht eines jeden ehrlichen und freien Mannes, geschweige denn in der eines Abgeordneten, eines Vertreters von Tausenden seiner Mitbürger. Nicht ehrenhaft

würde der Mann sein, der gegen seine Ueberzeugung sich an Aufträge und Instructionen bände, nur um Abgeordneter zu werden. Er wäre auch, wenn er sich noch so geschickt durchgeheuchelt und durchgelogen hätte, kein rechtlicher Vertreter des Volkes. Denn das rechte Erforderniß eines Abgeordneten ist — zum Mindesten in allen wichtigen Angelegenheiten — die Uebereinstimmung mit seinen Wählern.

Es hieße das ganze Repräsentativsystem auf den Kopf stellen, wenn man von dieser Forderung abginge. Es sind ja nicht die Personen dieser 352 Männer, die in ihrer Gesammtheit einen der Regierung gleichberechtigten gesetzgeberischen Factor bilden; sie haben diese Berechtigung ja nur, weil in ihnen das ganze preußische Volk verkörpert ist, und jeder einzelne Abgeordnete nicht auf Grund seiner werthen Person, sondern als Vertreter seiner Wähler, d. h. der Majorität seines Wahlbezirks im Hause sitzt.

Und wenn nun ein Abgeordneter sich nicht mehr in Uebereinstimmung mit seinen Wählern befindet, kann er dann noch mit Fug und Recht als ihr Vertreter angesehen werden? und hat er dann überhaupt noch die Berechtigung im Hause zu sitzen? — Entschieden Nein! Und §. 83 ändert daran garnichts.

Es ist hierbei auch ganz gleichgültig, ob diese Nichtübereinstimmung daher gekommen ist, daß die Wähler ihre Anschauungen geändert haben und der Abgeordnete derselbe geblieben ist; oder daher, daß der Abgeordnete seine Anschauungen geändert hat, nicht aber die Wähler. Die Nichtübereinstimmung des Abgeordneten mit seinen Wählern genügt, um das Mandat als erloschen zu betrachten. Denn es kann doch unmöglich Einer sagen: „Ich vertrete die und die Wähler", wenn die oder die Wähler von dem oder dem Abgeordneten nichts mehr wissen wollen. Im gewöhnlichen Leben allerdings, da würde schon der einfache Anstand einen Mann veranlassen, eine Vollmacht niederzulegen, sobald er sich mit den Vollmachtgebern nicht mehr in Uebereinstimmung befindet. Sollte es denn, wenn Einer Abgeordneter ist, anders sein?

Wenn das der Fall wäre, oder wenn dieser Anstand nicht vorhanden wäre — — Ja, dann ist nichts zu machen. Anhaben kann man den Abgeordneten nichts, wenn sie à tout prix Abgeordnete bleiben wollen. Sie brauchen sich dann nur hinter §. 83 zu verstecken. Mit einiger Interpretationskunst geht's dann noch eine Weile.

---

## Freiligrath.

(Aus einem Bezirksvereins-Vortrag.*)

— — — — — Die Genfer Bank gab ihre Filiale in London auf, und Freiligrath verlor seine Stelle. Vor 10 Jahren hatten sich Engländer erboten, ihm eine sorgenfreie Existenz zu sichern. Freiligrath hatte das Anerbieten ausgeschlagen mit dem Bemerken: „er wolle arbeiten", und er hatte hinzugefügt, daß, „wenn er jemals in die Lage käme, einer Unterstützung zu bedürfen, er diese nur von seinen Landsleuten annehmen würde." Jetzt ist er in der Lage: er ist brodlos. Jetzt sammeln wir.

Was sammeln? — für einen Dichter, — für Einen, der nichts Ordentliches gelernt hat und darum Bücher schreiben muß! — sammeln für Einen, der eine königliche Pension ausgeschlagen hat — — — — Wenn der Mann Familie hat, warum ist er denn solch' ein Narr und kümmert sich um Politik? Was geht's ihn denn an, wenn der irische Priester den Sohn der Wittwe niederschießen läßt, die ihm den Zehnten nicht bezahlen kann? was kümmert ihn denn der erschossene Wilddieb; was ihn die Hungersnoth im schlesischen Gebirge; — was kümmert ihn das Elend der Massen; — — laß er die Nähterin doch verhungern, wenn sie nicht genug verdienen kann; — — laß er doch sich ersäufen und erhenken, wer Lust dazu hat — — Was geht's ihn denn an? — — —

Und wenn man dann sagt: Ja ein Dichter! und wunderbar! nicht ein todter Dichter, für dessen Grabstein Ihr sammeln sollt, sondern ein lebender Dichter, der für Euch gelitten hat, und dem ihr einen sorgenfreien Lebensabend sichern sollt; dann sehen sie Einen groß an!

Und wenn Einer mit Mannesmuth eingetreten ist für das, was er für wahr und recht hält, und was wahr und recht ist; — hat er das nicht für uns Alle gethan? Und wenn er

*) Aus der „Zukunft" vom 28. Juni 1867.

Schiffbruch dabei gelitten hat, müssen wir ihm dann nicht helfen? Sind wir uns das nicht selber schuldig! Wir säßen wohl noch tief in Knechtschaft und Verdummung, in Leibeigenschaft und Ketten, wenn wir nicht jederzeit solche Bahnbrecher gehabt hätten, — von Ulrich von Hutten und Luther an. — Und weil er ein Dichter ist, darum wollt ihr ihm nicht helfen, — bequeme Ausrede! — Was sind die Dichter denn anders als Kinder ihrer Zeit wie wir; — nur daß sie ein feineres Empfinden, einen prophetischeren Blick, und die große Gabe haben, das, was mehr oder weniger bewußt in der Brust eines jeden Einzelnen liegt, klar in Worte kleiden zu können. Ist denn Poesie so etwas nur Geduldetes, Unrühmliches, Entbehrliches? Die Selbstzufriedenheit, die wohlthuend über dich kommt, wenn du deine Pflicht erfüllt hast; das stolze Bewußtsein, wenn du mehr als das gethan hast; jeder gute Gedanke, jeder zur That gewordene gute Vorsatz — der Händedruck des Freundes — der klopfende Busen der Geliebten — das stille emsige Walten deines Weibes — der Blick in das klare, reine unschuldvolle Auge deines Kindes — die stille Feierabendstunde — — — all' das ist Poesie! — — und weil der Dichter in vollendeter Form klar und schön das ausspricht, was du tief im Herzen spürst, und weil er zum Gemeingut Aller macht —

All' das Süße, was Menschenbrust durchbebt
Und all' das Hohe, was Menschenherz erhebt —

darum willst Du Dich von ihm wenden!

„Ja, wenn's nur kein politischer Dichter wäre!" Ein politischer Dichter? Was Großes, was Unsterbliches ist denn auf der Welt geschehen ohne die Begeisterung, deren Träger der Dichter durch seine Lieder ist?

Oder wollt ihr ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er der Dichtung Goldstandarte hineintrug in's Gewühl, und daß er sie flattern ließ — ein Zeichen Allen — im blutigen Handgemenge des erbittertsten Parteikampfes? — „Ich hab's gewagt!" rief Ulrich von Hutten; — „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!" rief Luther.

„Ja, aber es war zu früh, die Zeit noch nicht gekommen, das Volk nicht reif" — — — Gutzkow sagt: „Die Dichter gleichen den einsamen Botenläufern, die Morgens in aller Winterfrühe, wenn noch kaum die Hähne gekräht haben, auf den Nachts

verschütteten Wegen die ersten Fußtapfen wieder eindrücken müssen.“ — — —

Es geschieht sicherlich genug — der Einzelne zum Einzelnen — um das Volk aufmerksam zu machen auf seine Pflichten einem Manne gegenüber wie Freiligrath. Ob es viel helfen wird? — Wir brauchen gar nicht bei Freiligrath stehen zu bleiben. Da stand neulich in den Zeitungen, daß der frühere Advokat Tzschirner, in der sächsischen Revolution von 1849 Präsident der provisorischen Regierung, verarmt sei; und daß er es von den städtischen Behörden seiner Vaterstadt Bautzen endlich erlangt habe, in's Armenhaus kommen zu dürfen. — — In's Armenhaus — wie jeder andere Bettler. —

Jetzt, wo die Sache zur Sprache gekommen ist, jetzt wird wohl das Mitleid, vielleicht auch das Schamgefühl, bei Einzelnen sich regen, und man wird auch für Tzschirner etwas thun. —

Das Mitleid! — — das eben ist's Das Privatgefühl allein beherrscht uns. — Politisch, d. h. bewußt politisch fühlen, das können noch die Wenigsten. In der großen Menge des Volkes ist politisches Gefühl noch so gut wie gar nicht vorhanden.

Da sieht Jemand spät Abends ein paar Angetrunkene über einen einsam des Weges Gehenden — meinetwegen über ein Mädchen — herfallen und dieselbe mißhandeln. Wer wäre da feig genug, nur an die eigene Sicherheit zu denken und schnell zu fliehen! Auch beim Friedfertigsten empört sich das Rechtsgefühl. Er springt hinzu, ruft nach Hülfe, und nimmt die Gemißhandelte in Schutz. Im Streit — wie leicht ein unglücklicher Schlag — ein Messerstich. Er hat vielleicht lange daran zu kuriren; möglicherweise bleibt er ein Krüppel sein Leben lang. Er bedauert den unglücklichen Zufall, aber er ist überzeugt, er hat Recht gethan, er konnte nicht anders, und er ist überzeugt, er würde im gleichen Falle, und auf die gleiche Gefahr hin, wieder ebenso handeln.

Und derselbe Mann, wenn es sich um eine öffentliche Angelegenheit handelt? — vielleicht um eine politische Sammlung — um eine Sammlung für Freiligrath? — —

Ja, wenn ein Haus brennen würde, und ein Weib händeringend nach ihren Kindern schrie', — — er stürzte hinein in die Flammen und rettete sie, auch auf die Gefahr hin, durch die

niederkrachenden Balken erschlagen zu werden. Oder, wenn ein Kind in's Wasser fiele, er müßte es retten, und wenn er selbst dabei ertränke.

Aber eine politische Sammlung, eine Sammlung für Freiligrath. — Nun ja, als „Ungenannt" 1, vielleicht auch 2 Thlr. — mit Hängen und Würgen. — Und dann denkt er, Wunder was er gethan hat!

Was — 1—2 Thlr.! Was soll denn seine Frau sagen! Nicht doch! er giebt gar nichts. Das ist ja viel bequemer und — viel billiger. Das Hemd ist Einem doch näher als der Rock.

Und derselbe Mann, er trifft auf der Straße einen lange nicht gesehenen guten Bekannten, oder ein Geschäftsfreund kommt zugereist, und sie gehen zusammen in's Weinhaus. Wenn sich's gerade macht, eine Flasche Wein nach der andern. Champagner drauf! — Man kann sich doch nicht lumpen lassen. Und sie zanken sich schließlich um das Vorrecht, die Zeche bezahlen zu dürfen.

Doch eine politische Sammlung — eine Sammlung für Freiligrath?

Ach, geht doch!

Das eben ist's. Für seine persönlichen Angelegenheiten da hat Jeder so ziemlich das Herz auf dem rechten Fleck; und wenn er es nicht hat, dann rächt sich das an ihm selber. Doch für die Allgemeinheit? Wir sind nicht darnach erzogen, um einzusehen, daß die Allgemeinheit eben nichts ist als wir selber. Und doch rächt sich das auch an uns selber!

Noch ist es Zeit, eine Schuld abzutragen einem lebenden Manne, der für uns Alle leidet. Wollen wir zaudern? Ihm kann's gleich sein. Wenn er einst, und sei's als Bettler, sein müdes Haupt niederlegt zum letzten, langen Schlaf; da kann er getrost zurückblicken auf sein Leben. Er hat seine Schuldigkeit gethan. Dies stolze Bewußtsein bleibt ihm, für Recht und Wahrheit, und für die ganze Menschheit gestritten und gelitten zu haben. Und wir, wenn wir uns dereinst auf's Stroh legen und Abschied nehmen von unserem Mammon und von unseren kleinlichen Sorgen — — wie ekel und schaal, wie eitel und erbärmlich wird uns dann all das vorkommen, dem wir unser Leben lang nachgejagt haben; und auch der lumpige Groschen, dem jetzt wir so Manches zu Lieb thun. Werden auch wir die Augen zumachen können mit einem solchen Bewußtsein wie Freiligrath?

Noch ist es Zeit. Noch leben wir. Noch lebt er. Noch können wir uns sagen:

Wie muß es in dem fremden Lande
Ihn nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Waizenfeldern —
Nach seinen Rebenhügeln zieh'n!

Wie muß das Bild der alten Tage
Durch seine Träume glänzend weh'n!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es ihm vor der Seele steh'n!

Oder wollen wir warten, bis wir auch von ihm und mit seinen Worten sagen werden:

Lang jetzt ruht er unter'm Rain,
D'rauf im Gras die Winde wühlen;
Ohne Kreuz und ohne Stein
Schläft er aus auf seinen Pfühlen.
Rothgeweinten Angesichts
Irrt sein Weib und irrt sein Samen —
Bettlerkinder erben Nichts,
Als des Vaters reinen Namen!

## Der Morgen.

(Nach Thorwaldsen's Relief).

Goldener Morgen! mit strahlendem Blick
Alles beseeligend, Alles erwärmend,
Alles erfüllend mit Wonne und Glück — —
Goldener Morgen!
Wie bald von dannen,
Kehrst nimmer, ach nimmer, du wieder zurück.

Schüttest du Rosen aus,
Kinder der Freude,
Voll himmlischen Duft's —
Je schneller du sie, je mehr du sie streuest,
Je schneller ja sind sie, je eher hinweg;
Je heller die Fackel, die göttliche, leuchtet,
Je schneller verzehrt sich der leuchtende Stoff.

## Die Nacht.

(Nach Thorwaldsen's Relief).

Leise, mit geschloss'nem Auge,
Gesenkten Haupt's, Mohnköpfe im Haar,
Alles beruhigend, still und leise,
Spendest du den Schlummer dar.
Deinen Schleier leise webst du,
Leise, leise, leise schwebst du
Näher und näher, und näher heran.

In deinen Armen ruhen sie beide,
Die jubelnde Freude, der blutende Schmerz — —
Engel des Schlummers, neige dich, neige,
Lind'rer des Kummers, dich in mein Herz.

Kopenhagen. August 1867.

## Wiedersehen.

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt!
Wie hab' ich nach dir geschmachtet,
Wie hab' ich nach dir gelechzt — — —

Du stille, glänzende Fläche,
Du rührender Unschuld Bild —
Und doch so allgewaltig,
Und doch so stürmisch und wild.

Wie hast du, liebe Zauberin,
Den Sinn mir oft umgaukelt — — —
— — —
Sturmeskönigin, in deinem Arm,
Wellenbraut, von dir geschaukelt!

O lass' mich, lass' mich
Mich wühlen tief hinein —
Lass' mich das Schiff im Sturme
In deinem Schooße sein.

Die Wellen, sie steigen, sie steigen
Mir höher und höher an's Herz,
Die Sinne, sie schwinden, sie schwinden —
Es zieht mich niederwärts.

Ein wildes Auf und Nieder, —
Die Wellen, sie kommen, sie geh'n;
Lass' tiefer, lass' tiefer mich sinken,
Bis mir die Sinne vergeh'n. —

Ein leises Heben und Fallen;
Es hat der Sturm sich gelegt —
O wonnige, seelige Ruhe;
Kaum fühlbar dein Herzelein schlägt!

Du stille, glänzende Fläche,
Du rührender Unschuld Bild —
Welch' allgewaltiger Zauber,
Den deine Tiefe verhüllt!

Auf der Fahrt von Lyon nach Genf
12. November 1867. Nachts.

---

## Mein toller Vetter.*)

(Ein Fragment.)

I.

Da pfiff mir die Lokomotive vor der Nase weg. Warum hatte ich mich auch nicht mehr beeilt. Es war aber auch eine Menschenmenge in der Leipzigerstraße gewesen, daß man nicht vorwärts konnte. Nun hatte ich Zeit genug bis zum nächsten Zuge nach Potsdam. Was konnte ich da bei dem prächtigen Wetter Besseres thun, als einen Spaziergang in den Thiergarten zu unternehmen Auch hier ein Gefahre und ein Gedränge. Männer und geputzte Frauen, und ein Gekribbel von Kindern, wie ich es lange nicht gesehen hatte. Dabei Sonnabend Nachmittag; und die Zeiten im Allgemeinen sind doch wahrlich auch nicht zu gut — hm, hm. — Andere Leute gehen doch mehr spazieren, als Du, dachte ich. Wozu auch ewig zu Hause hocken und arbeiten; wie bald ist der Sommer dahin, und kein schöner Tag kommt zurück.

So war ich in die Nähe des Hofjägers gekommen; aber anstatt sich zu verlaufen, schien die Menschenmenge immer dichter zu werden. Ich wollte mich eben bei einem der Vorübergehenden nach der Ursache dieses Andrangs erkundigen, als sich eine Hand auf meine Schulter legte. „Halt!" Ich blickte auf. Mein Vetter stand vor mir. „Du schlechter Kerl, also Du lebst doch noch," sagte er „bist doch schon so lange zurück in Berlin und hast Dich noch gar nicht wieder bei mir sehen lassen." Er hatte Recht, der Vetter, ich hatte ihn auffallend vernachlässigt. Und da ich keinen besonderen Grund dafür anführen konnte, so brachte ich ein paar Allgemeinheiten zur Entschuldigung vor. Lieber wäre es mir freilich gewesen, der

*) Im Sommer 1868, mitten in der Zeit der kirchlichen Streitigkeiten und zu sofortiger Veröffentlichung für „Die Zukunft" geschrieben; von derselben aber erst ein Vierteljahr später, in den Nummern vom 19., 23. und 29. September, 3. und 15. October, veröffentlicht. Aus diesem Grunde Fragment geblieben.

Vetter hätte mich gar nicht gesehen. Ganz ohne Absicht hatte ich ihn nämlich nicht gemieden, denn an ein Auskommen mit ihm war wegen seines excentrischen Wesens überhaupt nicht zu denken. Und excentrisch war der Vetter, das muß wahr sein; und grob dazu, sackgrob. In früheren Zeiten, als wir mehr miteinander verkehrten, hatte ich ihn scherzweise den tollen Vetter genannt. Der Name war ihm geblieben. Auch seine übrigen Bekannten nannten ihn so.

Nun, wie geht's? „Wie soll's gehen — schlechtweg." Du bist dick geworden seit ich Dich nicht gesehen. „Vor Aerger." — Also immer noch der Alte und nicht geändert? „Warum denn auch? Freilich, seit Königgrätz hält's jeder Lump für eine Ehrensache, zu ändern; Tags womöglich ein paar Mal; so oft als er's Hemd wechselt. Da verlohnt sich's für Unser Einen nicht, mitzuthun. Nein, Vetter, lass' die Andern umsatteln, so oft sie wollen; ich bin noch immer der Alte." — Also auch immer noch toll? „Wie Du willst. Es kommt beim Aendern auch nichts heraus. Und schließlich ist es ganz gleich, ob Einer toll ist und alle Andern sind vernünftig, oder ob Alle toll sind und nur der Eine ist vernünftig." Pardon, sagte ich, es würde doch in letzterem Falle die ganze Welt eine andere Physiognomie haben; alle unsere Einrichtungen und Gesetze müßten doch für diesen verrückten Fall geändert werden, und schließlich würde doch die Anzahl der Irrenhäuser eine sehr viel größere sein müssen.

Der Vetter stand still und sah mich groß an. „Sonderbarer Schwärmer! Also Du meinst, wenn Alle verrückt wären, würde die Welt eine andere Physiognomie haben als jetzt? — — Glücklicher junger Mann. Und Du denkst, wir würden dann mehr Irrenhäuser gebrauchen? Damit die verrückte Menge sich von dem Einen Vernünftigen hineinsperren lasse? Nicht wahr? Die Menge würde sich doch schön bedanken. Die ginge, und wenn sie allesammt toll wären, nach wie vor ruhig in ihre Theater, Kirchen, Schulen, Vereine und Parlamente, und was sie sonst alles noch haben mögen, und den einen Vernünftigen, den sperrten sie Dir ganz gemüthlich ins Tollhaus. Ja, ja, sieh mich nur groß an — die Menge hat immer Recht, und die würde sich den Teufel kümmern um den einen Vernünftigen, der hinter dem Gitter seines Irrenhauses hervor in Einem fort schrie': „Ihr, Ihr seid die Tollen und Eure Versammlungslokale sind die eigentlichen Toll-

häuser! — Sag einmal," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „ich weiß, Du hältst mich auch für etwas verrückt; aber, schenk' mir einmal reinen Wein ein, und sag' mir, hältst Du mich für verrückter oder den Pastor Knak?"

Ich wollte eben auf diese eigenthümliche Frage antworten, als ein paar Herren auf uns zutraten und sich mit dem Vetter in ein kurzes Gespräch einließen. So viel ich hörte, sprach man über schlechte Zeiten und schlechte Geschäfte. „Ja," sagte der Eine, „die Unsicherheit und Unberechenbarkeit der politischen Lage lassen größere und weiter zielende Unternehmungen gar nicht mehr zu, gerade Das, was den tüchtigen Kaufmann macht, die größere Voraussicht, der weitere Blick, ist getrübt und durch Mangel an Vertrauen im ganzen Lande fast überflüssig geworden; man lebt eben aus der Hand in den Mund, natürlich verdient man dadurch weniger — und dabei wachsen beständig die Steuern."

Wer waren diese Herren? fragte ich im Weitergehen den Vetter. „Ich habe vergessen, sie Dir vorzustellen. Der, der so entsetzlich schwarz sah, ist ein Geschäftsmann wie Du und ich. Der Andere, der in Bezug auf die allgemeinen Klagen seine Reserven hatte, und der Situation denn doch einige Lichtseiten abgewonnen zu haben schien, — der Behäbige, Dicke, der hin und wieder den Kopf schüttelte und bedächtig schmunzelte, der macht in Militär-Effekten. Das wird Dir genügen."

Nun meinetwegen; aber Scherz bei Seite und im Ernst gesprochen: sind die Zeiten wirklich so schlecht, oder sind es nicht vielmehr stets dieselben alten Klagelieder des Bauern, der im schlechten Jahre klagt, daß er so wenig geerntet habe; im guten, daß die Kornpreise so niedrig seien? — Nun sieh einmal her. Diese vielen Menschen hier sind doch wahrlich nicht Alle Rentiers. Und doch haben sie Zeit gehabt, heut, am Sonnabend, den ganzen Nachmittag, mit Frau und Kind, fein geputzt, im Thiergarten herumzuspazieren. Und das nennt Ihr: schlechte Zeiten! —

Der Vetter war bei meinen Worten, anscheinend ganz erstaunt, abermals stehen geblieben. „Mensch," sagt er dann, „träumst Du oder hast Du geschlafen? Bildest Du Dir ein, es sähe hier alle Sonnabend Nachmittag so aus? — Wollte Gott, es wäre so. Weißt Du denn nicht, daß heut im Hofjäger das Spielfest der 8 Fröbel'schen Kindergärten ist?" Nein, davon wußte ich freilich nichts. „Mensch, Mensch!" rief er aus, „wie viele Ochsen von

Familienvätern wird es in Berlin geben, die Dir gleich sind. — Aber liest Du denn keine Zeitungen?" Ich suchte mich mit Geschäften, überhäuften Arbeiten, Mangel an Zeit u. s. w. zu entschuldigen. Da stellte sich der Vetter mitten auf den Weg, dicht vor mich hin. „Mensch," donnerte er mich an, „mach' mich nicht verrückt mit Deinen Geschäften. Schlimm genug, daß Millionen für den kümmerlichen Lebensunterhalt arbeiten müssen, von früh bis spät; arbeiten, daß ihnen keine Minute zu ihrer geistigen Erholung, keine Minute für ihre Familie bleibt. Du aber und Deinesgleichen, Ihr müßt nicht. Ist denn Dein Geschäft Selbstzweck? Seid Ihr denn Eures Geschäfts wegen da? Nein. Es soll Euch eben die Mittel liefern, Mensch sein zu können, und je mehr Mittel es Euch dazu liefert, je freier, je unabhängiger es Euch macht, desto besser könnt Ihr Mensch sein. Und darum eben sollt Ihr Euer Geschäft nicht vernachlässigen, sondern es gut halten und es vorwärts bringen. Aber Zweck und Mittel, sich und sein Geschäft mit einander verwechseln; dabei zu verknöchern und zu verkommen; sich freiwillig selbst zu entmenschen — Schmach über Euch! — Scharrt und kratzt doch den Mammon zusammen; sorgt dafür, etwas zu knacken und zu beißen zu haben, und legt es zurück, bis Ihr keine Zähne mehr zum Beißen habt; dressirt Euch auf den Verdienst, und verliert dabei die Fähigkeit, später diesen Verdienst genießen zu können; macht Geld, Geld, Geld — soviel Ihr wollt, — keinen lumpigen Pfennig nehmt Ihr mit, wenn Ihr Euch auf's Stroh legt; — opfert Eurem Geschäfte Weib und Kinder, — keine verlorene Stunde könnt Ihr ihnen ersetzen; — und Ihr habt den Spott und den Schaden und Ihr bezahlt sie, und das theuer!"

Er war ganz weiß geworden. Es kam ihm aus dem Herzen. Und ich war roth geworden, und ich fühlte, wie mir das Blut in's Gesicht stieg. Denn der Vetter hatte durch sein lautes Sprechen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf uns gezogen, so daß sich Gruppen von Stehengebliebenen gebildet hatten, die zuhörten. Du könntest wenigstens etwas leiser sprechen, sagte ich ihm in ziemlich gereiztem Tone. — „Oho! das, was ich Dir sage, kann alle Welt hören, — ja jedem Einzelnen möcht' ich's in's Ohr schreien, das und noch vielmehr!" — Nun, mir paßt eine solche Manier nicht, wenn Du öffentliche Lektionen ertheilen willst, so such' Dir Deine Leute dazu aus; mich aber verschone damit. Adieu. —

„Vetter," sagte er treuherzig und hielt mich fest, „so lass' ich Dich nicht fort. Du warst nicht im Hofjäger, Du mußt hin. Die Spiele sind freilich schon vorbei; aber noch sind die meisten Kinder dort." Er schob seinen Arm in den meinen und führte mich zurück. Ich machte noch einige Schwierigkeiten, wenn auch nur Anstands halber; denn im Grunde hatte der Vetter Recht, und nur die Art und Weise hatte meine Eitelkeit etwas verletzt. „So schweig' doch endlich," beruhigte mich der Vetter, „die Sache ist ja abgemacht. Du kommst nachher mit zu mir und ißt bei mir zu Abend. Ich betrachte Dich als meinen Gast." Ich bemerkte ihm freilich, daß ich nach Potsdam wolle, leider also auf die mir in Aussicht gestellten Annehmlichkeiten seiner Gastbehandlung für heut verzichten müsse. Er ging nicht näher auf dies Thema ein, obwohl ich ihn im Verdacht habe, sich sonst nicht wenig auf seine Grobheit zu gute zu thun. Jetzt aber war er ganz voll von dem Kinderfest.

Er erzählte mir von Fröbel und dessen Erziehungsmethode. Er erklärte mir, wie der Mensch von innen heraus gebildet werden müsse; wie eine jede Einwirkung auf das Kind zurückgeführt werden müsse auf die innerst eigene Natur und die Selbständigkeit des Kindes, und wie es beim Kinde zuerst auf die Anschauung und dann auf den Begriff ankomme. Er erzählte mir, wie Fröbel erkannt habe, daß dies am sichersten erreicht werde durch das Spiel, und wie er durch die Begründung der Kindergärten den ersten Schritt gethan habe, das Spiel als Hauptbildungsmittel und als Grundlage aller Schule wieder in sein Recht einzusetzen.

Und er erzählte mir, wie tüchtige Männer und Frauen in Berlin durch den Verein für Familien- und Volkserziehung theilnehmen an dem Bestreben, der Fröbelschen Richtung Eingang im Volk zu verschaffen.

„Du hättest diese Kinder sehen sollen von und bis zu fünf Jahren meistens; — Du hättest diese Spiele sehen sollen" — rief der Vetter aus, und seine Augen leuchteten — — „und wie durchdacht waren diese Spiele! Du hättest sie hören sollen, diese paar hundert hellen Kinderstimmen, als sie beim Spiele sangen:

„Es fliegen aus dem Taubenhaus
Die Tauben alle, all' heraus" —

so ungefähr hieß es in dem einen Lied — und die kleinen weiß

gekleideten Täubchen flatterten in den Reihen der Uebrigen herum, mit den Aermchen den Flügelschlag nachahmend — — —

Ja, flattert nur, Ihr kleinen Täubchen! Noch stehen tüchtige Männer und Frauen schirmend an Eurer Seite; noch habt Ihr nicht zu fürchten den Stoßvogel, den Knak; — aber die Zeit wird kommen; auch Ihr werdet schulpflichtig werden, und dann seid auch Ihr überantwortet der Verdummung der Zeloten!"

Er knirschte mit den Zähnen, und hatte die Fäuste geballt. Er sah, daß ich es bemerkte. „Beruhige Dich, sagte er, wir machen die Faust nur in der Tasche. Haben wir denn überhaupt ein Recht, mitzureden über Schulpflegeämter und Pfaffenwirthschaft — wir Laien, ohne Amt und Würden? — Sind wir denn überhaupt „kompetent?" — Es handelt sich ja nur um die Erziehung unserer Kinder. — Aber," setzte er nach einer Pause hinzu, „bei der geringen Achtung, die ich bis jetzt vor der großen Menge habe; bei dem geringen Zutrauen, das ich auch in dieser Sache zum Volke habe — in dem heutigen Kinderfeste sah ich denn doch einen Protest, so zu sagen: eine Demonstration der besseren Elemente Berlins gegen Schulpflegeämter und gegen Knak und Konsorten. Für mich war der Anblick unserer Kinder eine feierliche und gründliche Demonstration. Ob auch für die Andern?"

Wir waren inzwischen beim Hofjäger angelangt. Nicht ohne Aufenthalt; denn der Vetter kam nicht aus dem Grüßen heraus, und da ich anstandshalber mitgrüßte, ich auch nicht. Aber, mein Gott, fragte ich ihn, kennst Du denn hier alle Welt? „Die Leute kommen vom Kinderfest," antwortete er. Das findet aber doch nicht wöchentlich statt? „Nein aber hierbei, wie bei Wahlen, — genug bei allen gemeinnützigen Angelegenheiten — wirst Du mehr oder weniger stets dieselben Männer wiederfinden." — Dann können es doch nur wenige sein? — „Leider." — Und diese paar Mann wollen die Welt umwandeln, und den großen gleichgültigen Haufen hinter sich herzerren? — „Ja und Nein." — Vetter, Vetter, was für ein eingefleischter Idealist! rief ich. Er sah mich ruhig an und sagte: „Kann ich dafür, daß es überhaupt nur so wenige anständige Menschen giebt? Daß es also immer dieselben sein müssen? — Das eben ist ja ihr Bestreben, ihrer mehr zu werden. Und — setzte er hinzu — den großen Haufen wollen sie nicht hinter sich herzerren. Das wäre vermessenes und vergebenes Bemühen. Sie wollen nur Dem Ausdruck geben, was wir Alle, mehr oder

minder bewußt freilich, empfinden. Und da verspreche ich mir allerdings einigen Erfolg von ihrer Wirksamkeit. Und in diesem Sinne acceptire ich auch für mich den Idealisten."

Inzwischen war es später geworden, als ich gedacht hatte, und ich machte den Vetter darauf aufmerksam, daß ich zurück müsse, wenn ich noch nach Potsdam wolle.

Den Rückweg traten wir in größerer Gesellschaft an, da Viele, und darunter Bekannte vom Vetter, der Kinder wegen das Concert nicht abwarten konnten. Die Unterhaltung drehte sich begreiflicherweise meist um Erziehung und um den Knak-Liscoschen Fall. Der Vetter nahm jedoch eine mehr zuwartende Haltung dabei ein und schien mehr Andere anregen, als selbst sprechen zu wollen.

Am Thor angelangt, verabschiedete er sich von der Gesellschaft und begleitete mich zum Bahnhof. „Es thut mir eigentlich leid", sagte er, „daß wir nicht allein zurückgehen konnten. Ich habe doch über den Knak-Liscoschen Vorfall noch manches auf dem Herzen. Versprich mir, mich nächstens zu besuchen." So komm doch mit nach Potsdam, sagte ich ihm, wir fahren mit dem Laternenzug zurück. „Nein", sagte er. „Potsdam ist mir durch die Unmasse Uniformen verleidet. Du weißt, es hat so Jeder seinen Geschmack, und ich mag das zweierlei Tuch nicht leiden. Früher konnte ich mich noch auf den Pfingstberg flüchten und mich an der schönen Aussicht entschädigen. Heut würde es dazu zu spät werden, und außerdem ist mir auch jetzt der Pfingstberg gründlich verleidet. Setzen sie mir, allemal wenn ich dort bin, 100 oder ich weiß nicht wieviel Hornisten und Tambours hin, die Signale einstudiren. Nein, ich gehe nicht mehr nach Potsdam." Vetter, sei doch nicht gar zu närrisch. „Da sieh doch nur" — und er wies auf einen eben angekommenen Zug, dem allerdings glänzende und mannigfaltige Uniformen in Hülle und Fülle entstiegen. „Das ist auch so ein Segen des Norddeutschen Bundes — diese vielen Uniformen" — brummte der Vetter. Sieh' nur, sagte ich, sieh' nur, wie prall den Husaren-Offizieren die neuen Hosen sitzen. — „Wir sollen ja der Schrecken Europa's werden, sagt Vincke" — und sieh einmal, Vetter, hatten früher die Husaren auch schon hinten diese Knöpfe? — — Der Vetter antwortete nicht mehr. Ein paar glänzenden Offizieren folgend, waren wir mit diesen in eine auf dem Perron lagernde Gruppe von Auswanderern gerathen. Welch' ein Kontrast!

Dort hockten und kauerten sie zwischen ihren armseligen Habseligkeiten.

Das alte Bild, das alte Lied, das alte Leid! —

„Ein and'rer Segen dieses Norddeutschen Bundes — diese Zunahme der Auswanderung" brummte der Vetter zwischen den Zähnen.

Ich mußte einsteigen. Der Zug setzte sich in Bewegung. Ich blickte hinaus zum Fenster, zurück nach dem Vetter. Da stand er noch vor den Auswanderern, starr und regungslos.

Wie lange er dort gestanden, ich weiß es nicht.

Ich will ihn aber doch besuchen.

---

## II.

Sollte ich den Vetter besuchen oder nicht?

Nachdem ich so lange nicht bei ihm gewesen, hatte es etwas Peinliches für mich, wieder einmal hinzugehen. Weniger seinet- als vielmehr seiner Frau wegen. Mehrere Tage war ich so bei mir selbst unschlüssig gewesen, als ich ihn eines Abends im Theater traf. Diesmal aber ging ich ihm nicht aus dem Wege, sondern ich suchte ihn im Zwischenakt auf. Wir lachten beide über den Zufall, der uns nach so langer Trennung in wenigen Tagen zum zweiten Male zusammen geführt hatte. „Bewundere die Weisheit des lieben Gottes," sagte er, „denn es ist Dir jedenfalls ersprießlich, in einer Zeit, in der alle Welt sich mit religiösen Fragen beschäftigt, es ebenfalls zu thun; und mir wird es ja auch nichts schaden, wenn ich mir Mühe geben muß, einem so uncivilisirten Menschen als Du es bist, etwas begreiflich zu machen.

Nach dem Theater gingen wir zu einem Restaurant, um dort zur Nacht zu essen.

„Du bist mir," sagte der Vetter, „noch eine Antwort schuldig auf meine Frage, ob Du mich oder den Pastor Knak für verrückter hältst?"

Du hast diese Frage doch nur im Scherz gestellt, und so sollte die Antwort nicht schwer sein. Den Knak, den lache ich einfach aus.

Der Vetter sah mich ernst an.

„Freilich habe ich die Frage nur im Scherz gestellt, aber wahrscheinlich in anderem Sinne, als Du meinst. Denn ich halte den Knak nicht für verrückt; und ich möchte eher, wenn die Sache nicht ihre verdammt ernste Seite hätte, Dich auslachen, als den Knak."

Was Vetter! Du hältst einen Menschen, einen sogenannten gebildeten Menschen, einen Lehrer des Wortes Gottes, einen Inspektor unserer Schulen, nicht für verrückt, der da behauptet: „die Erde stehe stille und die Sonne bewege sich um dieselbe?" Einen Mann, der mit seinen orthodoxen Genossen jeder freien protestantischen Theologie das Recht der Existenz aberkennt, der allen andersdenkenden Geistlichen die Kanzeln der evangelischen Landeskirche verschließen will; der die Grundlagen unserer Bildung in Frage stellt; der unsern evangelischen Glauben, die Kirche, die Schule, ja das ganze Leben des evangelischen Volkes schwer schädigt? — Unmöglich! —

Der Vetter hatte sich über sein Glas geneigt und klopfte mit den Fingern gegen dasselbe: „Rataplan, Rataplan, Rataplan, plan, plan — —"

Nein, Vetter, fuhr ich fort, unser evangelisches Volk fragt nach den Früchten. Es sieht das Wesen des Glaubens nicht im Dogma, sondern in der Frömmigkeit; es hält jede Theologie für berechtigt, die ihm fromme, erleuchtete, gewissenhafte Prediger und Seelsorger zuführt. Ja, Vetter! unser evangelisches Volk fragt — — — „Gemach, gemach, — das ist ja die Rudorff'sche Erklärung aus dem Köllnischen Rathhaus vom 7. Juni mit den Allerwelts-Unterschriften — — —. Aber, Vetter, — fragt denn der Knak nach etwas Anderem als nach „Frömmigkeit?" — Ist denn der Knak nicht auch ein „frommer, erleuchteter, gewissenhafter Prediger und Seelsorger?" — Erlass' mir das Uebrige. Erklär' mir nur einfach und rundweg, aber mit dem gehörigen Nachdruck — verstehst Du: — Die Erde bewegt sich um die Sonne. Setz' Deinen Namen darunter; dann steht's bombenfest und, Vetter, was die Hauptsache ist — Du hast Deine Schuldigkeit gethan."

Ich begreife nicht, Vetter, sagte ich etwas ärgerlich, denn, offen gestanden, ich hatte mich gefreut, als ich die Erklärung vom 7. Juni gelesen hatte, und — im Vertrauen — ich wußte sie fast auswendig, — man kann ja nicht wissen, wozu das gut ist, — ich begreife nicht, Vetter, wie Du, sonst so freisinnig, diese Sache

so leicht nehmen kannst. Ist Dir denn der Gedanke nicht schrecklich, daß ein solcher Mann nicht blos unsere, sondern als Revisor der Schule, auch unserer Kinder Bildung und Erziehung oberaufsichtlich leiten soll? — (Das hatte ich aus der Petition der Neu-Trebbiner Bauern.) Und, fuhr ich fort, Unwissenheit wie Heuchelei wären aber doch gewiß nicht die Eigenschaften des Mannes, der uns und unseren Kindern zum Vorbilde dienen soll? — Der Vetter aber kannte auch die Quelle. „Ja, ja," sagte er, „gerade so sprechen auch die Trebbiner Bauern: Wort für Wort — und", setzte er gedehnt hinzu — — „wenden sich an das hochwürdige Konsistorium."

Ich sah ihn verwundert an. Nun ja, petitioniren muß man, an's Konsistorium, an die Regierung, an den Magistrat, an die Stadtverordneten, an den Provinzial-Landtag, an's Abgeordnetenhaus, an den Reichstag. — — — Petitioniren, petitioniren. „Du vergißt das Zollparlament" — sagt ganz ruhig dieser Vetter.

Da aber riß mir denn doch die Geduld.

„Nur ruhig, Vetter," meinte er, „nur ruhig. Welchen Bescheid erwartet Ihr Petenten? Der Magistrat wird Euch sagen, daß die bürgerliche Obrigkeit keinen Beruf habe, theologische Streitfragen zu prüfen. Er wird Euch aber versprechen, nur fromme und begabte Jünger der praktischen Theologie zu berufen, und er wird Euch versprechen, so weit an ihm, und nach Kräften, auf den unter städtischem Patronat stehenden Kanzeln den Geist der evangelischen Freiheit zu wahren. Rataplan! —" Nun ja, aber die Schulpflegeämter, die Schulpflegeämter, — Vetter, — darüber muß er doch auch etwas sagen. „J warum denn, die sind ja zurückgezogen, die schweigt er einfach todt, — das ist ja auch viel bequemer. Aber halt, etwas darüber wird er Euch doch sagen: In Bezug auf die Organisation des städtischen Schulwesens im Allgemeinen wird er Euch wahrscheinlich sagen, daß man doch nur innerhalb der bestehenden Verordnungen zu wirken vermöge — d. h. mein lieber Vetter: Es bleibt Alles beim Alten. — Prosit."

„Oder," indem er das Glas setzte, „erwartest Du einen besseren Bescheid von der Regierung oder von Deinem Konsistorium?"

„Die Regierung wird einfach offiziös erklären lassen, sie bleibe neutral, und wenn's ihr zu bunt wird, einfach offiziell konfisciren und maßregeln; — und das Konsistorium, um's mit Keinem zu verderben, oder, um Allen gerecht zu werden, wird gleichmäßig

Knak und Lisco verurtheilen; — „wegen Vergessens ihres theologischen Standpunktes, wegen Verursachung dieses öffentlichen Aergernisses überhaupt", oder was weiß ich sonst weswegen. Im Uebrigen wird es vertuschen und hinhalten. Es müßte ja seiner theologischen Schreibweise Zwang anthun, wenn das nicht von selbst so käme. Seine Zeit kommt ja doch. Harren und Hoffen hält's Himmelreich offen. Für Euch aber, die ihr mit Protesten, Resolutionen und Petitionen glaubt etwas ausgerichtet zu haben, und die Ihr Euch damit bescheidet, gilt die andere Lesart: Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren."

„Nein, Vetter, ich will Niemand beleidigen. Die Unterzeichner Deines Entwurfs mögen Ehrenmänner sein, durch und durch; und Viele von ihnen schätze ich als solche. Aber wie oft haben wir auf der Bresche gestanden, und Keiner von ihnen, oder nur wie Wenige! ließen sich sehen. Wird's auch ihnen jetzt zu arg, so laßt sie auskämpfen, was sie interessirt. Mich geht's wenig an. Ich begreife sie; aber ich theile weder ihre Halbheit noch ihr Vertrauen. Und Deine Trebbiner Bauern — Mann für Mann, könnte ich sie küssen, die braven Kerle, die doch wenigstens mannhaft und fest den Mund aufgethan haben. Aber eine Besserung vom Konsistorium erwarten? — Nein, Vetter, das kannst Du von mir nicht verlangen."

„Auf die Dauer auch nicht von den Trebbiner Bauern. Denen wird's schon klar werden. Laß sie nur erst ihren Bescheid vom Konsistorium erhalten. Denn was denkst Du? Das Konsistorium wird verwundert thun und sagen: „es sei nicht abzusehen, wie das religiöse Interesse der Neu-Trebbiner und die Ausbildung der dortigen Schuljugend überhaupt bei dem Fall betheiligt seien." Ja, „wenn den Trebbinern von ihrem Pfarrer das göttliche Wort und das Bekenntniß der evangelischen Kirche nicht rein und unverfälscht gepredigt würde, dann erst würden sie ernste Ursache haben, wegen der Bildung und des Seelenheils ihrer Kinder von Sorgen und Gewissensunruhen bewegt zu sein. Der Fall läge aber nicht vor u. s. w. u. s. w."

„Und die Trebbiner? — Die werden sich den Bescheid von vorn und von hinten besehen, ob man denn gar garnichts hinein oder garnichts herauslesen könne; sie werden sich gegenseitig ansehen, sich den Kopf kratzen und verwundert fragen, wer denn eigentlich auf den Einfall gekommen sei, sich an's Konsistorium zu wenden.

Und dann? — wenn sie dann die rechten Leute sind, für welche die Welt sie heut noch hält, dann — werden sie sammt und sonders aus der Landeskirche austreten."

„Euch Uebrigen aber sage ich noch einmal: Petitionirt, macht Volksversammlungen, stellt Euch auf den Kopf — wie Ihr wollt — in dem Sinne und auf diesem Wege bringt Ihr es zu Nichts."

Er nahm das Glas, hielt es prüfend gegen das Licht und that einen langen Zug. Dann fuhr er fort: „Freilich wissen die guten Leute wohl, was zu thun wäre. Sagt nicht Euer Lette wörtlich: Der entschiedenste Schritt wäre der, daß die Gemeinden sich von jenen Geistlichen lossagten, und wie es vor einiger Zeit in Schottland geschah, auf ihren Glauben und Bewußtsein eine Regeneration der Kirche und der Gemeinden gründeten."

„Ja, aber warum thun denn das die Herren nicht?"

„I Gott bewahre. Da sind ja Bedenken. „Weniger freilich die hergebrachten kirchlichen Einrichtungen — als der unverkennbare kirchliche Indifferentismus und die deshalb thatenlose, mehr negative Kritik unserer Berliner Mitbürger." — Ihr Führer des Volkes, hervor! Habt Ihr das Rechte erkannt, so thut es doch! Wandelt doch durch Euer Vorgehen diese negative, thatenlose Kritik in einen kräftigen positiven Offensivstoß! — I Gott bewahre. — Um's Himmelswillen. — Nein, nein. — Nicht doch. — — „Dazu wird die Zeit auch schon kommen, ganz von selber — wir müßten ja sonst keine Deutschen sein." — Aber etwas muß doch gethan werden. — — Ja, ja — — ja doch — — hm, hm — Ich hab's: „Jedenfalls muß aus unsrer Bevölkerung heraus eine Protestation gegen die Richtung der Herren Knak und Genossen ergehen." — — — —

„Rataplan, Rataplan, Rataplan, plan, plan!"

„Und Ihr wollt den Knak auslachen? — Weißt Du, Vetter, daß in dem ganzen Getreibe, wie es bis jetzt vor uns liegt, der Knak der einzige, ja der einzige Mann von Charakter ist? — Und weißt Du, daß, wenn ich zu wählen hätte unter den bis jetzt aufgetretenen Schauspielern, und wenn ich einem persönlichen Kitzel folgen wollte, ich dann der Knak sein möchte? — ja, ja — hab' ich doch meine Freude dran." —

Die Kellner fingen an, die Gasflammen auszumachen. Wir waren die letzten Gäste; wir brachen ebenfalls auf.

Ich will Dir zugeben, sagte ich auf dem Heimwege, daß der Knak in seiner Art ein ganzer Kerl ist, und daß ich den Muth bewundere, mit dem er sich gegen uns Alle und gegen unser gesammtes Wissen stellt. Aber das mußt Du mir auch zugeben, daß der Schul-Inspektor Knak, der da behauptet, die Erde stehe still und die Sonne bewege sich um dieselbe, einfach ausgelacht werden muß.

„Nein, nein, und zwanzigmal: Nein!“ rief der Vetter. „Ich behaupte, daß der Knak zäher, tüchtiger und mächtiger ist als Ihr Alle zusammen, und ich behaupte, daß es nichts als Feigheit von Euch ist, nichts als das Gefühl Eurer eigenen Unentschlossenheit und Hilflosigkeit, die Ihr verbergen wollt, daß Ihr überhaupt vorgebt, ihn auszulachen. Viel lieber will ich mit dem Knak in einem Bett liegen, als mit irgend Einem von Euch. Der Knak ist eine in sich abgeschlossene Persönlichkeit, ein Charakter, der sich berechnen läßt; — Ihr Andern aber, mögt Ihr nun Indifferente, Unionsfreunde, Liberale oder Fortschrittler heißen, Ihr seid traurige Kompromißmenschen, die es nie zu einem entscheidenden Schritt, die es also überhaupt nie zu Etwas bringen werden.“

„Mit dem Knak schlage ich mich die ganze Nacht herum, bis ich ihn aus dem Bett geworfen habe, oder er mich. Wir können nicht anders; er wie ich. Es wäre contre la nature de la bête, wenn wir es nicht thäten. Es giebt keinen Kompromiß zwischen Glauben und Nichtglauben, sagt Dr. Reinke; und er hat Recht. Ihr freilich, Ihr bringt auch das fertig. Und mit einem von Euch könnte ich zur Noth auch — durch einen Kompromiß und um schlafen zu können — das Bett theilen. Aber wohlverstanden: ich muß die Augen zumachen, ich muß schlafen wollen. Und das will ich nicht in diesem Fall.“

„Und, um Dir auch in dem letzten Punkt entgegenzutreten: ich behaupte, der Knak von seinem Standpunkt aus braucht gar keinen Muth, um so zu handeln, als er es thut?“

Nun, nun, sagte ich, das Einzige, was ich am Knak bewundern könnte, den Muth, wirst Du ihm doch nicht absprechen wollen. Es gehört doch wirklich Muth dazu, eine so absurde, in der Uebereilung gethane Aeußerung nicht zurückzunehmen; ja nicht einmal es zu versuchen, sie durch Interpretation nachträglich weniger

absurd erscheinen zu lassen. Und um's Interpretiren sollte er doch nicht verlegen sein. —

„Das freilich nicht," antwortete der Vetter; „denn die Heffter und Tauscher haben's ja gethan. Aber die Sache liegt doch anders. Ich will Dir sagen wie es kommt."

„Wie die Frommen sich nur deshalb über Lisco so geärgert haben, daß er den Meinungsunterschied, der zwischen ihnen besteht, nicht vertuscht, sondern an die Oeffentlichkeit gebracht hat; so ärgern sich die Frommen jetzt über ihr enfant terrible, über diesen Knak. Sie werden ihn verleugnen und ihn fallen lassen. Wenigstens werden sie es wollen. Du siehst es ja an dem überaus traurigen Rückzug der Herren Heffter und Tauscher, die da meinen, unter Umständen rede das Wort Gottes auch die Sprache der Dichter, und die Knak'sche Aeußerung beruhe auf einem Mißverständniß, oder sei ein mißverständlicher Ausdruck; und die da verlangen, daß man ja aus einander halten solle die Knak'sche Aeußerung und die Ansicht der Majorität der Synode. Und Du mußt wissen, der Dr. Tauscher soll Superintendent und Verfasser der Erklärung der Pastoral=Konferenz, und der Dr. Heffter Mitredakteur der „Kreuz=Zeitung" sein! Da hatte die „Zukunft" wohl Recht, wenn sie ausrief: Gott bewahre Herrn Knak vor seinen Freunden."

„Aber Knak hat noch andere Freunde. Hast Du nicht gelesen vom Pastor Straube in Falkenhagen, der „dem ungeschminkten Zeugniß des Pastor Knak von Herzen beistimmt und keinen Augenblick bezweifelt, daß ihm durch Gottes Gnade ein reicher Segen nachfolgen wird zur Stärkung für die Gläubigen, und zur Warnung für die Ungläubigen." „Und vernimmst Du nicht, wenn Alles ruhig ist, bei Ostwind, dort von Rüdersdorf her, Tyßka's fernes Gebrüll?" Er blieb an einer Laterne stehen, langte ein aus einer Zeitung geschnittenes Zettelchen aus dem Notizbuch und las in tiefem Brustton, mit feierlicher Stimme: „Der Erklärung der Berliner Pastoralkonferenz wider die Umsturzpartei in Kirch' und Staat, welche jetzt Häuser und Städte durchrennt, die Einheit des Glaubens durchreißen will und rechtschaffene Hirten lästert, trete ich bei. Tyßka, Pastor zu Rüdersdorf."

„Du siehst, diese Freunde Knak's lassen Sonne und Erde ungeschoren, und bewegen sich in so fein gewählten Ausdrücken,

daß sie auf alle Fälle „möglich" bleiben. Aber denkst Du denn, damit sei es abgemacht? Denkst Du denn, der Knak frage diese Herren, ob sie ihn halten wollen, oder ob sie ihn wollen fallen lassen? — Weit gefehlt."

„Der Knak bleibt einfach bei seiner Behauptung; hält die Erde fest und läßt die Sonne sich drehen, daß ihr schwindelig wird, — ihr und Euch. – Er schreibt dann eine Epistel an irgend einen theuren Amtsbruder; datirt etwas nach, — das macht mehr Effekt, — und läßt die Epistel in der „Kreuz-Zeitung" abdrucken. Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege. — Und da beweist er Euch haarscharf, daß er Recht hat. Und Bibel-Citate schleudert er Euch in's Gesicht, als ob sie aus der Kugelspritze kämen. Da soll erst Einer kommen! – Nein Vetter, den Knak berührt der Spott kaum; der Knak ist vergnügt wie ein Kind und schmiegt sich nur desto fester an seinen GOtt und HEiland an. Und da es auch in seiner Nähe angekränkelte Kompromißsüchtler giebt, so erzählt er diesen, daß auch er wissenschaftliche Autoritäten auf seiner Seite habe, „die es für die herrlichste Aufgabe der Wissenschaft erachten, wenn diese als Magd des majestätischen Wortes Gottes, demselben in aller Demuth dienen darf!"

„Wer's glaubt, giebt 8 Groschen."

„Ja, Vetter, so tritt der Mann auf, fest und bestimmt; und ist's auch Tollheit, so hat's doch Methode. –- Und Ihr Leisetreter, Ihr wollt den Knak auslachen? Ihr wollt den Knak aus dem Sattel heben mit Protesten, Resolutionen und Petitionen? – —"

„Rataplan, Rataplan, Rataplan, plan, plan!"

Wir waren vor meinem Hause angelangt. Gute Nacht, Vetter. „Gute Nacht." — Ich steckte den Schlüssel in die Thür er trollte weiter. Und noch aus der Ferne hörte ich sein:

„Rataplan, Rataplan."

---

## III.

Donnerwetter! Der Vetter hat den Teufel im Leibe! sagte ich, als ich den Brief gelesen hatte. Il n'y va pas de main morte! Da soll ich heute Abend in die von Duncker berufene Volksversammlung, in die Sophienstraße gehen und Löwe-Calbe und Schulze-Delitzsch hören; morgen Abend in's köllnische Rathhaus, in den Unionsverein, wo Lisco und Sydow zu sehen sind, und Hoßbach über den Protestantentag in Bremen, und der Professor von Holtzendorff über die gegen die Frommen zu erlassende Erklärung sprechen wird; und damit ich auch für übermorgen, Sonntag, etwas habe, legt er mir hier eine Notiz aus der „Kreuz-Zeitung" bei:

„Der Prediger Uhlich aus Magdeburg will sich auch wieder einmal hier hören lassen. Ein Vortrag von ihm ist auf Sonntag Vormittag 10 Uhr im Saale des Handwerker-Vereins angekündigt. (Vielleicht zur Erbauung der Unterzeichner der bekannten Adresse an die Stadtverordneten-Versammlung? Und bedarf die künstlich betriebene „religiöse Bewegung" schon auswärtiger Triebräder, um nicht ins Stocken zu gerathen?)"

Die gute alte Vettel. Sollte die religiöse Bewegung wirklich schon ins Stocken gerathen sein? Man wird doch bei Zeiten hingehen müssen, um nur einen Platz zu bekommen.

„Du mußt den Standpunkt eines Jeden kennen lernen," schreibt der Vetter weiter, „wenn's auch oft langweilig ist. Es ist nöthig, um sich über Mittel und Wege, die einzuschlagen sind, klar zu werden. Prüfet Alles und das Beste behaltet. Die große Menge thut das freilich nicht; die will wohl eine Meinung haben, aber nicht selbst denken. — — —"

Auch diese drei Tage waren überstanden. Wir kamen von Uhlich, wo wir noch glücklich ein Plätzchen ergattert hatten. Da es noch nicht Zeit zum Mittagessen war, gingen wir hinaus auf die Schönhauser Allee, um bei Wagner einen Frühschoppen zu trinken.

„Nun, was meinst Du?" fragte der Vetter.

Ich gestand, daß ich eigentlich erstaunt gewesen sei, soviel Leute bei Uhlich zu finden. Ich glaube nicht, daß auch nur eine einzige unserer Berliner Kirchen annähernd so voll gewesen sei. Und doch, fügte ich hinzu, nimmt es mich Wunder, denn trotz

des vielen Geschrei's, das gemacht wird, kann man doch nicht behaupten, daß die religiöse Bewegung in unserer Bevölkerung eine eigentlich tiefgehende sei.

„Das freilich nicht," meinte der Vetter. „Und da kannst Du auch lange warten. Dazu ist die Situation noch bei weitem nicht klar genug, und der Vertrauensdusel einerseits und die Abspannung andrerseits sind noch zu groß. Sieh' uns doch an, wie wir in Bezug auf politisches Leben in den letzten Jahren zurückgekommen sind."

So daß wir von der hohen Politik auf Pfaff' und Küster gekommen sind, versetzte ich lächelnd.

„Allerdings," sagte der Vetter, „die Sache verhält sich wirklich so; aber die Sache ist nicht lächerlich; die Sache ist verdammt ernst. Oder bist Du vielleicht auch so scherzhafter Stimmung, wie die „Kreuz-Zeitung", die die ganze „religiöse Bewegung" für eine künstlich betriebene hält; oder stehst Du vielleicht auch auf dem Standpunkt jener Weltweisen, die da meinen: „Ach, das ist Alles schon dagewesen. Auf politisch erregte Zeiten folgt die Abspannung, und diese ist umso größer, je höher vorher die Wogen gingen. Dann kommen soziale Fragen, und wenn die nicht durchschlagen, verlaufen die letzten Spuren früherer Bewegung sich in theologischen Wortstreitigkeiten. Das ist eine alte Geschichte. Also nur kalt' Blut. Auch das geht vorüber, und dann haben wir eine Zeitlang Ruhe, und der Bürger kann wieder ruhig des Morgens seinen Kaffee trinken und seine Zeitung dabei lesen." Und sie haben Recht, diese Weltweisen, denn, wenn's nach ihnen geht, bekommen *sie* freilich ihre Ruhe — die Ruhe des Kirchhofes. Aber es wird hoffentlich nicht nach ihnen gehen, denn sie haben ein Brett vor dem Kopf und begreifen nicht die eigentliche Ursache, ja die Nothwendigkeit dieser Stufenleiter, d. h. mit anderen Worten, sie kennen nicht, oder wollen nicht erkennen die *politische* Seite der Frage." — — —

„Erinnerst Du Dich noch, Vetter, daß wir einmal eine neue Aera hatten? Denkst Du noch an den Nationalverein? Denkst Du noch an jene stolze, siegesgewisse Fortschrittspartei? an jene kolossalen liberalen Majoritäten im preußischen Abgeordnetenhause? Für verrückt hätte man *den* gehalten, der daran gezweifelt hätte, daß das preußische Volk in seiner überwiegenden Mehrheit durch und durch liberal sei. Und denkst Du noch an die Armee-Reorgani-

sation und an den Budgetstreit? Denkst Du noch an den Hut von Bockum-Dolffs und an das Kainszeichen von Gneist? Wir hatten ja einen Verfassungskonflikt, daß wir uns einbildeten, Europa hielte den Athem an und blicke auf uns."

„Und wo sind wir hingekommen?"

„Ein Trommelwirbel hat Alles über den Haufen geworfen. Der Siegesrausch ist uns zu Kopfe gestiegen, hat die Sinne umnebelt und eine entsetzliche Verwüstung in den Köpfen der Nation angerichtet. Die Fluth der patriotischen Begeisterung ging so hoch, daß sie fortgeschwemmt hat all' das, was auf dem Grunde des Volkes mühsam erbaut war an politischer Gesinnung und an politischem Verständniß. — Wir, die wir kaum ein zerrissenes Hemd auf dem Leib haben, um unsere konstitutionellen Gebrechen nothdürftig zu decken, wir jubeln über einen blanken Kopfputz am neuen Helm!"

„Und was ist geworden aus all' den schönen Fragen, die uns früher bewegten?"

„Wer denkt heut noch ernstlich an Ministerverantwortlichkeit —? wer an die Preßgesetzgebung, an die Schulregulative, an die Gemeinde-Ordnung? wer an das Nichtbestätigungsrecht der Regierung, wer an Concessionsentziehungen und Kompetenz-Konflikte? Das ist ja Alles vorüber. Zwischen damals und heut liegen ja Indemnität und Amnestie. — Sag' mal, Vetter, à propos Amnestie: Du hast doch für den Redakteur Salamon in Guben etwas gezeichnet? Er hat trotz der Amnestie doch seine 3 Monat Gefängniß wegen der Prutz'schen Terzinen. Er allein. Versteh's, wer's kann. — Und da wir einmal bei gerichtlichen Erkenntnissen sind: — ob die Obertribunalsbeschlüsse in Betreff der Redefreiheit der Abgeordneten Giltigkeit haben oder nicht — was kümmert's uns. — Der Bund hat ja ein neues Gewerbegesetz in Aussicht; und er hat für die Freizügigkeit gesorgt; — sag' mal, Vetter, wenn Du nach Kassel kommst, weißt Du, ob Du ehelich oder unehelich geboren bist? Erkundige Dich bei Zeiten; es kostet 3 Thaler, wenn Du's nicht weißt. — Und wir haben das allgemeine gleiche geheime Wahlrecht — — und für die Diätenlosigkeit ist auch gesorgt und für die Unbeschlußfähigkeit dazu." — —

„Der Parlamentarismus muß durch den Parlamentarismus todt gemacht werden." Dies geflügelte Wort soll ja vom Grafen Bismarck sein. Es erfüllt sich gut. Hast Du die Gleichgiltigkeit

des Volkes gegenüber dem Reichstag gesehen? Wenn aber diese Gleichgiltigkeit gegenüber dem Parlamente sich mehr und mehr ausbreitet; wenn mehr und mehr die Ueberzeugung im Volke Platz greift, daß mit Parlamenten allein es nicht mehr gethan ist; wenn dann das Volk offen und bewußt auf Selbstgesetzgebung lossteuert, — dann wird man den Parlamentarismus wieder beleben wollen; — und dann wird's zu spät sein."

„Ja, Vetter, so liegt die Sache. Wir sind geschlagen, geschlagen auf der ganzen Linie. Die meisten der früheren Führer sind fahnenflüchtig geworden. Die Massen, die sind zersprengt und zerstreut. In großen Haufen folgen sie dem Kalbsfell des Gegners, und umtanzen das goldene Kalb des Erfolges. Nur Wenige sind fest geblieben. Ein kleines Häuflein stehen sie da, verketzert und verhöhnt von den früheren Genossen, — unablässig bemüht, die letzte Position zu halten: die Hoffnung auf ein heranwachsendes Geschlecht. Und dies ist das Feld, auf dem der letzte Kampf gekämpft werden muß. Die Nichtachtung und Gleichgiltigkeit, mit der wir in früheren politischen Kämpfen auf Kirche und Schule blickten, sie sind die eigentliche Ursache unsrer Niederlage. Und nicht eher können unsere Gegner auf ihren Lorbeeren ruhen, als bis sie auch diese letzte Position gestürmt haben. Wer Kirche und Schule in der Hand hat, dem gehört die Zukunft. Daß weiß die Reaktion so gut, als wir es wissen sollten. Und Knak und Schulpflegeämter sind uns Beweis, daß die letzte Hand an's Werk gelegt wird, die Axt an die Wurzel unserer letzten Hoffnung — an die Bildung der Zukunft."

„Krönung der Regulative, Konsequenz eines Systems," nennen's unsere Leute, ihnen voran Schulze-Delitzsch und Löwe-Calbe. Aber sie thun nichts dagegen. Und Schulze wird noch gar unangenehm, wenn man von ihm und seiner Partei nichts mehr erwartet. „Man komme uns einmal! — unsere volle Verachtung den Phrasenhelden! — sie arbeiten der Reaktion in die Hände!" u. s. w. — Rataplan! Rataplan!"

„Daß er es ehrlich meint, wollen wir ja gern glauben. Er hat es ja in dem vielen Guten, was er geleistet, bewiesen. Aber sind wir denn darum gleich Spitzbuben?"

„Ja, ja, Vetter, das ist so meine Auffassung von der Sache."

Aber, sagte ich, Du behandelst diese Sache mit einem Ernst iu nener Gründlichkeit, an die ich, offen gestanden, nicht im

mindesten gedacht habe. Und doch versprichst Du Dir nichts von Leuten wie Löwe=Calbe und Schulze=Delitzsch? Etwas muß aber doch gethan werden. So tritt doch heraus aus der ewigen Negative — Tadeln ist leicht, Bessermachen schwer — und sag' mir, was Du thun willst.

„Ei gewiß," sagte der Vetter, „muß etwas gethan werden. Gehen lassen kann man's so nicht länger. Und calmiren und abwiegeln à la Schulze und Löwe, das thut's auch nicht. Frag' sie doch selbst, was sie von ihrer Thätigkeit in dieser Sache erwarten. Es wird nicht viel Ersprießliches sein."

„Ehe wir aber Position nehmen, rekognoszіren wir erst das Terrain. Sehen wir uns einmal um, was denn eigentlich schon existirt. Da sind die Orthodoxen, die Unionsfreunde und die Frei-Gemeindler. Lernen wir deren Standpunkte erst einmal kennen, und prüfen wir dann unseren eigenen; dann werden sich die Wege, die noch offen sind, schon zeigen, und es wird sich von selbst ergeben das, was zu thun ist."

„Fangen wir mit den Vornehmsten an, mit den Orthodoxen. Ehre, wem Ehre gebührt. Sie haben das Heft in Händen. Ihr Standpunkt ist einfach und klar, und aus den verschiedenen Protesten und Erklärungen, so sie losgelassen, zur Genüge zu erkennen."

„Zu dem Glauben, welchen das Wort Gottes alten und neuen Testamentes unzweideutig lehret, und die ökumenischen Bekenntnisse, sowie die Sonderbekenntnisse der lutherischen und der reformirten Kirche einmüthig bezeugen, bekennen sie sich mit Herz und Mund."

„Zu dem Glauben an Gott den Allmächtigen, den Schöpfer Himmels und der Erden; und an Jesum Christum, wahrhaftigen Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und wahrhaftigen Menschen, von der Jungfrau Maria geboren, den Gekreuzigten und Auferstandenen, sitzend zur Rechten des Vaters; und an den heiligen Geist, nicht den von Christo erweckten Geist der Gemeinde, sondern den Geist aus Gott, gleichen Wesens mit dem Vater und dem Sohne" —

„und sie erklären jeden Versuch, diesen Glauben der gesammten Christenheit auf Erden durch eine ihm entgegengesetzte Weltanschauung zu verdrängen, für ein Unterfangen, welchem kraft des Ordinationsgelübdes die Kanzeln der evangelischen

Kirche nicht zu Gebote stehen dürfen. Siehe Steffan: Leokadie. Knak: Erdstillstand."

„Sie behaupten dann weiter, daß die liberalen evangelischen Prediger, die Mitglieder des Protestanten-Vereins, „thatsächlich mit der evangelischen Kirche und ihrem Bekenntnisse gebrochen haben und den Glauben verlassen haben, auf den sie getauft sind, den sie in ihrer Konfirmation vor der Gemeinde bekannt, und den lauter und rein zu verkündigen, auch sie sich durch ihre Ordination verpflichtet haben. Sie bestreiten diesen Männern daher das Recht, ihren Unglauben in Kirche und Schule unbehindert lehren zu dürfen."

„Sie selber aber sprechen es als ihre wohlbegründete Ansicht aus, daß alle von der Wissenschaft — der Geschichte und Archäologie, Physik und Astronomie — wirklich erwiesenen Thatsachen mit der heiligen Schrift in keinem Widerspruche stehen. Denn es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, denn allein der Name Jesu Christi."

„Du siehst: der Standpunkt ist einfach. Religion ist nichts, das Bekenntniß Alles. Der Geist ist gefährlich; der Buchstabe ist Seligkeit. Daran, daß in der Entwickelung der Sprache Sinn und Bedeutung auch des einzelnen Wortes sich ändern kann; daß Wortstreitigkeiten also zu nichts führen, und Buchstabenglaube eine Absurdität ist, daran denken diese Männer nicht."

„Sie denken überhaupt nicht. Sie wollen nicht wissen: — sie glauben.

„Sie glauben an die Dreieinigkeit, an Wunder, Weissagung, Gebetserhörung, wohl auch an Vorausbestimmung — und was weiß ich? — Eine Erklärung der Dreieinigkeit geben sie nicht. Sie werden doch nicht die Eigenschaften Gottes mit dem elenden Maßstab des Menschlichen messen wollen! Daß wir aber keinen anderen Maßstab haben als diesen, und daß wir uns also nicht sonderlich zu kümmern brauchen um das, was wir durch unsere Sinne nicht wahrnehmen können, das begreifen sie nicht."

„Wozu auch? Sie glauben."

„Wohl aber begreifen sie den tödtlichen Gegensatz zwischen Wissen und Glauben. Das glauben sie nicht allein, das wissen sie, daß das Wissen da überflüssig, ja schädlich ist, wo der Glaube Alles sein soll; und das wissen sie, daß neben dem Wissen der

Glaube nicht bestehen kann; daß wo das Wissen herrscht, der Glaube überflüssig ist. Denn glauben kann ich wohl das, was ich nicht weiß; was ich aber weiß, das brauche ich nicht erst zu glauben. Darum muß die Wissenschaft umkehren und die Erde still stehen."

„Und bist Du anderer Ansicht, so bist Du ein Ketzer und wirst verbrannt."

„Denn das Christenthum dieser Männer ist das Christenthum des Hexenglaubens und des Ablaßkrams, das Christenthum der Inquisitionsgerichte, der Ketzerfoltern und der Scheiterhaufen. Wahrlich, nicht im Mindesten unterscheiden sich unsere frommen Zeloten von Jenen, die — auch in Christi Namen — Bannstrahlen schleuderten und Scheiterhaufen errichteten. Den guten Willen dazu wirst Du ihnen wenigstens nicht absprechen wollen; zum Glück fehlt ihnen nur die Macht. Und das ist ihr ganzes Leid, und diese Macht wieder zu erringen, ihr ganzes Streben. Ihr Christenthum ist ihnen Mittel zum Zweck: zur Herrschaft. Nicht bei Jesu fängt es an, sondern bei Konstantin, der 300 Jahre nach Christus, ein Bewerber um die römische Kaiserkrone, — auch als Mittel zum Zweck — die christliche Religion zur Staatsreligion machte. Natürlich folgte ihm der ganze Schwarm von Beamten nach, vom ersten Minister bis zum letzten Nachtwächter hinunter. Mit der Reinheit der ursprünglichen Lehre war es vorbei. Das Christenthum war Staatskirche geworden, d. h. Regierungsmittel; es mußte fortan den Plänen des jeweil Regierenden und allen möglichen sonstigen Zwecken dienen."

„Und für solche Dienstleistung auch die entsprechende Machtstellung wieder zu erhalten, das ist das Bestreben unserer Frommen."

„Erinnerst Du Dich noch jenes hübschen Wortes von Schenkel, das gestern Abend im Unionsverein erwähnt wurde: „Luther hat ihnen die Autorität des Papstes genommen, und jetzt wollen sie uns aus der Bibel einen papiernen Papst machen!"

„Und der anderen trefflichen Ausführung des Programms von Holtzendorff, mit der er die Herrschsucht unserer Frommen geißelte? „Die Grundlage der katholischen Hierarchie ist die Vergötterung des Priesterthums gewesen; und eine gleiche Herrschaft erstreben unsere Frommen. Sie unterstützen das Gottesgnadenthum des Königs gegenüber dem beschränkten Unterthanenverstand des Volkes, um unter diesem Schutze sich eine Amts-Hierarchie

herauszubilden, gegenüber dem beschränkten Christenverstand der Gemeinde."

„Seid unterthan der Obrigkeit!"

„Und dabei führen sie stets den Namen Jesu im Mund. Denn es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name dem Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, denn allein der Name Jesu Christi."

„Was er, der herrliche Begründer dieser so viel verkannten, so arg gemißbrauchten Lehre, wohl dazu sagen würde!"

„Ja, Vetter!" rief er, und düster blitzte sein Auge auf, „wenn Jesus heut wiederkäme!"

„Denk' einmal den Gedanken durch, und sag' mir, auf welche Seite Jesus sich in diesem Streite stellen würde."*)

„Wo würde er heute stehen? er, der damals den erbittertsten Kampf geführt hat gegen die jüdische Geistlichkeit, gegen ihre Heuchelei und Silbenstecherei, gegen ihre Habsucht und weltlichen Herrschgelüste, gegen Volksbedrückung und Gewissenszwang."

„Wo würde er heute stehen? er, dessen Priesterhaß damals so grimmig, so unauslöschlich war, daß er das Gleichniß vom barmherzigen Samariter erfand."

„Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber; diese schlugen ihn dermaßen, daß er für todt auf der Straße liegen blieb. Der Erste, der des Weges kommt, ist ein Priester; der sieht den Erbarmungswürdigen und geht vorüber. Der Zweite ist ein Levit, ein Priester-Kandidat; auch er sieht den mit dem Tode Ringenden und geht vorüber." — —

„Wo würde er heut stehen? er, der damals stand auf Seiten des Proletariats, der Enterbten, der Rechtslosen! er, dessen Jünger unbekannte arme Handwerker, verachtete Fischer waren!"

„Welche Unterstützung würde er heut bei den Besitzenden und

*) Die folgende Ausführung ist, ich glaube, fast wörtlich, einer älteren Auflage der kleinen Schrift von Ph. Braun. „Vor 1800 Jahren. Zum Verständniß über Jesus." Berlin, W. Rubenow, entnommen. Ich beabsichtigte, später bei Besprechung der freien Gemeinden auf diese treffliche Schrift besonders zurückzukommen, und hatte sie aus diesem Grunde nicht gleich an dieser Stelle genannt. Nachdem jedoch „mein toller Vetter" Fragment geblieben, bleibt mir beim Wiederabdruck dieser Artikel nichts übrig, als die damalige Unterlassungssünde hier gut zu machen.

Reichen finden? er, zu dem damals aus der ganzen jüdischen haute volée nur der eine Nicodemus, und auch der nur unter dem Schutz der Nacht zu kommen wagte."

„Welche Vertheidiger würde er heut finden? er, für den damals, in der letzten Gerichtsverhandlung nur Joseph von Arimathia ein schüchternes Wort einzulegen wagte."

„Käme Jesus wieder in den Tempel der Christenheit," sagt Ed. Baltzer, „wie würde sein Zorn wettern gegen die Tempelschänder. Oft ist sein Geist wiedergekommen, er kam selbst in dem eisernen Donnerer Thomas Münzer, vielleicht nicht ohne Sünde und darum zum schnelleren Untergange: aber so lange wird er wiederkommen, bis die Mörderhöhle zum Vaterhaus umgeschaffen ist." —

„Und wenn Jesus heut wiederkäme?"

„Hosiannah! Hosiannah!" riefen sie damals, und „Kreuzige ihn! kreuzige ihn!"

„Und wenn er heut wiederkäme, glaubst Du, es würde anders sein?"

„Nein, Vetter," rief er, „nein! es wäre gerade ebenso. Als Revolutionär, als Volksaufwiegler, als Gotteslästerer würden sie ihn auch heut noch auf die Anklagebank schleppen."

„Und welche Rolle unsere Frommen dabei spielen würden, bist Du Dir darüber vielleicht im Unklaren?"

Er sah nach der Uhr. „Ich muß jetzt aufbrechen. Mit den Orthodoxen wären wir auch eigentlich fertig. Sag' mir nur: sind das Deine Leute? Sind das Leute, mit denen Du unterhandeln oder gar paktiren kannst? Oder sind das Leute, mit denen Du Nichts zu schaffen hast; Leute, die Du mit allen Mitteln, überall wo Du sie findest und auf's Entschiedenste bekämpfen mußt? — Ueberleg' Dir's reiflich. Ich gebe Dir ein paar Tage Bedenkzeit. Ich muß fort. Da kommt eben eine Droschke. Bezahl' mein Bier, Vetter. Leb' wohl! und besuche mich nächstens. Addio!"

---

## IV.

Ein Brief vom Vetter, und ein so schwerer, dicker, und ein paar Broschüren? Er muß sich ja ordentlich Mühe gegeben haben. Laßt einmal sehen, was er schreibt.

„Ueber die Orthodoxen wirst Du Dir nun wohl klar geworden sein, und über die Stellung, die Du ihnen gegenüber einzunehmen hast."

Nun ja, da hat er Recht. Das ist auch nicht sonderlich schwer. Mit ihrer Kirche und ihrer Religion habe ich freilich nichts zu schaffen. Aber wenn der Vetter meint, daß ich deßhalb auch gleich die ganze Kirche verdammen solle, da ist er denn doch auf dem Holzweg. Es giebt ja auch liberale Prediger.

I sieh' einmal, also auch das hat er vorausgesehen!

„Du wirst mir nun aber einwerfen, daß, wenn Du auch mit den Orthodoxen gar nichts zu schaffen habest, Du doch Deine Stellung zur Kirche deshalb nicht zu verändern brauchest, denn in derselben gebe es ja auch liberale Geistliche, und zu diesen würdest Du Dich halten. Und da will ich Dir denn gleich von vornherein gestehen, daß Du meiner Meinung nach, wie die Sachen jetzt gehen, von den liberalen Geistlichen in der evangelischen Landeskirche gar nichts zu erwarten hast. —"

Hm, hm; und auch noch unterstrichen. Er ist und bleibt doch immer der Alte: der tolle Vetter, der's Kind mit dem Bade ausschüttet. Auf den Beweis bin ich aber doch gespannt.

„Ich hatte Dich eigentlich heut Abend erwartet und mich, offen gestanden, für den Fall etwas vorbereitet. Denn mit den Orthodoxen, da hatten wir leichtes Spiel. Ueber sie konnten wir gemüthlich, beim Glase Bier, plaudern. Die Herren machen's Einem ja auch zu leicht. Mit ihren liberalen Gegnern in der Kirche, mit den Protestanten-Vereinlern und den Unionsfreunden aber, da geht das nicht. Da will ein jedes Wort reiflich erwogen sein. Denn sie nehmen nicht im Mindesten eine so klare, faßliche Stellung ein als die Orthodoxen. Und da ich Dir doch den heutigen Abend bestimmt hatte, so ziehe ich es vor, Dir zu schreiben. Ich lege Dir zugleich ein paar Broschüren bei, aus denen Du den Standpunkt dieser Männer näher kennen lernen kannst. Wir werden uns dann bei unserer nächsten Zusammenkunft um so schneller

über sie verständigen. Und leicht ist das nicht. Denn mit dem Herzen stimme ich ihnen zu, und mit dem Verstande muß ich sagen, daß sie Eulen nach Athen tragen.

Sie fordern ja jetzt in den Zeitungen alle Gleichgesinnten auf, sich ihnen anzuschließen. — Leider inseriren sie immer dasselbe. Der Leser gewöhnt sich an die Form und liest nicht den Inhalt. Wenn Du Dir aber ihre Erklärung näher ansiehst, so wirst Du finden, daß nach ihrer Ueberzeugung der Widerstand gegen die Ausschreitungen der Hierarchie nur dann erfolgreich sein kann, wenn die Gemeinden zu vollem Bewußtsein über Gehalt, Werth und Recht ihres evangelischen Christenthums erwachen;

wenn sie darauf halten, daß alle Bekenntnisse und Lehren der Kirche, ja schon der Apostel, allein an dem Evangelium Christi selbst als des Verkünders der vollkommenen religiösen Wahrheit gemessen werden;

wenn sie den Glauben nicht in die Annahme unveränderlicher Dogmen setzen, sondern in die Hingabe des Herzens an Gott, Christus und seinen Geist: in die Gesinnung, die sehr verschiedene Gestalten der Lehre zuläßt;

wenn sie sich zur Belebung unserer evangelischen Kirche, wie zur Wahrung evangelischer Freiheit kräftig und dauernd zusammenschließen.

Sie fordern daher alle ihnen gleich Gesinnten auf, dem Unions-Verein und damit zugleich dem deutschen Protestanten-Verein beizutreten.

Als ob es damit gethan wäre.

Ueber die Zwecke beider Vereine geben dann einige Auszüge aus den Statuten Aufschluß.

§. 1 des Statuts des deutschen Protestanten-Vereins lautet:

Auf dem Grunde des evangelischen Christenthums bildet sich unter denjenigen deutschen Protestanten, welche eine Erneuerung der protestantischen Kirche im Geiste evangelischer Freiheit und im Einklang mit der gesammten Kulturentwickelung unserer Zeit anstreben, ein deutscher Protestantenverein.

Derselbe setzt sich namentlich zum Zweck:

1. den Ausbau der deutschen evangelischen Kirchen auf der Grundlage des Gemeindeprinzips je nach den besonderen Verhältnissen der verschiedenen Länder mit deutscher Be-

völkerung, sowie die Anbahnung einer organischen Verbindung der Landeskirchen;

2. die Bekämpfung eines unprotestantischen hierarchischen Wesens innerhalb der einzelnen Landeskirchen und die Wahrung der Rechte, Ehre und Freiheit des deutschen Protestantismus;
3. die Erhaltung und Förderung christlicher Duldung und Achtung zwischen den verschiedenen Konfessionen und ihren Mitgliedern;
4. die Anregung und Förderung des christlichen Lebens, sowie aller der christlichen Unternehmungen und Werke, welche die sittliche Kraft und Wohlfahrt des Volkes bedingen.

Und §. 1 des Berliner Unions-Vereins lautet:

Die Zwecke, für welche der Berliner Unionsverein an seinem Theile mitwirken will, sind:

1. Wahrung der Union Friedrich Wilhelms des Dritten als der rechtsbeständigen Ordnung unsrer evangelischen Landeskirche und Ausbildung derselben nach ihrem ursprünglichen Grundgedanken;
2. Herbeiführung der in Art. 15. unserer Staatsverfassung der evangelischen Landeskirche verbürgten Selbstständigkeit und Herstellung einer repräsentativen Kirchenverfassung;
3. Wahrnehmung der besondern kirchlichen Interessen der Stadt Berlin;
4. Verbreitung zeitgemäßer Erkenntnisse in religiösen und kirchlichen Dingen.

„Erneuerung der protestantischen Kirche im Einklang mit der gesammten Kulturentwicklung unserer Zeit" und „Herbeiführung der im Art. 15 der preußischen Verfassung — also seit 20 Jahren — verheißenen Selbstständigkeit der Kirche," — das ist die Stärke dieser Männer.

Wenn sie es doch nur mit allen Mitteln erstreben wollten!

Ihre Schwäche aber ersiehst Du aus der Erklärung des Protestantentages zu Bremen:

„Die Versammlung erklärt innerhalb des Protestantenvereins, wie die oft ausgesprochenen Grundsätze bezeugen, jede Anschauung über das Wesen der Offenbarung Gottes und die Entstehung der heiligen Schrift berechtigt, welche im Laufe der geschichtlichen Entwicklung sich wissenschaftlich im Streben nach Wahrheit heraus-

gebildet hat und in der Ueberzeugung des christlichen Gewissens Boden findet. Deshalb vermögen sowohl die supernaturale wie die rationale Anschauung im Protestantenverein wie in der Kirche einträchtig mit einander zu wirken und es ist keine der beiden Richtungen befugt, das Recht der anderen zu leugnen.

Die supernaturale Anschauung — den Offenbarungsglauben — mit der rationalen Anschauung — der wissenschaftlichen Forschung — in der Kirche vereinigen zu wollen, ist und bleibt ein trauriger Kompromißversuch, der denen, die ihn unternehmen, den Hals brechen muß.

Sonst sind es liebe, prächtige Männer.

Nimm den Synodalbericht von Lisco zur Hand, der ja den äußeren Anlaß zur Entbrennung des Streites gegeben hat, und lies ihn. Namentlich die Stellen, die ich für Dich angestrichen habe. Die rothangestrichenen unterschreibe ich, die blauen — meist Ergüsse einer nationalliberalen Begeisterung, die von Königgrätz her datirt — kann ich natürlich nicht vertheidigen wollen.

„Möchte der Bericht ernste Prüfung und entschlossene Besserung unserer Zustände fördern!" sagt Lisco in der Einleitung. Wohl auch ich wünschte das. Aber entschlossene Besserung ist nicht möglich ohne einen Entschluß!

Nun lies, was Lisco über die Verhältnisse des sittlichen Lebens sagt. Ueber Fleiß und Intelligenz der Berliner, über Familien-Verhältnisse, Kinder-Erziehung, Herrschaft und Dienstboten, „Herren und Arbeiter." Sieh' zu, wie er weiter spricht über die Erholungen und Vergnügungen des Volkes, über Musik, Theater, Lektüre. Lies, was er über Armenpflege und Waisenerziehung sagt, was über Gefängnisse und Prostitution. Welch' warmes Herz und welch' scharfer Blick!

„Daß der Verbrecher der Gesellschaft eigenstes Verbrechen ist."

Wie er dann die kirchlichen Zustände ins Auge faßt, Taufen, Kommunikanten, Konfirmanden-Unterricht, Aufgebote, Trauungen, Begräbnisse, Kirchhöfe, Leichenhäuser; und wie er auf Kirchenbesuch, Sonntagsfeier und Hausgottesdienst kommt.

Lies, was er über die Geistlichkeit sagt:

„Die Geistlichkeit wird von den großen theologischen und kirchlichen Strömungen bewegt, welche das gegenwärtige Leben der deutschen evangelischen Kirche bestimmen. Der strenge Konfessionalismus hat neben den verschiedenen Nüancen der Vermittelungs-

Theologie und der entschiedenen Unionsrichtung seine Vertreter in unserer Mitte. Manche von uns haben in lebendigem Besitz der Grundgedanken, welche die Theologie Schleiermachers und die weitherzige Auffassung der Kirchengeschichte bei Neander bedingten, nie die Ueberzeugung aufgegeben, daß auf dem Grunde des einen evangelischen Glaubens, den wir alle verkünden, die mannigfaltigsten theologischen Nebensätze neben einander bestehen und dem Aufbau der Gemeinde dienen können. Andere scheinen diese Anschauung eingebüßt und sich völlig in den Gedanken eingelebt zu haben, daß wer von der Theologie der Reformatoren abweicht, daß der auch ihren Glauben verlassen und das Recht zur Führung des geistlichen Amtes in der evangelischen Kirche verloren habe. Die kaum glaublichen Urtheile, die aus der Mitte unserer Synode, wie wir wissen, an einflußreicher Stelle in diesem Sinne über meine Freunde und mich ausgesprochen sind, übergehe ich mit Schweigen: möchten unsere Gegner erwägen, ob es den Gemeinden unserer Diöcese, ob es der gesammten Kirche zum Heile gereichen kann, wenn die einmal vorhandenen Gegensätze immer mehr geschärft werden, Gegensätze, in die von uns Allen Keiner aus eigener Willkür, in die Jeder nach der Nöthigung der Begabung, des Gewissens, der geschichtlichen Entwickelung der Kirche eingetreten ist: lauter bedingende Faktoren unserer inneren und äußeren Lebensstellung, die alle in gleicher Weise unter der Leitung des Herrn der Kirche stehen."

Beachte wohl, was er über den Mangel an tüchtigen jungen Geistlichen sagt:

„Der Nachwuchs junger Theologen ist spärlich, die tüchtigen Köpfe wenden sich selten dem Dienste der Kirche zu. Selbst das für die nationale Stellung des geistlichen Standes höchst bedenkliche Mittel der Befreiung junger Theologen vom Militärdienste scheint an Zugkraft verloren zu haben. Unsere Stadt, unsere Diöcese führt, soweit ich das statistische Material überschaue, dem Dienst der Kirche ganz besonders wenige Jünglinge zu. Die Gründe dieser Erscheinung, so weit sie nicht etwa in einer materialistischen Zeitrichtung wurzeln, sind wohl uns Allen hier und da aus den Urtheilen ernst erwägender Männer zu unserem tiefen Schmerz entgegengetreten. Nicht etwa weil sie wie Andere ihre Söhne vor einem pecuniär beengten Leben bewahren möchten, rathen sie ihnen vom Studium der Theologie ab, sondern weil sie den an sich auch

ihnen so herrlich erscheinenden Beruf des Geistlichen in der Gegenwart von ungleich größeren sittlichen Gefahren umgeben erachten als jeden anderen. Sie möchten ihre Söhne vor Allem zu wissenschaftlich freien in ihrem Gewissen nicht geknickten, ihrer Ueberzeugung lebenden Männern heranreifen sehen: die Erreichung dieses, so urtheilen sie, wird Niemandem jetzt so gewaltig erschwert als dem jungen Geistlichen. Niemand erscheint ihnen der Gefahr geistiger Beschränkung, innerer Unwahrhaftigkeit oder gar der bewußten Heuchelei mehr ausgesetzt als eben Er. Darum fast überall in den Schichten höherer Bildung die stille oder laute Mahnung, von dem geistlichen Amte fernzubleiben. Wie traurig, daß es so ist!"

Weiter: „Fragen wir schließlich nach dem Bestande des evangelischen Christenthums in dem Leben der Gemeinden, so ist ja leider zuzugestehen, daß Tausende der Kirche entfremdet sind. Gleichgiltig, ja in gehässiger Stimmung gehen nicht Wenige an ihr als an einer dem nahen Untergang bestimmten Institution vorüber, nur durch Sitte und Staatsgesetz bleiben sie bei einzelnen kirchlichen Handlungen mit ihr verbunden. Andere bewahren ihr eine lebendigere aber nur gewohnheitsmäßige Theilnahme, noch Andere widmen dem kirchlichen Leben einen Eifer, der seinen Stachel fremdartigen Motiven verdankt; weitaus die Meisten haben es vergessen, daß sie in der Kirche den lebendigen Schatz und die stets erneute Darstellung ihrer eigenen religiös-sittlichen Lebensprinzipien zu suchen hätten, von einer lebendigen Theilnahme der Gesammtbevölkerung an dem Leben der Kirche ist keine Rede. Die Gründe dieser sehr traurigen Erscheinung sind zum Theil in dem früheren angedeutet, jedenfalls sind wir hier Versammelten über dieselben so verschiedener, ja so entgegengesetzter Anschauung, daß ich mich im Hinblick auf die mir gestellte Aufgabe der weiteren Erörterung derselben enthalte, aber ich frage: Gilt diese weit verbreitete Theilnahmlosigkeit gegen die Kirche dem Christenthum selbst? Haben unsere Gemeinden verglichen mit früheren Zeiten und ihrer lebendigeren Kirchlichkeit in der sittlichen, verstandesmäßigen und Herzensaneignung des Christenthums Rückschritte gemacht? Wir sagen: Nein!"

Und zum Schluß jenen so viel angefeindeten Satz:

„Und wie steht es mit der christlichen Erkenntniß? Jene einheitliche religiöse Weltanschauung, die auf der festen Grundlage

orthodoxer protestantischer Theologie ruhend, die Gemüther unserer Väter so tief befriedigte, wenn sie sie im Spiegel der Klopstock-schen Dichtung betrachteten, sie ist dahin, ein gewaltiger Cultur-prozeß hat sie aufgelöst, hat sie auch in Denen unwiederbringlich zerstört, die sich selbst Orthodoxe nennen zu dürfen glauben. Die Naturwissenschaften haben das Weltbild der biblischen Schrift-steller durch ein anderes ersetzt, in welchem für das die Weltgesetze durchbrechende Wunder keine Stelle blieb; die Geisteswissenschaften haben mit einer alle Demuth der Theologie weit übertreffenden Bescheidung die Unzulänglichkeit des menschlichen Erkennens zur adäquaten Erfassung des Ewigen und Unendlichen zum Bewußtsein gebracht, sie haben erkennen gelehrt, daß Alles, was über Gott ausgesagt werden kann, nur Bild ist und Gleichniß einer mit Wort und Gedanke nie zu umspannenden Wirklichkeit, sie haben damit jedem Fanatismus die Wurzel abgegraben; Kritik und Ge-schichte haben die religiöse Entwickelung der Menschheit, die biblischen Thatsachen, die Bedeutung der religiösen Begabung des Einzelnen in einem neuen Lichte schauen gelehrt: das deutsche Volk erwartet mit heiterem Muthe den Riesen, der diesen Strom der Wissen-schaften umzukehren nöthigen wird."

„Genug Vetter, lies den Bericht recht aufmerksam durch. Die Ruhe und das Wohlwollen, mit denen er abgefaßt ist, werden, auch wo Du mit dem Verfasser nicht einverstanden sein solltest, Dir wahrhaft wohl thun.

Lies auch die anderen Sachen.

Ich wollte Dir eigentlich — und das sollte der Hauptzweck meines Schreibens sein — noch eine andere Broschüre schicken, eine Unionsschrift von dem leider gerade jetzt verstorbenen Heinrich Krause, der besser wie kein Anderer Dir zeigt, was die Union will und was sie sollte: meine Frau hat aber das Schriftchen genommen und ist darüber eingeschlafen. Also auf morgen. Es ist so heut spät genug. Gute Nacht."

---

V.

„Guten Morgen, Vetter.“

J guten Tag! wo kommst Du denn her?

„Ich hatte in der Nähe zu thun, und da komme ich auf einen Augenblick mit heran. Hast Du den Synodalbericht von Lisco gelesen?“

Ja freilich. Ich erwarte aber immer noch die Unionsschrift von Krause, die Du mir schicken wolltest.

„Die bringe ich eben.“

Hat Deine Frau sie gelesen?

„Ja.“

Nun?

„Was denn: Nun? Die Frau ist verständiger als Du glaubst. Sie hat die Schrift sehr vernünftig gefunden und sich nur gewundert, daß ein Theologe sie geschrieben hat; sie hätte einem Theologen so etwas gar nicht zugetraut.“

Du scheinst sie gründlich verdorben zu haben.

„Möglich. Wenigstens war sie auch im Uebrigen verständiger als Du es wahrscheinlich sein wirst.“

Wie so?

„Weil sie meinte, so schön und so gut auch all' das sei, was Krause und die Unionsfreunde wollten, so glaube sie doch nicht, daß der Prozeß, der sich in der Kirche vollziehen müsse, dadurch verhindert würde. Er würde nur verschoben.“

Da bin ich denn doch neugierig. Laß' einmal sehen.

„Was thut der protestantischen Kirche vor allem Noth? Vortrag, gehalten am 2. Dezember 1864 im Unionsverein von H. Krause, Doktor der Theologie.“

„Sieh' Dir nur einmal die angestrichenen Stellen an,“ sagte der Vetter, „Du kannst die ganze Schrift ja später lesen. Du sieh'st, der Verfasser rückt der Frage gleich ordentlich auf den Leib:“ „Wenn ich nun meine Aufgabe in die Frage zusammengefaßt habe, „was thut der protestantischen Kirche vor Allem Noth“: so ist damit die Meinung ausgedrückt, daß unsere Kirche sich nicht im normalen Zustande befinde, sondern in einem solchen, in dem sie nicht verbleiben dürfe. Sie befindet sich in einem Nothstand, in einem Zustand der Krankheit Will man auf Besserung denken,

und die Mittel und Wege erkennen, die dahin führen, so muß man sich zunächst vergegenwärtigen, welches denn der wirkliche Zustand sei, und worin seine Abnormität bestehe."

Er weist dann hin auf die Begeisterung für den neuen Glauben in der ersten Zeit des Christenthums; auf die Zeit der Kreuzzüge, wo einige enthusiastische Prediger ganze Nationen zu entflammen und große Heere zusammenzubringen vermochten; und auf die Zeit der Reformation, wo unsere Väter Gut und Blut für den Glauben einsetzten.

Jetzt freilich sei's anders.

„Die Betheiligung an kirchlichen Dingen und insonderheit an dem öffentlichen Gottesdienst ist ungemein gering: und bei den Wenigen, die zu den Kirchlichen gerechnet werden dürfen, wirkten selten ganz ungetrübte kirchliche Motive. Viele, die um die Kirche eifern — eifern mit Unverstand. Andere halten es für nützlich, Kindern und Untergebenen ein heilsames Vorbild zu geben, oder erblicken in der Kirchlichkeit ein brauchbares Moment für konservative Politik. Bei so Manchem ist es nichts weiter als ein Rest alter Anhänglichkeit, ein Nachklang herkömmlicher Sitte aus dem väterlichen Hause. Solche, denen die regelmäßige Betheiligung am Gottesdienst in der Gemeinde ein Herzensbedürfniß ist und unentbehrlich wie das tägliche Brod, denen das kirchliche Gemeinwesen als der Mittelpunkt erscheint für das häusliche und öffentliche Leben, sind wenigstens unter den Gebildeten so sparsam vorhanden, daß man sie zählen kann.

Die große Mehrzahl der Protestanten insonderheit der Gebildeten verhält sich gleichgiltig gegen das kirchliche Gemeinwesen. Die kirchlichen Gebräuche sagen ihnen nicht zu, die Gesänge und Liturgien schmecken ihnen nicht, für die Sprache der Bibel und der meisten Predigten fehlt ihnen das Verständniß, und der Inhalt der Predigten dreht sich um Dogmen und Glaubensvorstellungen, welche weit ab liegen von dem, was für sie den Mittelpunkt des Denkens und Erkennens bildet. Kurz, das ganze Kirchenwesen mit allen seinen Thätigkeiten wird von ihnen als ein Mißklang empfunden im Verhältniß zu den herrschenden Sitten und Vorstellungen, als eine fremdartige veraltete Institution, die auf ihr Leben und Denken keinen Einfluß hat, und mit der sie daher in Berührung zu kommen vermeiden, außer wo gewisse bürgerliche Nothwendigkeiten sie dazu nöthigen.

Unsere Kirche ist mit der herrschenden Bildung offenbar in eine Spannung gerathen. Dazu kommt, daß die Wissenschaften sich völlig emanzipirt haben von dem Einfluß der Theologie. Mit dem, was als protestantische Kirchenlehre gilt, gerathen alle Wissenschaften in Konflikt: die Geschichte mit den historischen Fundamenten des Urchristenthums, die Philosophie mit den traditionellen Dogmen, und die Naturforschung mit allem, was Bibel und Kirche über die Natur und ihre Vorgänge vortragen. Ja der Konflikt hat einen Grad der Spannung erreicht, wo er als unversöhnlich erscheint. Ein moderner philosophischer Radikalismus hat das ganze Gebiet der Religion verworfen, als eine Illusion, in welcher die Menschheit einige tausend Jahre befangen gewesen, und die vor der Klarheit unseres Denkens in Nichts zerrinnen müsse. In den Naturwissenschaften herrscht weit und breit der Materialismus, der alle Jenseitigkeiten, alle idealen Mächte aus dem Reich der Existenzen streicht. Diese Ausläufer der Wissenschaft mit ihrem praktischen Anhang verhalten sich feindselig zu Kirche und Christenthum, denn sie erblicken in diesen positive Hindernisse für die fortschreitende Bildung. Und ihre Gegnerschaft bewirkt, daß auch die große Masse der Indifferenten aus ihrer Passivität sich durch nichts herausbringen läßt.

Das ist der thatsächliche Bestand. Ein mäßiger Bruchtheil kirchlich, darunter nur einzelne mit vollem Herzen und vollem Verständniß. Die große Mehrzahl der Gebildeten gleichgiltig und passiv. Notabilitäten der Philosophie und namentlich der Naturforschung positiv feindselig. Die Kirche ohne erheblichen Einfluß auf häusliches und öffentliches Leben, vielfach verachtet und geschmäht.

Ist das die Stellung, welche unserer protestantischen Kirche gebührt? — Ich bitte mich ja nicht mißzuverstehn, ich bin weit entfernt, eine Restauration der Kirche und ihrer Stellung zu wünschen weder nach dem Muster des Mittelalters, noch nach dem Maße der apostolischen oder reformatorischen Zeit. In jeder dieser Epochen war die Stellung mit Einseitigkeiten behaftet, die mit Recht der Vergänglichkeit anheimgefallen sind. Ich behaupte nichts weiter, als daß die Stellung der Kirche eine andere werden müsse, die gegenwärtige ist unwürdig, ist unerträglich."

Dann entwickelt er weiter, die Kirche müsse eine centrale Stellung einnehmen gegenüber allen anderen Lebensgebieten: „Nicht

soll sie etwa das häusliche oder bürgerliche Leben an sich reißen, nicht soll sie die Wissenschaft knechten oder gar mit Politik sich befassen: sie soll sich schlechterdings darauf beschränken, religiöses Leben und sittliche Gesinnung zu erzeugen und zu nähren; aber das soll sie so thun, daß die Wirkungen des gottesfürchtigen Gemüths und die Strahlen der sittlichen Gesinnung bis in die äußersten Kreise des Lebens weihend und kräftigend hineindringen. Das ist die gebührende Stellung. Diese muß die protestantische Kirche haben oder doch wieder erringen. Kann sie die nicht erringen, so soll sie aus der Zahl der Lebendigen gestrichen werden. Denn nur so hat sie ein Recht zu existiren."

Er geht dann näher ein auf die verschiedenen Mittel und Wege zur Besserung.

„Die Männer des modernen Kirchenthums wissen ein einfaches Mittel: das heißt Umkehr der Wissenschaften. In Gottes Namen muß man frisch dem zerfahrenen subjektivistischen Zeitgeist entgegentreten und die alten Autoritäten aufrichten. Wiederherstellung der reformatorischen Bekenntnisse in ihrer vollen Verbindlichkeit, und Besetzung aller theologischen und kirchenregimentlichen Aemter mit bekenntnißtreuen Männern — das wird helfen.

Wird das helfen? Man muß ihnen zugestehn, daß sie sich bei uns in Preußen redlich bemüht haben, dies System zu verwirklichen: aber wenn es ihnen auch noch besser gelingen könnte als bisher, wir müssen dennoch die Frage wiederholen, wird das helfen?"

Krause antwortet glattweg: „Nein." Er weist ihnen die Unmöglichkeit der Ausführung nach und sagt:

„Die Kritik ist nun einmal aufgekommen und in alle Gemüther gedrungen, sie läßt sich durch Machtsprüche nicht rückgängig machen. — Die sogenannten Laien bringt kein Mensch wieder unter die Autorität der Bekenntnisse, und auf die Laien muß es doch abgesehen sein, wenn von Herstellung der Kirche die Rede ist."

„Und nun gar erst die Hierarchie — es giebt nichts, was den gebildeten Menschen unserer Tage empfindlicher verletzte und unfehlbarer zurückstieße, als der leiseste Anflug hierarchischen Wesens. In demselben Maße als man die Hierarchie in der Kirche wieder herstellt, treibt man die Leute von der Kirche hinweg. Die alten Autoritäten sind einmal gefallen, und keine Macht der Welt ist im Stande, sie zwangsweise wieder aufzurichten.

Das System ist ja auch völlig unprotestantisch. Nach den bisherigen Grundsätzen der Reformation giebt es keine fertige Kirchenlehre: die Theologie hat sich in stetigem Prozeß zu entwickeln, zu entwickeln im Zusammenhang mit allen übrigen Wissenschaften, und jeden Gewinn derselben zur Besserung der kirchlichen Lehre zu benutzen. Es ist unprotestantisch, die kirchliche Lehre an eine Formel zu binden, es ist ein Rückfall in das Prinzip des römischen Katholicismus. Es ist unwahr, das zu thun, und unsittlich, es nur zu versuchen. Kein wirklicher Mensch der Gegenwart, der unsere Bildung in sich aufgenommen hat, ist im Stande, sich das Lehrsystem des 16. Jahrhunderts völlig anzueignen, geschweige ein ordentlicher protestantischer Theologe, der den ganzen Prozeß der religiösen Erkenntniß in seinem geschichtlichen Verlauf verfolgt hat. Alle Motive, aus welchen unser gegenwärtiges Erkennen fließt, sind andere geworden seit der Reformation: nicht einen Satz von Bedeutung vermag ein ehrlicher Mensch aus jener Zeit unverändert herüber zu nehmen, der Prozeß hat sie alle mit einander in Fluß gebracht. Es zeugt von Unwahrhaftigkeit, wenn man sich darüber zu täuschen sucht. Es ist Unglaube, auf das Veraltete zurück zu greifen, als ob Gott drei hundert Jahre geschlafen hätte. Gott ist ein Gott der Lebendigen und nicht der Mumien.

Nein, dies System des veralteten Dogma kann die Kirche nicht wieder bauen. Es fehlt ihm das Leben, der Glaube, die Wahrheit, und es treibt zurück in den durch die Reformation überwundenen Standpunkt der katholischen Kirche. Grade dies System, daß man nämlich in deutschen Landen seit einigen Jahrzehnten mit den alten Autoritäten experimentirt, trägt ja zum großen Theil die Schuld an der zunehmenden Unkirchlichkeit. Seine schärfere Anspannung, seine ausschließliche Herrschaft kann den Konflikt nicht heben, müßte ihn mehr und mehr zum vollendeten Bruch erweitern. Im Gegentheil, dieser Weg muß vollständig verlassen werden, das ist die erste unerläßliche Bedingung für eine Besserung."

Dann kommt Krause auf den Pietismus, auf „Wiedergeburt" und „Innere Mission" zu sprechen.

Und wie trefflich schildert er diese Sorte von Gläubigen!

„Da muß einer nach einem bestimmten Schema erweckt und wiedergeboren sein und wo möglich Tag und Stunde dieser Wiedergeburt angeben können, um als ein Christ zu gelten. Eine tiefe

Zerknirschung über die Sünde, das Gefühl der Gottverworfenheit, ein Bußkampf und Bußkrampf, dann das plötzliche Durchbrechen der göttlichen Gnade in unbeschreiblichen Entzückungen und Beseligungen, das sichere Gefühl der Seligkeit und Gotteskindschaft — dieser ganze Prozeß, den wir in den methodistischen Erweckungen wahrnehmen können, muß durchgemacht sein, sonst ist man kein wirklicher Christ. Und diesen Empfindungen entsprechen dann ebenso uniforme Phrasen und Geberden, die pietistischen Christen sehen einer so aus wie der andere und reden dieselbe Sprache: wer sich nicht so bewegt und geberdet, wer nicht die gottseligen Schlagwörter im Munde führt, sondern die gewöhnliche menschliche Sprache redet, dessen Christenthum ist mindestens zweifelhaft. Darnach theilen sie unsere christliche Welt in zwei Klassen, in Gläubige und Ungläubige, in Christen und Unchristen, und sie wissen genau, wer zu der einen und der andern Klasse gehört. So reden sie nicht nur von „christlichen" Schriften im Unterschied von der großen Masse der profanen Literatur, das heißt nämlich Erbauungsschriften und Traktate, sie kennen auch „christliche" Schuster und Schneider und suchen in den Zeitungen „christliche" Hauslehrer und Gouvernanten. Der Ausdruck „innere Mission" ist bezeichnend für den Gesichtspunkt: die große Mehrzahl der sogenannten und getauften Christen werden als ein Missionsfeld betrachtet, wie die Heidenwelt, einige Wenige sind wirkliche Christen, welche die Mission zu üben haben.

Das ist so ihre Vorstellung von der Christlichkeit, eine engherzige beschränkte Auffassung der göttlichen Barmherzigkeit, als ob der lebendige Gott armselig genug wäre, um lediglich an einigen kleinen verkümmerten Seelen Wohlgefallen zu haben und in seiner Fülle von den vier Wänden eines Konventikels umspannt zu werden."

Und auch den Pietisten ruft Krause zu, sie sollten das Ziel, das sie sich gesteckt haben, getrost von vornherein aufgeben.

„Wir Norddeutsche eignen uns schlechterdings nicht zu Pietisten. Wer unsere Christlichkeit davon abhängig macht, daß wir in Pietisten verwandelt werden, der muß an uns verzweifeln, wir werden das nun und nimmermehr. Können wir nicht in anderer Form Christen sein: so bleiben wir Heiden."

Dann heißt es weiter:

„Will man den richtigen Weg einschlagen zur Herstellung des

Kirchenwesens, so muß man den Bestand richtig erkennen und seine Ursachen verstehen

Vor allen Dingen also darf man nicht Kirchlichkeit und Christlichkeit verwechseln. Die Christlichkeit hat ihre Schranken weder an den Grenzen des kirchlichen Bekenntnisses, noch an der pietistischen Bekehrung, noch an der Kirchlichkeit: das Christenthum reicht so weit wie die Christenheit. Wo wir Gottesfurcht und sittliche Gesinnung innerhalb der Christenheit antreffen, da müssen wir sagen, daß die Christlichkeit vorhanden sei, möchte auch ein klares Bewußtsein über das Verhältniß zum Christenthum fehlen. Ja ich gehe noch weiter. Sehe ich einen Menschen von strenger Gewissenhaftigkeit, von Treue in der Erfüllung seines Berufes, so daß er den Anforderungen des Gewissens Vortheile und Annehmlichkeiten opfert; erblicke ich in einem Menschen eine unbedingte Wahrhaftigkeit und ein solches Streben nach Wahrheit und Erkenntniß, das sich alle andern Neigungen unterwirft: so sage ich ohne Besinnen, das sind echte Christen. Und wo man in einem Hauswesen Zucht und Sitte und einen ernsten Sinn wahrnimmt, der die sittlichen Thätigkeiten allem Uebrigen voranstellt; und wo sich ein lebendiger Eifer zeigt für das bürgerliche Gemeinwesen und eine Fürsorge für seine einzelnen Glieder, ein kräftiger Drang zu helfen, zu wirken, zu bilden, zu gestalten: da trage man kein Bedenken, den Christen anzuerkennen. Diese Gesinnungen sind gesunde Früchte an dem lebendigen Baum des Christenthums. Die eigenthümliche Entwickelung unserer Zeit hat es nur mit sich gebracht, daß viele gute Christen über ihr eigenes Christenthum in Zweifel sind oder sich gar für Gegner desselben halten, weil sie von Jugend auf gelehrt sind, das Christenthum für eine Reihe von herkömmlichen Dogmen anzusehen, an die sie nun einmal nicht glauben. Manche leben sogar mit dem lieben Gott auf gespanntem Fuß, die Spannung zwischen der modernen Philosophie und den herkömmlichen theologischen Begriffen hat ihnen die Vorstellung von einem lebendigen Gott geraubt, und sie tragen dennoch diesen Gott, den sie zu bekämpfen meinen, in ihrem Herzen, die sittlichen Wirkungen, die von da ausgehen, beweisen es.

Nein an Christlichkeit fehlt es unserer Zeit nicht; ja ich wage zu behaupten, daß die Christlichkeit in unserer Zeit verbreiteter und intensiver sei als in irgend einem vergangenen Zeitalter; die feinere edlere Sitte, die humanere wohlwollendere Behandlung

der Menschen, die weitere Verbreitung der Fürsorge für jedes einzelne Glied der Menschheit, der allgemeine Trieb nach Erkenntniß und Bildung und andere Symptome sind Zeuge davon. Nur unsere Kirchlichkeit ist wesentlich geringer als in vergangenen Zeiten." — — —

„Aber die Hauptschuld liegt an der Kirche selbst, das heißt in ihrer Beschaffenheit. Die Kirche ist in allen ihren inneren und äußeren Einrichtungen weit hinter der Zeit zurückgeblieben, und vermag darum die Gemüther der Gebildeten nicht zu fesseln. Schon die Stücke des Katechismus und die achtzig alten Kirchenlieder vertragen sich ziemlich schlecht mit allem Uebrigen, was unsere Kinder in der Schule zu lernen haben; ein Glück ist's, daß sie nichts davon verstehen. Dann aber die Predigten, wie sie so häufig sind, die dogmatischen und die pietistischen und die sogenannten biblischen — welcher Gebildete mag sie ertragen? Und dann die altmodischen und zum Theil ungenießbaren liturgischen Gebete, der unmusikalische Gesang und die alten Kirchenlieder, die man uns mit allen Unverständlichkeiten und Geschmacklosigkeiten wortgetreu wiederhergestellt, die unbequemen und oft unwirthschaftlichen Gebäude, das hierarchische Auftreten jüngerer Geistlichen; und vor allen Dingen der Inhalt der kirchlichen Lehre, der ganze Dogmenkreis, in welchem sie sich bewegt, von der Vollkommenheit der ersten Menschen, vom Sündenfall, von der Erbsünde, von dem absoluten Unvermögen des natürlichen Menschen zum Guten und seiner Verdammniß, von der Versöhnung des zürnenden Gottes durch das genugthuende blutige Opfer, von der göttlichen und menschlichen Natur in Christo und seiner übernatürlichen Geburt, von der göttlichen Dreieinigkeit, von Himmel und Hölle u. s. w.: — steht nicht das alles in grellem Widerspruch zu den Anforderungen der gegenwärtigen Bildung? Sind diese Einrichtungen und diese Lehren irgendwie geeignet für den Mann der heutigen Wissenschaft ein Fundament abzugeben, auf dem sich seine Gedanken und seine sittlichen Thätigkeiten erbauen? Nimmermehr.

Dazu kommt eine Kirchenverfassung, die ebenfalls sich lange überlebt hat. Der absolutistische Zuschnitt der Verfassung mit den büreaukratischen Behörden, welcher die Gemeinden zur Unmündigkeit und Passivität verurtheilt, verscheucht natürlich alle Männer aus einem Gemeinwesen, welches ihnen schlechterdings keine Thätigkeit

zuweist. Der Mangel an kirchlichen Organen, welchen diese Versäumniß mit sich bringt, und der Mangel an wahrhaft kirchlichen Thätigkeiten, der daraus hervorgeht, hat unsere Kirche in ein bloßes Sonntagsinstitut verwandelt und ihren Einfluß auf ein geringes Maß herabgesetzt. Und endlich ihre Abhängigkeit vom Staat hat den Schaden vollendet. Der absolutistische Polizeistaat verwendet auch unsere protestantische Kirche als ein nützliches Institut zur Erzielung getreuer und gehorsamer Unterthanen; und damit lenkte er das Odium, welches er sich zuzog, zugleich auf die Kirche. Dem protestantischen Geistlichen kam im Volk eine ähnliche Empfindung entgegen wie dem Gensdarmen und Gerichtsboten, als den gefürchteten Armen der Staatsgewalt, durch welche diese allein sich mit dem Volke in Berührung setzte. Die Religion, welche von oben her anbefohlen war und durch die äußere Gewalt gestützt wurde, zerstörte im Volke den Glauben an ihre Wahrheit und zugleich das Vertrauen gegen die Wahrhaftigkeit derjenigen, die diese Religion von Amtswegen zu verkündigen hatten. Vollendet aber wurde das Mißtrauen durch den Wechsel der Religion, der so häufig eintrat mit dem Wechsel der regierenden Herren. In welchen Kredit mußte die Religion beim Volke kommen, wenn es je nach den Ueberzeugungen der regierenden Landesherren bald genöthigt wurde, der reformirten, bald der lutherischen Konfession anzugehören, und wenn aus demselben Grunde heut rationalistische und morgen orthodoxe Predigten gehalten wurden! Unvermeidlich mußte die Religion erscheinen als ein Gegenstand der Politik und ein Mittel der Staatsgewalt. Nichts hat der Religion so tiefe Wunden geschlagen als die Botmäßigkeit unserer protestantischen Kirche unter den Staat.

Das ist der Schaden und das sind seine Gründe."

Die Aufgaben, die nun zu lösen sind, wenn das religiöse Gemeinwesen gesunden soll, ergeben sich nach Krause hiernach von selber.

Nach seiner Meinung muß der philosophische Radikalismus und der Materialismus, welche, wieder nach Krause's Ansicht, der Religion feindlich gegenüberstehen, in der Wissenschaft wie im praktischen Leben energisch bekämpft werden. „Die Theologie muß sich mit den übrigen Wissenschaften wieder in Verbindung setzen; der kirchliche Kultus muß sich in allen seinen Formen und Thätigkeiten einer gründlichen Revision unterziehen und sich dem geläuterten

Geschmack und allen berechtigten Gewohnheiten der Zeitgenossen anpassen; und die Organisation der Kirche endlich muß in Unabhängigkeit vom Staatswesen so gestaltet werden, daß sie alle Glieder des Gemeinwesens zur Thätigkeit für dasselbe beruft.

Und das ist nur zu erreichen:

„durch eine selbstständige repräsentative Kirchenverfassung."

Man muß den Gemeinden die Verwaltung ihrer kirchlichen Angelegenheiten selbst in die Hand geben. Dann werden sich bald Interesse und Thätigkeit entwickeln, alle Nothstände zu beseitigen. Man lege nur die kirchlichen Gemeindeämter in die Hände von tüchtigen Männern, die mitten im praktischen Leben stehen, und setze die einzelnen kirchlichen Gemeinden durch die lebendigen Kanäle einer Repräsentativ-Verfassung in Zusammenhang mit allen Theilen der Kirche. Die Männer aus der Gemeinde werden's bald sagen, wo es den Gesängen und Gebeten fehlt, und ein stetiger Verkehr mit diesen Männern wird leicht bewirken, daß die Predigten der Geistlichen praktischer werden und sich auf diejenigen Dinge konzentriren, welche das religiöse und sittliche Leben wirklich fördern."

„Und dazu wiederum ist der erste unerläßliche Schritt die endliche Befreiung der Kirche von ihrer Vermischung mit dem Staatswesen. Soll's besser werden, so muß sie zuerst wieder Vertrauen gewinnen. Vertrauen aber kann sie nur gewinnen, wenn sie so frei dasteht von der Staatsgewalt, daß Niemand ihre Mitgliedschaft suchen darf um bürgerlicher Rechte und Vortheile willen, und Niemand ein Amt in ihr begehren kann von der Gunst der Mächtigen. Es muß ein Zweifel darüber gar nicht mehr entstehen können, daß die Lehre, welche in der Kirche verkündigt wird und der Glaube, welcher in den Gemeinden lebt, lediglich und ausschließlich stammen aus dem Herzen ihrer Glieder, wie ihn der lebendige Gott in denselben gestaltet, nicht aber aus dem Kabinet der Fürsten. Das ist das Erste. Und darum ist und bleibt mein Ceterum censeo: der Staat soll endlich, wie es Artikel 15 unserer Verfassung verbürgt, unsere evangelische Kirche freigeben, daß sie sich organisire nach ihrem inneren Wesen und gemäß den Bedürfnissen der Zeit."

„So schloß Krause vor nahezu 4 Jahren. Wir können sagen: es ist sein Vermächtniß. Er ist todt, der tapfere, treue Kämpfer des Unions-Vereins.

Wir aber müssen fragen: Was hat der Unions-Verein erreicht? Und wie gedenkt er sein Ziel zu erreichen?

Willst Du versuchen, mir eine Antwort darauf zu geben? und weißt Du, Vetter, willst Du sie mir morgen Abend bringen? Meine Frau brennt darauf, Dich endlich einmal wiederzusehen." — „Also abgemacht. Ich rechne mit Bestimmtheit auf Dich. — Leb' wohl!"

---

## VI.

Der Vetter saß, wie ich vom Corridor aus durch die halbgeöffnete Thür sehen konnte, in den Hemdsärmeln in einem zweiten Zimmer vor einem Schreibtisch. Er wandte mir den Rücken zu und schien eifrig zu schreiben. „Nur herein! nur herein!" rief er, als das Dienstmädchen ihm meinen Namen nannte. Er stand auf und kam mir entgegen. „Ei sieh' da, also wirklich? Doch endlich einmal Wort gehalten? Meine Alte befürchtete schon, Du würdest nicht kommen. Dann hättest Du aber den letzten Rest von Achtung bei ihr verloren." Er wies auf einen sauber gedeckten Tisch — „Du siehst, sie hat's sich etwas kosten lassen. Ob sie's thut, um einen so seltnen Gast gebührend zu ehren, oder ob sie Dich nur durch solche Gastfreundschaft, die Du sicherlich nicht verdienst, ärgern will, das weiß ich freilich nicht. Wir können sie ja fragen. Sie wird in der Küche sein und nach dem Essen sehen." Er schellte. „Sagen Sie meiner Frau, der Herr Vetter sei da," sagte er zu dem eintretenden Mädchen. Das Mädchen kam zurück: „die Frau läßt einen Augenblick um Entschuldigung bitten; sie bringt die Kinder eben zu Bett." — „Na, und mir wirst Du wohl erlauben, daß ich erst meinen Brief fertig schreibe. Du bist doch nicht gekommen um mich zu geniren? Es dauert nur ein paar Minuten. Setz' Dich inzwischen an's Fenster und schmökere ein bischen," sagte der Vetter und führte mich an einen Zeitungsständer, in dessen Fächern alle möglichen Zeitungen und Druck-

schriften lagen. „Es ist vielleicht Manches dabei, was Du noch nicht kennst."

Auswahl genug hatte ich freilich. „Die Zukunft", die „Volkszeitung", „die Vereinigten Staaten von Europa. Wochenblatt der internationalen Friedens- und Freiheitsliga", der „Bürger- und Bauernfreund" von Reitenbach-Plicken. — Was, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 Exemplare von derselben Nummer? — „das demokratische Wochenblatt. Organ der deutschen Volkspartei" aus Leipzig, das „Sonntagsblatt" von Uhlich in Magdeburg, der „Social-Demokrat", „der Volksfreund, eine Wochenschrift für Stadt und Land" von Parisius, „Blätter für Genossenschaftswesen" von Schultze-Delitzsch — die „Gartenlaube" — — — Sag' einmal, fragte ich den Vetter, der seinen Brief beendet hatte und den Schreibtisch schloß, hältst Du alle diese Zeitungen? „Ja", sagte er. Und liest Du sie auch? „Ei freilich, würde ich sie sonst halten? — Obwohl ich allerdings einige weniger des Lesens wegen halte, als eben um sie zu halten, d. h. der Unterstützung und Verbreitung wegen. Dahin gehören z. B. der „Bürger- und Bauernfreund", das „Uhlich'sche Sonntagsblatt" und der „Parisius'sche Volksfreund." Aber was machst Du mit 7 „Bürger- und Bauernfreunden"? „Du hörst es ja, ich halte sie, um das Blatt zu unterstützen — auf 3 Exemplare haben Hausgenossen abonnirt, eins behalte ich für mich, und über die übrigen 3 wird nach Bedarf disponirt; sie dienen als Probenummern, um dem Blatt neue Abonnenten zuzuführen. Ich habe so wohl schon an 25 Exemplare untergebracht. Ich werde Dich gleich als Abonnent aufschreiben." — Was kostet das Blatt? — „Vierteljährlich 4 Sgr. 6 Pf.; für 7½ Sgr. bringt der Colporteur es Dir in's Haus". Nun, das läßt sich noch erschwingen. „So sagen sie Alle; und wenn das Quartal um ist, und man ist nicht hinterher wie der Teufel hinter eine arme Seele, so springen sie doch ab. „Der Reitenbach und seine Freunde sind brave Kerle, sagen sie, daß sie für die paar Groschen das Blatt immer weiter herausgeben — — Wenn es nur mehr solcher Leute gäbe, dann würde es schon besser werden — — Aber — — Neues für Unsereinen steht doch nicht darin — — Wozu soll ich's noch weiter halten — — auf das eine Exemplar wird's ja nicht ankommen — — u. s. w. — — und sie abonniren nicht mehr. Sind aber doch liberale Männer und nennen sich gar Demokraten."

„Alles für das Volk, Alles durch das Volk," diesen Wahrspruch trägt der Bürger- und Bauernfreund an der Stirne. Da lies, was er beim Quartalswechsel sagt: „Der Bürger- und Bauernfreund wird im neuen Quartale seine alte demokratische Fahne, der er seit seiner Gründung 1861 gefolgt, hochzuhalten fortfahren. Demokratische Lehren wird er verbreiten, durch Anregung zum Selbstdenken das Volk auf den rechten Weg zum Glücke zu führen suchen. Leser, führt uns neue Leser zu, damit wir im Stande sind, unsere Aufgabe zu erfüllen."

„Alles für das Volk!" braver Bürger- und Bauernfreund. Aber „Alles durch das Volk"? — Was thut denn das Volk? Selbst die Gebildeten, was thun sie denn? Haben sie denn das Bewußtsein, oder auch nur das Gefühl, daß sie Verpflichtungen gegen ihre Parteipresse haben? — I Gott bewahre. — Ein Blatt halten, weil es die Interessen der Partei vertritt, zu der man sich rechnet, wie Wenigen fällt das ein? Es durch Hinzuführen von neuen Abonnenten und von Inseraten unterstützen, wer denkt denn daran? Diejenige Zeitung wird gehalten, die den größesten Klatsch bringt; mag sie im Uebrigen einen politischen Standpunkt haben, welchen sie wolle, oder auch gar keinen — was thut's. Die weiter Vorgeschrittenen stellen freilich Anforderungen an den Redakteur ihrer Zeitung. „Der soll's ihnen so recht zeigen" — aber Confiscationen, Preßprozesse, Geld- und Gefängnißstrafen — — — daß die doch nicht um Nichts und wieder Nichts getragen werden können — — — wer denkt denn daran? Das bringt das Geschäft einmal so mit sich. Diese Gleichgültigkeit des Einzelnen, diese geringe Opfergeneigtheit, von Opferfreudigkeit gar nicht zu reden, verhindert von vornherein eine jede Besserung unserer politischen Zustände.

Und um was handelt es sich denn? Um ein paar lumpige Groschen. Der „Volksfreund" kostet vierteljährlich 12 Sgr. Der „Social-Demokrat" 15 Sgr. Das „Demokratische Wochenblatt" 12½ Sgr."

Bist Du Lassalleaner, daß Du den „Social-Demokraten" liest, fragte ich den Vetter. „Das nicht, wenigstens noch nicht, ob ich's überhaupt werde, weiß ich nicht; aber ich halte solche Blätter, um den Standpunkt der betreffenden Partei kennen zu lernen. Hier in diesem Fall ist übrigens keine Gefahr vorhanden, denn Du siehst, es sind auch die Schulze-Delitzsch'schen

„Genossenschaftsblätter“ da; obwohl ich Dir gestehen muß, daß ich sie verdammt wenig lese.“

Sag' einmal, Vetter, „die Vereinigten Staaten von Europa,“ existirt das Blatt schon lange? Ich sehe es hier bei Dir zum ersten Male. „Es existirt erst seit Anfang dieses Jahres. Es ist das Wochenblatt der internationalen Friedens- und Freiheitsliga. Es ist vortrefflich redigirt und wohl der Verbreitung werth.“ — Hat denn die Liga überhaupt Hand und Fuß? — „Das will ich meinen — trotz Schulze-Delitzsch! — Beseitigung des uns Alle ruinirenden Militarismus ist die erste Aufgabe; also in's Praktische übertragen: Abschaffung der stehenden Heere und Ersatz derselben durch Volkswehren — Milizen. Ob das Hand und Fuß hat, magst Du selbst ermessen.“

Das Blatt erscheint in Bern. Wo bekommt man es?

„Bei jedem Buchhändler.“

Was kostet es?

„Jährlich $3^1/_2$ Thlr.“

Das ist theuer.

„Weil auf Einmal. Aber was verhindert Dich, da es doch wöchentlich nur einmal erscheint, 1, 2, 3, 4 Bekannte aufzufordern, und mit diesen gemeinschaftlich darauf zu abonniren?“ — —

Hast Du denn aber Zeit genug, all' diese Blätter zu lesen?

Warum denn nicht? Lesen denn andere Leute weniger? Sie lesen nur Schlechteres — Stadtklatsch und Mordgeschichten. Auch siehst Du ja, es sind meist Wochenschriften. Von täglichen Zeitungen ist nur die „Zukunft“ dabei und die „Volkszeitung.“ Die „Zukunft“ halte ich aus Ueberzeugung, und weil sie meinem politischen Standpunkt am besten entspricht; die „Volks-Zeitung“ halte ich ihrer früheren Verdienste wegen und aus alter Anhänglichkeit, — so lange, bis sie's mir eben ganz unmöglich machen wird, sie weiter zu lesen; und die „Gartenlaube“, — ich hab's ihr noch nicht abgewöhnen können, die liest“ — — die Thür öffnete sich — — „meine Frau! — Muß ich Euch gegenseitig vorstellen, oder kennt Ihr Euch noch?“

Die Frau des Vetters begrüßte mich mit größerer Herzlichkeit, als ich erwartet hatte. Ich suchte mich so gut als möglich zu entschuldigen, daß ich ihr Haus so gänzlich vernachlässigt hätte.

Sie drohte lächelnd mit dem Finger und sagte: „Man sieht es wohl, daß Sie Jahrelang nicht bei uns waren; denn Sie

scheinen ganz vergessen zu haben, daß Redensarten hier nicht gestattet sind, und Umstände nicht gemacht werden. — — Wenn es den Herren übrigens paßt, so setzen wir uns gleich zu Tisch."

„A propos", fragte mich der Vetter, „willst Du nicht ein paar Pantoffeln anziehen?" Die Frau lachte: „Das ist eine Auszeichnung; er bietet sie nur seinen bevorzugten Gästen an, von denen er will, daß sie lange bleiben sollen." Ich verstand noch immer nicht. „Ja," sagte der Vetter, „ich liebe, wenn ich nicht bei der Arbeit bin, die Bequemlichkeit über Alles. Ich sitze gern lange bei Tisch, und beim Nachtisch noch länger. Und nichts ist mir dabei fataler als Stiefel an den Füßen." „Sie müssen wissen," warf die Frau ein, „er legt die Beine immer lang auf's Sopha, und da sind Stiefel freilich lästig." „Und weil's mir angenehm ist, so denk' ich, es ist auch den Andern angenehm. Und so haben wir's bei uns eingeführt, unseren Gästen ebenfalls Pantoffeln anzubieten. Sie bleiben dann um so länger sitzen; denn es kostet ihnen nachher allemal einen Entschluß, zum Nachhausegehen die Stiefel erst wieder anzuziehen. Außerdem befördert es die Reinlichkeit und also auch die Gesundheit" — Wie so das? fragte ich und sah dabei, wie die Frau ihm einen vorwurfsvollen Blick zuwarf. Er aber ließ sich nicht stören. „Du hast ja selbst vorher dem Vetter gesagt, daß hier keine Umstände gemacht werden" — sagte er ihr — „wozu also abwiegeln. Du brauchst Dich auch nicht zu inkommodiren: der Vetter wird heut Deine Pariser nicht annehmen." Das erste Mal, so erklärte er mir nämlich, schlügen's die Gäste gewöhnlich aus, weil sie meistens ihre Strümpfe nicht für diesen Fall angesehen hätten. Das zweite Mal aber sähen sie sich besser vor. Und wer die Strümpfe in dieser Voraussicht wechsle, der nehme wohl auch ein Fußbad, wenn er nicht gerade an dem Tage schon gebadet habe. Und von da bis zur Gewohnheit des täglichen Abreibens mit einem Schwamm am ganzen Leibe, das sei nur ein Schritt. „Du siehst", sagte der Vetter und reckte sich behaglich, indem er die Beine über die Sophalehne streckte: „so befördern die Pantoffeln nicht allein das Wohlbehagen und die Gemüthlichkeit, sondern auch die Reinlichkeit und die Gesundheit."

Er ist und bleibt doch ganz verrückt, der Vetter! — — — —

---

## Nach Divenow.

(Mit ihrem Album, in welchem die ihr gewidmeten Gedichte standen.)

Du weinst?
Das süße Tändeln mit den Kindern,
Die stille Ruhe um Dich her,
Vermögen nicht den Schmerz zu lindern?
Und nicht die Trösterin, das Meer?

Du weinst?
Vernimmst Du nicht das süße Kosen,
Das in den Wipfeln um Dich rauscht?
Hast Du denn nie im Meerestosen
Dem allgewalt'gen Lied gelauscht?

Du weinst —?
So will ich diese kleinen Blüthen,
Aus längst vergang'ner Zeit gepflückt,
Dir heut, nach Jahren, wieder bieten, —
Nun sage mir, was Dich bedrückt.

Du weinst — — —?
Verstehst Du nun das süße Kosen,
Das in den Wipfeln um Dich rauscht?
Hast endlich Du im Meerestosen
Dem Lied von uns'rer Lieb' gelauscht?

Du weinst —
Und denkst, Du weinst vor Gram und Sehnen?
O weine, weine immerzu! — —
Das sind ganz and're, and're Thränen — —
Wie reich, wie reich, wie reich bist Du

16. August 1868.

## Am Strand.

I.

Einsam liege ich am Strande;
Fern die weiße Möwe zieht.
Alles still sonst. Schmerzvergessen
Lausche ich der Wellen Lied.

Wie sie rauschen, wie sie rollen!
Wie es donnert, wie es zischt!
Wie sich stets in's alte Brausen
Grollend neuer Donner mischt!

Wie der grünen Wogen Kappen
Lange, weiße Linien zieh'n,
Die in ewig gleichem Wechsel
Ruh'los kommen, ruh'los flieh'n.

Donnernd schlägt an's Ufer jede,
Brandet, siedet — und — verzischt — —
Und die nächste Welle wieder
Der vergang'nen Spur verwischt.

Wellentreiben — Menschenleben!
Jede gleicht dem Augenblick,
Der, uns erst so ganz erfüllend,
Schnell sinkt in sein Nichts zurück.

Lass' sie bringen, was sie wollen — —
Meer, du Bild der Ewigkeit,
Alle Schmerzen, alle Wunden
Heilt — ach, schnell genug — die Zeit!

Divenow. 20. Septbr. 1868.

## Contra Lasson.*)

(Aus einer Sitzung des Neu-Cöllnischen Bezirks-Vereins. Mittwoch, 21. October 1868.)

---

Ewig auf den Lippen schweben
Soll er, soll im Volke leben
Aerger als in Stein und Erz!

— — — — Nein! meine Herren! nicht um den „Philosophen" Lasson handelt es sich. Hier handelt es sich um den Schulmann Lasson.

In dem Jahresbericht über die Louisenstädtische Realschule, einer städtischen Anstalt, hat der 4. Oberlehrer derselben, Herr Dr. Adolf Lasson, mit Genehmigung seines Direktors Grohnert, und auf Kosten der Stadt, seinen berüchtigten Aufsatz „das Culturideal und der Krieg" veröffentlicht.

In einem Schulprogramm finden sich all' diese eigenthümlich duftenden Geistesblüthen, von denen Sie soeben gehört haben.

Ein Berliner Schulprogramm vom Jahre 1868 ist es, das mit den Worten beginnt:

„Wir leben in einem vorzugsweise kriegerischen Zeitalter."

Und das dann u. A. folgendermaßen fortfährt:

(Seite 3.) „Das eiserne Zeitalter verlangt ein eisernes Geschlecht."

(Seite 4.) „Unsere Jugend ist bestimmt, kriegerisch ausgebildet zu werden, um zur rechten Zeit kriegerische Tugend zu bewähren; unsere Männer sind Krieger gewesen, oder sind es noch. Die Jugend über diese eine Seite ihrer Bildung und ihres Berufes zu belehren, ist meine Absicht; darin die Beistimmung der Männer zu finden, meine Hoffnung."

(Seite 7.) „zwischen Staaten giebt es nur eine Form des

---

*) Siehe „die Zukunft" vom 27. September und 23. October 1868.

Rechts: das Recht des Stärkeren, und da, so lange es Staaten giebt, es auch einen Streit von Staaten geben wird, der entschieden werden muß, so ist es durchaus der Vernunft entsprechend, daß zwischen Staaten Kriege geführt werden."

(Seite 8.) „Recht giebt es nicht, wo es kein Gesetz, keinen Richter, keine übermächtig zwingende Gewalt giebt." (!)

(Seite 9.) „Weil jeder Staat nur den eigenen Vortheil sucht auch gegen den andern, so ist zwischen Staaten der Krieg der natürliche Zustand."

(Seite 13.) „Ohne ihn (den Staat) ist der Mensch nicht Mensch. Gerade in unseren Tagen ist es doppelt nöthig, zu betonen, daß der Staat nicht eine Anstalt für die Bequemlichkeit und den Frieden der Einzelnen ist, damit sie in Ruhe genießen können, kein Treibhaus, in dem jeder Pflanze ihr Mistbeetchen gesichert und ihre künstliche Wärme bereitet wird, damit sie recht üppig gedeihe und geile Schößlinge treibe, sondern daß er immer zunächst sich selber im Auge hat als mächtiges umfassendes Ganzes, das eine Stätte sei für die Entwicklung der Menschheit zur sittlichen Freiheit, und daß die Individuen als Naturwesen schlechterdings für den Staat da sind. Ihm erzeugen wir Kinder, ihm producieren wir Güter."

(Seite 15.) „Der Staat, rein als Rechtsstaat gedacht, ist nur Zwangsanstalt für alle, absolute Despotie; der Mensch in diesem Staate ist schlechthin Sclave, d. h. ein intelligentes Vieh, das zu mancherlei Arbeit große Geschicklichkeit erweisen kann."

(Seite 16.) „Wir haben Viele, die den Krieg nicht wollen, in Verdacht, daß sie eigentlich auch den Staat nicht wollen." (!)

„Erst im Kriege erlangt der Staat das rechte Bewußtsein von sich selber, erlangt der Bürger das rechte Bewußtsein seiner Zugehörigkeit zum Staate."

(Seite 17.) „Der Staat im Frieden ist kein wahrer Staat; seine volle Bedeutung offenbart er erst im Kriege."

„Der Krieg erst ermöglicht die volle Entfaltung aller menschlichen Anlagen."

„Der Friede mag ein emsiges, ein geduldiges, ein liebenswürdiges Geschlecht erzeugen: aber die Kraft verkümmert, der Nerv erschlafft, die Seelengröße schwindet, die kleinen Zwecke des regelmäßig dahinfließenden Privatlebens verdrängen die großen

Zwecke der Geschichte aus dem Gesichtskreise; der Egoismus in seiner engherzigsten Form zieht ein, und die Fülle der Güter erzeugt Ueppigkeit und das Streben nach weichlichem Behagen. Der Krieg hingegen ruft den schlummernden Dämon im Menschen wieder wach; da erfüllen sich große Geschicke, da erlabt sich der Blick an kühnem Thun, da waltet die rohere und die gebildetere Kraft im Dienste der höchsten Zwecke, bethätigt sich der Muth im Drange tödtlicher Gefahren, ersättigt sich die Phantasie an kühnen Abenteuern, webt die List des klugen Verstandes ihre feinen Netze; da wirkt der ganze Mensch auf einmal, nicht mit einer besonderen Fertigkeit, die er ausgebildet hat, oder mit einer einseitigen Begabung, die ihm zugefallen ist, sondern aus der Fülle seines Wesens, mit der Grundkraft seines Lebensgefühls, die natürlich und geistig zugleich ist in untrennbarer Einheit. Der Krieg verlangt den ganzen Mann. Die Verachtung des Todes ist erst der Beweis der rechten Würdigung des Lebens."

(Seite 21.) „Man liebt es, Militarismus und Freiheit in einen Gegensatz zu stellen. Das ist äußerst verkehrt."

(Seite 26.) „Der Krieg ist zwischen Staaten der natürliche Zustand."

(Seite 28.) „Ein Kleinstaat hat keine Ehre, weil er keinen Beruf hat."

(Seite 36.) „Thoren und Schwindler lieben es, den Krieg, den der werdende Nationalstaat gegen die falschen, verkümmerten Afterstaaten führt, die das Werden des Nationalstaates hindern, als einen brudermörderischen Krieg zu bezeichnen. Im Gegentheile, unter allen Kriegen, die geführt werden können, hat dieser Krieg die sittlichsten Ziele, dient dieser Krieg am meisten der inhaltvollen Freiheit, nicht der bloßen Unabhängigkeit vom Auslande oder den bloßen Existenzbedürfnissen des Staates."

(Seite 41.) „Ein Krieg zum Zwecke der Unterwerfung eines passiven Volkes durch das active ist ein vernünftiger Krieg; ein Krieg zur Befreiung der unterdrückten Volkskraft freilich ist nicht minder vernünftig, sobald er aus wirklicher Reife des nationalen Culturbewußtseins hervorgeht."

(Seite 42.) „Jede Nation ist berechtigt, jede andere zu hassen."

„Der Nationalhaß erhält die dauernde Möglichkeit des Krieges."

(Seite 45.) „Wer den Krieg beseitigen will, erschüttert die Fundamente aller Sittlichkeit."

---

Mit diesem schönen Wort schließt die Abhandlung im Jahresbericht der Louisenstädtischen Realschule zu Berlin für das Jahr 1868!

---

Ist es möglich, in frivolerer Weise den Krieg zu verherrlichen? Giebt es eine widerlichere Verherrlichung des gesinnungslosesten Landsknechtthums? Ist es nicht eine wahrhaft wollüstige Blutschwelgerei, die Herr Lasson lehrt — Und Wen? — die Jugend!

Hätte Herr Lasson sich mit seinem kriegerischen Programm an ein verständiges, unterscheidungsfähiges Publikum gewandt — wir hätten kein Recht, und wohl auch keine Veranlassung, uns hier, an dieser Stelle, und in dieser Weise, mit ihm zu beschäftigen. Hätte er seine „philosophische" — denn das soll's doch wohl sein — Abhandlung in einem philosophischen Fachblatt, oder sonstwo, veröffentlicht — kein Hahn hätte darnach gekräht.

Denn die ganze, 45 Quartseiten umfassende Druckschrift, aus welcher ich das Faßlichste, Greifbarste, und wenn auch nicht Vernünftigste, so doch Verständlichste, und für die Tendenz des Herrn Lasson Charakteristischste, wörtlich angeführt habe, hat nur äußerlich den Schein einer philosophischen Arbeit.

In Wirklichkeit ist es eine aneinander gereihte Kette geistreich sein sollender Spekulationen; eine Ansammlung scheinbar philosophischer Spitzfindigkeiten: eine Anhäufung von Paradoxen, zum Theil ohne Verstand, und da, wo sie Verstand haben, voller Widersprüche.

Anscheinend, und der ganzen äußeren Anlage nach, eine streng wissenschaftliche, philosophische Arbeit, gedankenschwer, vollendet in der Form; — in Wirklichkeit ein inhaltloses Phrasengebimmel — Bim! Bam! — Bim! Bam! — Blendwerk — Seifenblasen, glänzend und in allen Farben schillernd — und bei näherer Berührung — Nichts!

Es ist auch nicht diese Abhandlung selber; und es sind nicht

die in ihr niedergelegten Ansichten des Herrn Lasson, welche uns hier beschäftigen, — denn ein Jeder, auch Lasson, hat das Recht, zu denken, zu glauben und zu schreiben, was er will; — sondern es ist die klar ausgesprochene Absicht des Lehrers Lasson gegen welche wir uns wenden.

Nicht das, was Lasson glaubt, kümmert uns dabei, sondern, welche Wirkung solche Kundgebungen auf die ihm anvertraute Jugend ausüben; und die Frage, ob die Thätigkeit eines solchen Lehrers ersprießlich ist, oder schädlich.

„Denn die Jugend über diese Seite ihrer Bildung und ihres Berufes zu belehren, ist seine Absicht; darin die Beistimmung der Männer zu finden, seine Hoffnung."

Es ist zu bedauern, daß Herr Dr. Lasson unserer, rekommandirt an ihn abgegangenen Einladung, zur heutigen Versammlung zu kommen, nicht Folge geleistet hat.

Denn wir beschuldigen ihn, die Jugend in einer Weise zu erziehen, welche im schroffsten Widerspruch zu der gesammten bürgerlichen Anschauung unserer Zeit steht.

Sehen Sie sich beispielsweise die Themata an, welche Dr. Lasson in der Sekunda zu deutschen Aufsätzen gewählt hat: „Ueber den Unterschied der Stände." „Sind friedliebende Könige immer auch gute Könige?" „Der Neuerungssüchtige." „Welchen Beruf soll ich wählen?" u. s. w.

Ist es nach der im „Culturideal und dem Krieg" abgelegten Probe auch nur einen Augenblick zweifelhaft, in welcher Weise Herr Dr. Lasson diese Themata behandelt?

Doch gewiß nicht. Und wenn auch die Stadtverordneten-Versammlung den Antrag des Stadtverordneten May gegen Lasson höhnisch zurückgewiesen hat; die Louisenstädtische Realschule ist eine städtische Anstalt; und es ist die Pflicht der Bürger, gegen derartige Ausschreitungen aufzutreten. Und zu diesem Zweck sind wir heut hier zusammengekommen; und wir beschuldigen den Dr. Lasson geradezu, die Jugend in freiheitsfeindlichster Weise direkt in die kommenden politischen Tagesfragen einzuführen.

Uns ist es durch das Vereinsgesetz verboten, uns an Schüler und Lehrlinge zu wenden. Ihn, Lasson, daran verhindern wollen, nennen unsere Stadtverordneten: Censur, Gewissenszwang, Inquisition! Wenn aber ein Lehrer es wagen würde, im entgegen-

gesetzten Sinne zu schreiben, der könnte natürlich sicher sein, sofort gemaßregelt zu werden. Erinnern Sie sich doch des Prediger Lisco, des Professor Kempf, des Cigarrenarbeiter und Reichstags-Abgeordneten Fritzsche, der, weil er Lassalle mit Jesus verglichen, der Gotteslästerung angeklagt worden ist; denken Sie doch an die Unzahl politischer Prozesse und disciplinarischer Verfolgungen! —

Zur Verherrlichung der Annexionspolitik legt Lasson den jungen Preußenkindern die weltumgestaltende Bedeutung von Königgrätz in's Herz. Der Donner von Waterloo durchrollte die Welt damals in ganz anderer Weise, als heut Königgrätz es that. Und um die Zeit von Waterloo baute still und bescheiden Stephenson seine erste Lokomotive. Was ist heut Waterloo gegen die Erfindung der Eisenbahnen? Und was wird nach 50 Jahren Königgrätz sein gegen die Nachwirkungen des um die gleiche Zeit gelegten transatlantischen Kabels?

Lasson sieht in dem Militairstaat sein höchstes Ideal. Zweck des Staates ist ihm die größtmögliche militairische Kraftentwicklung. Wir wissen und sehen es an den überall wachsenden Steuern, daß dies unser Aller Ruin wäre.

Wir wollen: Selbstbestimmung, Betheiligung an der Gesetzgebung, wahrhafte Constitution, — Lasson: das Gottesgnadenthum und die Unterthanenschaft.

Wir führen die Summe aller Moral zurück auf den Satz: „Was Du nicht willst, daß man Dir thu', das füg' auch keinem Andern zu," und in diesem Sinne wollen wir unsere Jugend heranbilden, — Lasson sagt ihr: „Macht geht vor Recht; auch im Verkehr der Einzelnen unter einander."

Wir bekämpfen das engherzige Pfahlspießbürgerthum, — Lasson preist den Nationalstolz, lehrt den Nationalhaß.

Wir sehen in der militairischen Disciplin und Subordination ein nothwendiges Uebel, und eine Gefahr für die Selbständigkeit des Charakters und für die Freiheit des Einzelnen, — Lasson begeistert sich für sie und preist sie als Höchstes.

Wir wollen Gleichberechtigung alles dessen, was Menschenantlitz trägt, — Lasson kennt nur: Herren und Knechte.

Wir suchen das Bewußtsein dieser Gleichberechtigung durch

alle Stände zu verbreiten, — Lasson verlangt das Sichbesserdünken des Soldaten, und preist den Korps= und Kastengeist.

Wir wissen, daß das zu Säbelexcessen und Hausknechtsmorden führt, — Lasson entschuldigt nicht allein, nein, vertheidigt und verlangt das möglichst „reizbare Ehrgefühl" beim Soldaten.

Wir wissen, daß das Volk einen jeden Krieg, den es führt, gegen den eigenen Wohlstand führt, — Lasson sieht in dem Krieg den wahren Gottessegen!

Unser Gott ist der Gott des Friedens und der Liebe, — Lasson's Gott ist der Schlachtengott. — — —

Und nun zum Schluß, meine Herren!

Lassen Sie den Dr. Lasson „philosophiren", so viel er will. Lassen Sie ihn, wenn er Lust dazu hat, seinen Blutdurst stillen in Mexiko, in Südamerika, oder wo sonst er will, — lassen Sie ihn nach Spanien gehen und für die keusche Isabella fechten — gleichviel! Aber anvertrauen Sie diesem Manne nicht Ihre Kinder!

---

## Der Knabe Veit.*)

Eine nette Zeit, das 19. Jahrhundert, das Jahrhundert der Aufklärung, und noch dazu im Staate der Intelligenz!

Wunderliche Blasen treibt die Zeit: die Knak, Disselhof, Lasson, Fournier und Preuß.**)

Wunderliche Heilige fürwahr, — aber doch immer Heilige — selbst der kriegerische Lasson, der ob der übrigen Gesellschaft nicht sonderlich erbaut sein mag.

Und nun kommt noch gar ein Abgeordneter, der Freiherr von Massenbach, Vertreter des Wahlkreises Samter-Birnbaum, und erzählt in allem Ernst und mit gehobener Stimme in der Unterrichts-Kommission, und zur Vertheidigung einiger angefochtenen Ge-

---

*) Aus der „Zukunft" vom 3. Februar 1869.

(„Der Knabe Veit", eine gar frumme Historie, aus welcher zu ersehen, wie bös es dem Veit ergangen, als er an einem Morgen nicht gebetet hatte — war ein Lesestücklein im Flügge'schen Lesebuch, welches damals in die Schulen eingeführt wurde.)

**) Ueber Pastor Knak, den Berliner Prediger und Schul-Inspektor, welcher im Jahre 1868 behauptete, daß die Erde feststehe und die Sonne sich um die Erde drehe, siehe: „Mein toller Vetter" Seite 154. u. s. w.

Disselhof, gleichfalls ein orthodoxer Berliner Theologe und öffentlicher Vertheidiger des Teufelsglaubens.

Lasson. Siehe „Contra Lasson". Seite 202.

Fournier, Ober-Consistorialrath zu Berlin, war beschuldigt, bei der Trauung einer in gesegneten Umständen sich befindenden Braut in heftiger und beleidigender Weise die Entfernung des üblichen Brautkranzes verlangt, und der bestürzten Braut eine Ohrfeige gegeben zu haben. Er hatte deswegen einen Prozeß zu bestehen, und legte in Folge desselben sein Amt nieder.

Preuß, ein durch seinen zelotischen Eifer und seine pietistische Lehrmethode bekannter Licentiat der Theologie und Oberlehrer am Berliner Friedrich-Wilhelms-Gymnasium. Verfasser der Schrift: „Die Rechtfertigung des Sünders vor Gott." Flüchtete sich nach Amerika, um einer Anklage wegen ihm zur Last gelegter Vergehen gegen die Sittlichkeit auszuweichen.

schichten des Flügge'schen Lesebuches, daß die Schlacht bei Großbeeren vorzugsweise durch die Gebete des Pastors Jänicke und seiner Anhänger, die stundenlang auf den Knieen gelegen, gewonnen sei.

Ein Abgeordneter und in der Unterrichts-Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses.

Und die letzte Nummer der „Zukunft" meldet einen weiteren Fortschritt, jetzt schon in der Geschichtsschreibung. Darnach berichtet Franz Otto in seinen „Neuesten Geschichten" bei Otto Spamer in Leipzig 1869, Seite 181, über den alten Blücher: „Das Vertrauen, das seine Untergebenen unter allen Verhältnissen zu ihm hatten, beruhete zum Theil auf der schlichten Frömmigkeit des allverehrten Führers. Blücher zeigte sich stets als gottesfürchtiger Christ. Man wußte, daß er nie in eine Schlacht ziehe ohne vorher Gott anzuflehen, er möge ihn leiten und vor Mißgriffen hüten. Stets führte er ein Gebetbuch bei sich und betete jeden Morgen und Abend."

Herrgottsdonnerwetter! Nimmt's nun nicht bald ein Ende!

Da war ja der alte Dessauer ein Engel an Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit gegenüber dem lieben Gott. Der bat ihn doch nur, er möge wenigstens den Hundsföttern, den Feinden, nicht helfen, sondern hübsch neutral bleiben; dann solle er schon sehen, wie's käme.

Der arme liebe Gott. Jetzt wird er mehr belästigt.

Der Freiherr von Massenbach, einer unserer logischsten Denker, soll freilich damit umgehen, einen Antrag auf Abschaffung aller Soldaten, Zündnadelgewehre und Kruppschen Hinterlader zu stellen — denn, sagt er sich in richtiger Konsequenz: Wenn der liebe Gott dem Pastor Jänicke bei Großbeeren den Gefallen gethan hat, so hätte er's doch sicher auch ohne Zuthun Bülows und der preußischen Landwehren gethan. Und wenn er's nicht gewollt hätte, so wären doch alle Anstrengungen der preußischen Soldaten vergeblich gewesen. Von dieser Willfährigkeit des lieben Gottes, inbrünstige Gebete zu erhören, müsse aber in Zukunft seitens des norddeutschen Bundes ein ausgiebigerer Gebrauch gemacht werden. Das sei doch viel zweckmäßiger und zugleich billiger als das bisherige Militärbudget.

Richtig ist das schon. Wenn's aber nur hülfe. Denn wenn nun auch bei den Franzosen Einer recht inbrünstig betet — was

dann? Oder sollte es gar einen preußischen, einen französischen u. s. w. Schlachtengott geben?

Johann Jacoby sagt in seiner Rück- und Vorschau eines Staatsgefangenen „der freie Mensch“:

„Die Weltgeschichte ist die stetig fortschreitende Entwicklung der menschlichen Erkenntniß“

und: „Unfreiheit, Knechtssinn und böser Wille sind nicht anders zu heilen als — durch Beseitigung des Gottesaberglaubens und der Unwissenheit.“

„Die stetig fortschreitende“ —? Heißt er deshalb ein Idealist?

1869: Flügge, Veit, Massenbach, Franz Otto.

Wie muß es da früher ausgesehen haben? Etwa vor 100 Jahren?

1770 war es, da veröffentlichte ein Mann — Baron so gut wie Freiherr v. Massenbach — Paul Heinrich Dietrich von Holbach ein Buch. Er war damals auch kein Springinsfeld mehr, er war ein angehender Fünfziger. Und wer den Titel seines Buches hört, der weiß, daß es nicht das vereinzelte Werk eines vereinzelten Mannes war, sondern daß es seiner Zeit den Stempel aufdrückte.

Es war das „Système de la nature.“

Darin beschäftigt sich der damalige deutsche Baron auch mit dem lieben Gott, mit Gebet und Gebetserhörung. Und er kommt zu folgendem Resultat:

„Die Theologie ist in Wahrheit das Faß der Danaiden. Mittelst widersprechender Eigenschaften und kecker Behauptungen hat sie, so zu sagen, ihren Gott dermaßen geknebelt und gebunden, daß sie ihn in die Unmöglichkeit versetzt hat, zu handeln. Ist er grenzenlos gut, welchen Grund hätten wir dann, ihn zu fürchten? Ist er grenzenlos weise, weshalb sollten wir uns dann über unser Geschick beunruhigen? Weiß er Alles, wozu ihn dann von unseren Bedürfnissen unterrichten, ihn mit unseren Gebeten belästigen? Ist er allgegenwärtig, wozu ihm Tempel errichten? Ist er der Herr aller Dinge, wozu ihm Opfer und Gaben darbringen? Ist er gerecht, wie kann man dann glauben, daß er Geschöpfe bestrafen werde, die er voll Schwächen erschuf? Wirket die Gnade Alles in ihnen, welchen Grund hätte er dann, sie zu belohnen? Ist er allmächtig, wie können wir ihn beleidigen, wie uns ihm widersetzen? Ist er vernünftig, wie könnte er Blinden zürnen,

denen er die Freiheit ließ, zu irren? Ist er unwandelbar, mit welchem Rechte maßen wir uns an, ihn zur Abänderung seiner Beschlüsse zu bestimmen? Ist er unbegreiflich, weshalb beschäftigen wir uns mit ihm? Hat er gesprochen, weshalb ist das Weltall nicht überzeugt? Ist die Kenntniß von einem Gotte die nothwendigste, warum ist sie nicht die augenscheinlichste und klarste?" — — —

„Die Weltgeschichte ist die stetig fortschreitende Entwicklung der menschlichen Erkenntniß."

Hundert Jahre haben wir gebraucht, um von den Anschauungen jener Zeit uns fortschreitend zu entwickeln bis zur Erkenntniß unseres heutigen Gottes, bis zur „Rechtfertigung des Sünders vor Gott", bis zur modernen Gebets-Erhörung!

Und da sind wir wieder beim Knaben Veit.

Die wunderlichen Blasen, die unsere Zeit treibt, die Knak, Disselhof, Lasson, Fournier, Preuß — der tolle Cancan, den all' diese wunderlichen Heiligen tanzen — — ist's ein Spiel des Zufalls, ein Spiel unserer erhitzten Phantasie? — oder ist's der Wahnsinn der Zeit? — ist's Methode?

Ja, es sind Kinder des Geistes unserer Zeit, Marksteine in dem Gang unserer Entwicklung. Zugleich aber Zersetzungsprodukte — die ersten schmutzigen Blasen einer beginnenden Verwesung.

„Versuchen Sie es, Pech anzufassen, ohne sich zu besudeln," sagt freilich Graf Bismarck.

Wir aber wollen sie fassen und sie halten — die Knak, Disselhof, Lasson, Fournier und Preuß — ein Zeichen unserer Zeit und deren Heilige!

## Herr Bormann*).

Bei Gelegenheit des Berliner Gesangbuchstreites hatte die von A. Petsch herausgegebene „Preußische Schulzeitung" einen Artikel gebracht, in dem es u. A. heißt: „die Idee eines persönlichen, leibhaftig erscheinenden Teufels ist beseitigt. Das war unumgänglich nothwendig in einem Buche, welches zur Erbauung der gegenwärtigen Generation evangelischer Christen dienen soll."

Darauf erhält nun der Verfasser in dem von dem Herrn Provinzial-Schulrath Bormann herausgegebenen „Schulblatte der Provinz Brandenbnrg" folgende Zurechtweisung:

„Sie werden wissen, lieber Herr Verfasser, daß das Glauben oder Nichtglauben an einen persönlichen Teufel ein Erkennungsmittel des wahren und des falschen Glaubens ist. Ich weiß nicht, wie Sie dazu stehen, gebe Ihnen aber zu bedenken, daß ein Lehrer, der nicht an einen persönlichen Teufel glaubt, eigentlich

---

*) Dieser Artikel erschien, aus verschiedenen Gründen, — als bezahltes Inserat in der Volks-Zeitung vom 3. April, der Vossischen Zeitung vom 7. April und der „Zukunft" vom 13. April 1869; und ohne daß den Redaktionen der Name des Einsenders mitgetheilt wurde. Die Volks-Zeitung fand, daß der Artikel nur gewinnen könne, wenn er in irgend einer Weise unterzeichnet sei. Sie setzte deshalb: „Ein Lehrer" darunter. Wogegen natürlich nichts einzuwenden war.

Es wäre Unrecht, beim Wieder-Abdruck des Angriffs nicht auch der Vertheidigung zu gedenken. Die Vossische Zeitung brachte nämlich folgende Erwiderung:

Auf das „Eingesandt" in der dritten Beilage dieser Zeitung vom heutigen Tage erwidere ich dem Einsender, der sich „ein Lehrer" nennt, daß ich der Verfasser des von ihm angezogenen Artikels in dem „Schulblatte für die Provinz Brandenburg" nicht bin. Was ich selbst für das Schulblatt schreibe, unterzeichne ich mit meinem Namen oder mit den Anfangs-Buchstaben desselben. Interessirt es aber den Herrn „Lehrer", den Verfasser jenes Artikels zu kennen, so bin ich bereit, ihm denselben namhaft zu machen, wenn der Herr „Lehrer" zuvor sich selbst mir genannt hat. Einem Anonymus habe ich ferner nichts zu erwidern.

Berlin, den 7. April 1869. K. Bormann.

das Buch zumachen muß. Somit verzeihen Sie, wenn wir doch mit unseren Kindern singen:

Will Satan mich verschlingen,
So laß die Engel singen:
Dies Kind soll unverletzet sein."

Herr Bormann ist Schulrath, in diesem Falle also jedenfalls ein sachverständiger Beurtheiler. Herr Bormann ist aber auch ein lieber, freundlicher Mann — wie es bei einem Schulrath ja auch gar nicht anders sein kann; — das sieht man an dem wohlwollenden Ton dieser Zurechtweisung.

Denn daß die Lorbeeren eines Knak, Lasson, Fournier oder Disselhof den Herrn Provinzial-Schulrath nicht sollten schlafen lassen — Pfui! wer könnte so etwas auch nur einen Augenblick annehmen wollen!

Die Zurechtweisung war eben nothwendig geworden; und in christlicher Liebe — mit schwerem Herzen — wurde sie ertheilt.

Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er.

Aber, lieber Herr Bormann, ein Punkt ist doch dabei, der der Aufklärung bedürfte. Denn Sie werden doch zugeben, bester Herr Schulrath, daß der Glaube an einen persönlichen Teufel auch ein Zweifeln an der Allmächtigkeit Gottes ist.

Denn warum vernichtet denn sonst der liebe Gott nicht einfach einen so schlechten Kerl, als der persönliche Teufel es nothwendig sein muß? Warum schlägt er ihn nicht einfach todt, oder macht ihn zum Mindesten doch unschädlich?

Oder sollte der liebe Gott etwa gar absichtlich dem Teufel gestatten, ihm Concurrenz zu machen? Sollte er wirklich uns — seine eigenen Kreaturen — nur versuchen wollen? Und wären also alle die Fallstricke, die Satanas uns armen Menschenkindern legt, nur Fallstricke mit Allerhöchster Genehmigung?

Das wäre doch ein gar zu schnödes Spiel.

Nein! und dreimal Nein! Das ist vom lieben Gott nicht anzunehmen.

Wie aber dann? — —

Ich weiß nicht, wie Sie dazu stehen, lieber Herr Schulrath, gebe Ihnen aber zu bedenken, daß es sehr wünschenswerth wäre, wenn man's erfahren könnte. Ein Lehrer.

# Die Schule — die Schule
## und nochmals die Schule!

(Ein Vortrag gelegentlich der 18. allgemeinen deutschen Lehrer-Versammlung gehalten am 5. Mai 1869 im Neu-Cöllnischen Bezirks-Verein).

---

Meine Herren!

Schon die Fassung der Einladung zu der heutigen Versammlung; schon der Titel des Vortrages, den ich zu halten gedenke, läßt den Standpunkt erkennen, den ich zu der vorliegenden Frage einnehme, und den Sie hoffentlich mit mir theilen werden.

„Die Schule, die Schule, und nochmals die Schule!" — Darin liegt schon mit der ganzen Kraft und dem ganzen Nachdruck, die die Sprache zu verleihen vermag, der Hinweis auf die nie genug zu wiederholende, mehr und mehr zu allgemeinem Verständniß zu bringende Bedeutung der Schule überhaupt.

„Und der bevorstehende Lehrertag." — Er führt uns zurück in die Tagesfragen; er weist uns hin auf eine Pflicht, die gerade jetzt an uns herantritt.

Er verlangt von uns Gastfreundschaft für die zur Versammlung nach Berlin kommenden Lehrer. Freiquartiere, oder, wo solche nicht gewährt werden können, Beisteuer, um sie anderweitig zu beschaffen.

Er giebt uns dadurch die Möglichkeit, eine Saat zu säen, zu der der Einzelne nur sein armselig Körnchen herbeizutragen hat, um tausendfältige Frucht zu ernten.

Er zeigt uns den Punkt, wo wir den Hebel anzusetzen haben, mit welchem der Einzelne mit seiner schwachen Kraft Bedeutendes zu leisten vermag.

Er bietet uns die Gelegenheit, mit geringer Mühe eine der festesten Positionen der Reaktion und der Orthodoxie zu stürmen, — — nein, nicht zu stürmen, — denn der Lehrertag trägt uns die Schlüssel zu dieser Position mit offenen Händen entgegen; zu einer Position, die wir einnehmen können, sobald wir nur wollen,

und aus der wir selbst das festeste Bollwerk gegen Reaktion und Orthodoxie zu machen vermögen.

Das, meine Herren, ist meine Auffassung von der Sache; und das muß, meiner Meinung nach, die Auffassung eines Jeden sein, der sich zu liberalen Anschauungen bekennt, und der ein Verständniß für die Bedeutung der Schule hat.

Die bevorstehende 18. allgemeine deutsche Lehrer-Versammlung gestaltet sich für uns zu einer Parteifrage von der größesten Bedeutung. Unser Verhalten ihr gegenüber kann nur zweierlei sein: entweder Erfüllung einer Parteipflicht, oder Nichterfüllung. Ein Drittes ist nicht möglich.

Ueberlassen Sie es Andern, Zeter zu schreien darüber, daß die schöne Pflicht der Gastfreundschaft, welche Berlin der Lehrer-Versammlung zu erweisen habe, zu politischen Partei-Bestrebungen ausgebeutet werden möchte. Nur wenigen wohlwollend denkenden politischen Gegnern, und einigen wenigen gutmüthigen Berlinern, die nur an die meist kümmerliche Lage der Volksschullehrer denken, wird es um Gastfreundschaft und nichts anderes zu thun sein; aber diese wenigen Männer ausgenommen, ist all' das übrige Geschrei zurückzuführen auf Unverständniß oder bewußten bösen Willen.

Uns soll's wenig kümmern. Für uns ist und bleibt die Sache eine Parteifrage.

Oder verlangt man etwa von uns, denen die hohe Bedeutung der Schule und der hohe Werth der den Lehrern zu erweisenden Gastfreundschaft klar geworden ist, daß wir um einiger unverständlichen, hohlen Phrasen willen, uns selbst künstlich verhindern sollen, in unserer Weise auf die Lehrer einzuwirken?

Verlangt man etwa auch von uns, daß wir der „Gastfreundschaft" wegen, den Lehrern gegenüber, nicht innerhalb der Parteien, sondern über den Parteien stehen sollen?

„Ueber den Parteien!"*) — Sinnloser Unverstand, gedankenlos dem Einen vom Andern nachgeplappert. Wahrhaft „frevelhafte Leichtfertigkeit",*) mit der die Ehrlichkeit und Ueberzeugungstreue all' jener Männer verdächtigt wird, die aus Liebe zum Vaterlande in irgend eine Partei eingetreten sind.

---

*) Schlagwörter, mit denen der „liberale" Volksschriftsteller und Stadtverordnete Adolph Streckfuß als Mitglied der Schuldeputation den Bestrebungen des Vereins für Freiheit der Schule entgegentrat.

Seien wir die krassesten Verfechter des Absolutismus; seien wir die röthesten Republikaner, das Wohl des Vaterlandes ist unser aller Ziel, — und die Partei, der ein Jeder beitritt, ist eben nach seiner Ueberzeugung der beste Weg zur Erreichung desselben! Gar keiner Partei angehören, oder gar über den Parteien stehen wollen, heißt also: überhaupt keine Ueberzeugung haben, keine Vaterlandsliebe, und damit auch kein Anrecht auf politisches Dasein.

Deshalb: Achtung vor den Parteien! Achtung vor jedem Manne, der nie und unter keinen Umständen seinen politischen Standpunkt zu verleugnen vermag.

Und so denke ich, werden auch wir der Lehrer-Versammlung gegenüber unseren politischen Standpunkt nicht verleugnen, sondern gerade vom Parteistandpunkte aus unsere Schuldigkeit thun. Voll und ganz. Denn:

> „Unsere Absicht geht dahin, den Staats-Absolutismus in Schulsachen zu beschränken oder zu beseitigen, desgleichen den klerikalen Einfluß zu schwächen oder zu beseitigen, dagegen die Selbstverwaltung der Gemeinden zu stärken und in ihr wohlbegründetes Recht einzusetzen."

So sagt Adolf Diesterweg in der Rede zu den 24 Resolutionen für ein Unterrichtsgesetz, Ende März 1863.

Und diese unsere Absicht zu verwirklichen, — ist das etwa kein Parteibestreben? Und wenn wir hoffen, ihrer Verwirklichung näher zu kommen, indem wir mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln auf die hier versammelten Lehrer einzuwirken suchen, — ist das etwa keine Parteifrage?

Genug: bei der Lehrer-Versammlung handelt es sich in erster wie in letzter Linie, um die Schule selbst! Und so wird unser Verhalten dieser Versammlung gegenüber zur Parteifrage; die gastfreundschaftliche Aufnahme der Lehrer zur Parteipflicht.

Zum Glück zur gemeinschaftlichen Parteifrage und Parteipflicht für alle Schattirungen der liberalen Parteien. Wir haben Punkte genug, wo wir innerhalb der liberalen Parteien weit auseinander gehen; — hier, wo es sich um die Schule handelt, giebt es nichts Trennendes für uns, nur Vereinendes.

Hier handelt es sich um einen einfachen Gegensatz.

Drüben, auf gegnerischer Seite stehen alle die, die da glauben, daß die Massen ewig unbildungsfähig sein und bleiben würden,

und daß es also geborene Herren und geborene Knechte geben müsse.

Hier, auf unserer Seite stehen alle, die da durchdrungen sind von der Gleichberechtigung alles dessen, was Menschen-Antlitz trägt; die da meinen, daß größere Rechte nur durch Uebernahme höherer Pflichten zu erlangen seien; und die da überzeugt sind, daß auch die Massen bildungsfähig genug seien, um an einer vernünftigen Selbstbestimmung Theil zu nehmen.

In diesem Sinne ist die Schulfrage eine Parteifrage für Jeden, der sich noch irgendwie „liberal" nennt.

Denn nicht handelt es sich in der Schule darum, irgendwie Anhänger einer bestimmten politischen Richtung zu erziehen; da würde man ernten wollen, wo man erst säen soll; und bei solchem Bestreben würden die verschiedenen liberalen Parteien bald weit aus einander gehen und sich gegenseitig bekämpfen; sondern es handelt sich darum, die Schule von jeder schädlichen Beeinflussung zu befreien.

Die Erreichung dieses Zieles ist gemeinschaftliche Parteifrage für alle Liberalen. Und bis dieses Ziel erreicht ist, ist es Parteipflicht, auch für den gemäßigsten Liberalen, der gegenwärtig in Preußen in der Schule herrschenden absolutistischen und klerikalen Richtung Opposition zu machen.

Denn das, was unser großer Staatsmann Stein erstrebt hat, und Altenstein, auch einst Cultusminister in Preußen, ein Vorgänger des Herrn von Mühler — das, wofür Pestalozzi und Diesterweg ihr Lebelang gekämpft haben; es wird von der jetzt in Preußen herrschenden Richtung verketzert und verdammt.

Die Regulative beherrschen seit nahezu fünfzehn Jahren die preußische Volksschule, und offen und bewußt haben sie mit jenen Ideen und Bestrebungen gebrochen, denen Preußen 1813 aus tiefster Erniedrigung seine Wiedererstehung verdankte.

Der Geheime Ober-Regierungsrath Stiehl, der Vater der Regulative, erklärt selbst in den „Aktenstücken," die er „zur Geschichte und zum Verständniß der drei preußischen Regulative vom 1., 2. und 3. October 1854" herausgegeben hat: „Eine Vermittlung zwischen Diesterweg und den Regulativen ist unmöglich; beide repräsentiren prinzipielle Gegensätze." —

Es handelt sich um die Erziehung der preußischen Jugend;

also doch um etwas, was die Väter im preußischen Volke auch angeht. Und Sie hören es aus dem eigenen Munde des Vaters der Regulative: „Eine Vermittlung ist nicht möglich!“ Man muß sich entscheiden.

Das Eine oder das Andere.

Das Volk hat also zu wählen.

Ist denn die Wahl so schwer? Seit nahezu 15 Jahren ist diese Frage an das preußische Volk gestellt — und noch immer hat das Volk nicht geantwortet.

Wie lange wird das noch währen? —

Meine Herren! Gern würde ich hier des Näheren auf die Regulative eingehen. Denn es giebt nichts so Folgeschweres für die Zukunft uns'res Vaterlandes, als die Entscheidung der Frage: ob Diesterweg, ob Regulative.

Ich muß es mir jedoch versagen, weil es mich zu weit abführen würde von dem mir heut gesteckten Ziel. Ich will mich deshalb begnügen, Ihnen kurz anzuführen, wie A. T. Wislicenus in einer kleinen aus Anlaß der Schulpflege-Aemter im vergangenen Jahre erschienenen Broschüre „die Geistlichkeit und die Schule,“ über die so übel empfundenen und doch zu wenig bekannten Regulative urtheilt.

Wislicenus sagt:

„Was uns in der Bildung und noch mehr in der Grundanschauung und Gesinnung unserer Kinder bevorsteht, wenn die Regulative durch die geistliche Herrschaft durchgeführt werden, das sehen wir zunächst an der Lehrerbildung, die sie beabsichtigen. Nicht auf Erkenntniß einer wissenschaftlich begründeten Erziehungs- und Unterrichts-Kunst ist es bei den künftigen Lehrern abgesehen, sondern auf das Einlernen der nothwendigsten Kenntnisse und Fertigkeiten; nicht was man in der Religion mit einem allgemeineren und geistigeren Ausdrucke christliche Lehre nennen kann, soll ihnen mitgetheilt werden, sondern der confessionell beschränkte und dogmatisch abgeschlossene Katechismus-Unterricht; nicht die „sogenannte“ (so belieben die Regulative sich auszudrücken) klassische Literatur dürfen die Seminaristen lesen, sondern biblische Geschichten und überhaupt Erzählungen, die das kirchliche Leben und den Patriotismus in ihnen zu fördern geeignet sind. Ich erinnere mich, welcher Schrei des Unwillens beim Erscheinen der Regulative gerade über dieses Verbot ausgestoßen wurde,

aber — es ist eben so geblieben, und der Mensch gewöhnt sich leider endlich an Alles. Lessing, Göthe, Schiller — schon bei ihren Namen hebt sich unsere Brust und sie sind uns der Inbegriff der Klarheit, Schönheit und heiligen Begeisterung — Lessing, Göthe und Schiller sind für unsere Jugendbildner nicht geboren! Wer kann das fassen und wer es ausdenken! Ferner, nicht allgemeine Weltgeschichte — wozu soll auch der Blick über das Ganze hin gehen! — sondern deutsche, vorzugsweise preußische Landes- und besondere Provinzial-Geschichte — bleiben wir lieber im engen gewohnten Kreise! — Endlich braucht der künftige Lehrer von Naturwissenschaften nur wenig zu lernen und dies Wenige mit religiöser Richtung und Haltung, also ohne Störung des Glaubens. Der Glaube im orthodoxen Sinne ist Wunderglaube, und so ist denn das Unmögliche geleistet: Naturwissenschaft im friedlichen Vereine mit Wunderglauben.

Solcher Lehrerbildung muß natürlich die Schülerbildung entsprechen: Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, Religion mit Auswendiglernen von Gebeten, Bibelsprüchen, größeren Bibelabschnitten, wenigstens dreißig Kirchenliedern und dem ganzen Katechismus. Wer kann daran zweifeln, daß dies Alles, einzig das Rechnen ausgenommen, auf die Unterwürfigkeit unter die Kirche hinarbeitet, besonders, wenn er die allgemeine Regel liest, daß es weniger darauf ankommt, in den Kindern das Nachdenken zu wecken und aus ihnen selbst die Wahrheit zu entwickeln, als vielmehr darauf, durch eigenes Glaubensleben des Lehrers auch die Kinder gläubig zu machen."

Wislicenus nennt die Regulative: noch zu wenig bekannt. Und darin hat er leider nur zu sehr Recht. Denn man spricht wohl viel von den Regulativen, namentlich in den größeren Städten; aber man spricht bei weitem noch nicht genug von ihnen. Und dabei behaupten die Gegner, daß von hundert Menschen, die von den Regulativen sprächen, oder auf sie schimpften, höchstens Einer sie gelesen habe. Und auch sie haben darin wohl Recht. Und doch wäre es sehr wünschenswerth, wenn Jeder einmal es sich angelegen sein ließe, die Regulative selbst kennen zu lernen.

Denn diese Regulative sind mit einer wunderbaren Feinheit geschrieben. Von Anfang bis zu Ende muß man, um sie ganz zu verstehen, zwischen den Zeilen lesen. Der Redacteur des gemaßregeltesten und verfolgtesten Parteiblattes könnte sich für

seine Schreibweise die Regulative zum Vorbilde nehmen. Und wenn er nicht sehr geschickt ist, so wird er dieses Vorbild nicht erreichen.

Aber weshalb, werden Sie fragen, diese Aengstlichkeit und Vorsicht, da die Regulative ja von der Regierung selbst ausgegangen sind? — Einfach, weil ihre Verfasser sehr wohl wußten, wie sehr sie der bisherigen Entwicklung in Preußen vor den Kopf stießen; wie sehr sich das allgemeine Gefühl gegen die Regulative empören würde, und welch' harten Kampf sie mit der öffentlichen Meinung auszufechten haben würden. Die Regulative gleichen dem gefährlichsten Wolf im frömmsten Schafpelze. Den Censor, den sie fürchteten, und der sie veranlaßte, zwischen den Zeilen zu schreiben, das war — die öffentliche Meinung.

Darum sind sie jedoch nicht ungefährlicher. Im Gegentheil.

Diesterweg wollte, wie er selbst sagt: „nach einem tiefsinnigen Ausspruch Schleiermachers, seine jungen Lehrer lehren, zwar Alles mit, aber nicht aus Religion zu thun, mit einem Wort: er wollte Pestalozzisch wirken."

Die Regulative thun Alles aus, und nur aus Religion. — Aber auch nur zum Schein.

Die Religion ist nur Deckmantel für den eigentlichen Zweck. Die Regulative sind die wuchtigste Waffe in den Händen der Orthodoxie und der Reaktion. Durch die regulativische Lehrer-Erziehung machen diese Parteien sich aus der preußischen Volksschule ein Mittel, die heranwachsenden Generationen für ihre eigenen selbstsüchtigen Zwecke heranzubilden.

Wer die Schule besitzt, der besitzt die Zukunft!

Das wissen Orthodoxie und Reaktion, und sie handeln darnach.

Ebenso gut sollten auch wir Liberale es wissen. Wir thun aber nichts. —

Stolz und bewußt, bei aller Vorsicht, gehen unsere Gegner vor. Das muß ihnen der Neid lassen.

Vorsichtig waren die Regulative eingeführt worden. Behutsam und leise haben sie gewühlt Jahr für Jahr. Ein 14jähriges Wachsthum hatte sie erstarken lassen. Da war es Zeit.

Knak, der Pastor und Schul-Inspector, schlug aller Wissenschaft in's Gesicht; er hieß die Erde stillstehen, und lehrte blinden

Köhlerglauben. Es folgten die Schulpflege-Aemter, jener Versuch der Geistlichkeit, auch die Berliner Schulen unter ihre unbeschränkte Herrschaft zu bringen. Einstweilen zurückgeschlagen, werden sie den Versuch zu gelegener Zeit schon wiederholen. Die Gesangbuchstreitigkeiten beginnen. Die Versuche mehren sich, die alten, unsrer heutigen Anschauungsweise freilich oft etwas unappetitlich vorkommenden Urtexte in Kirche und Schule wieder einzuführen. Es folgen die kirchlichen Visitationen in den Schulen, höher und höher hinauf. Mit Herrn Disselhof, dem Archidiakonus und Schul-Inspektor stellt sich auch Gevatter Beelzebub, der persönliche Teufel, wieder ein. Die Fragen der geistlichen Herren nach dem Glauben an ihn, nehmen den immer faßlicheren Charakter einer hochpeinlichen Inquisition an. Der Superintendenturverweser und Schul-Inspector in Greifswald zeigt seinen Elementarlehrern an, daß er „veranlaßt" sei, bei ihnen anzufragen, ob und wer Mitglied des Protestanten-Vereins sei, event. ob und wer den monatlichen Versammlungen desselben beiwohne. Auf die Anfrage der Lehrer, ob die Regierung ihn vielleicht dazu veranlaßt habe, erklärt der würdige Herr, darüber könne und dürfe er keine Auskunft ertheilen. Mit Recht bemerkt die „Zukunft" dazu, „so scheint denn selbst der Protestanten-Verein jetzt aus dem Stadium außeramtlicher in dasjenige amtlicher Verfolgung getreten zu sein." —

Zu Knak gesellt sich Lasson, der Apostel des neuen Deutschlands mit seinem Kultur-Ideal und der Lehre, „daß, wer den Krieg beseitigen wolle, die Fundamente aller Sittlichkeit erschüttere." Auf Lasson folgt Preuß, der es vorzieht, den Sünder sich lieber vor Gott rechtfertigen zu lassen, als vor den weltlichen Gerichten. Zu Disselhof gesellt sich der Schulrath Bormann, der sein Schulblatt für die Provinz Brandenburg erklären läßt, daß ein Lehrer, der nicht an die Existenz des persönlichen Teufels glaube, eigentlich das Buch zumachen müsse. —

Und so wird's weiter gehen.

Denn Herr Stiehl hat Recht: „Eine Vermittlung zwischen Diesterweg und den Regulativen ist unmöglich; beide repräsentiren prinzipielle Gegensätze."

Eins oder das Andere! —

So unsere Gegner. —

Und wir? Sollten wir wirklich unsere Hände in den Schooß legen und Nichts thun?

Sollten wir wirklich die Lehrer, die noch in Diesterweg'schem Geiste erzogen und von Diesterweg'schem Geiste erfüllt, trotz ihrer sich täglich mehr lichtenden Reihen, einen Verzweiflungskampf kämpfen gegen das von oben hereinbrechende Verderben, und gegen die von unten täglich wachsende Gleichgültigkeit ihrer jüngeren Genossen — — sollen wir wirklich diese Männer diesen Kampf allein auskämpfen lassen?

Sollen wir warten, bis Einschüchterungen und Maßregelungen diesen letzten alten Kern vollständig vernichtet haben?

Sollen wir uns einlullen in träge Ruhe, mit der trügerischen Vorspiegelung, es sei ja nicht so schlimm; und mit der fadenscheinigen Hoffnung, schließlich werde es von selber wieder besser werden?

Sollen wir uns in feiger Resignation bescheiden und uns selbst entmuthigen und entmannen mit dem Altweiberwort: „man habe es ja zu oft gesehen — der Einzelne vermöge Nichts, — und es hülfe ja doch Alles nichts?" — —

Oder sind wir vielleicht gar mit den Regulativen einverstanden?

Das wäre ja etwas anderes; nur soll man's dann offen bekennen.

Oder ist die Wahl zwischen Diesterweg und den Regulativen uns etwa gleichgültig? —

Nichts von alledem trifft zu. Das Volk kennt Diesterweg. Es hat ihn wiederholt zu seinem Vertreter erwählt in Staat und Gemeinde. Es hat längst Stellung genommen in diesem Streite, — zum Mindesten mit seinen Sympathieen —; es hat Zeugniß abgelegt für Diesterweg. Und dennoch thut es Nichts? —

Auch wir haben oft und wiederholt Zeugniß abgelegt für Diesterweg.

Gestatten Sie mir, Sie an die Worte des Mannes zu erinnern, der auch heut wieder an unserer Spitze steht, wo es sich darum handelt, daß aus der Bürgerschaft heraus etwas gethan werde für den bevorstehenden Lehrertag.

Mit folgenden Worten eröffnete unser Stadtverordneten-Vorsteher Kochhann am 12. Juli 1866 die Sitzung:

Meine Herren! der Nestor unserer Pädagogik, der Bildner deutscher Jugend, der Tapferste unter den Tapfern in dem Kampfe für Geistesfreiheit, für Recht und Wahrheit, der Feind

aller feigen und niedern Seelen, der Mann des Volkes, dessen Wohl und Bildung ihm als das Höchste galt, Adolf Diesterweg — ist todt. Sein Name wird unter den Erziehern der deutschen Nation neben seinen Zeitgenossen Pestalozzi, Salzmann und Jahn einen Ehrenplatz behaupten. Die Bevölkerung Berlins hat ihn durch die höchste Auszeichnung geehrt, indem sie ihn zum Abgeordneten und Stadtverordneten wählte. Lassen Sie uns seiner gedenken in dankbarer Erinnerung und mit der Hoffnung, daß sein Streben für des Vaterlandes Größe nicht vergeblich gewesen, und daß seine Schüler sich der Pflicht bewußt sein werden, treu auszuharren in seinem Geiste und fortzuwirken in seinem Sinne."

Meine Herren. In diesen Worten des ersten Bürgers von Berlin spricht sich die Meinung der gesammten Bürgerschaft aus. Und wenn es noch nöthig wäre: diese Worte bezeichneten uns die Stellung, die wir einzunehmen haben in dem Kampfe. Und wenn es dann noch eines Weckerufes bedürfte, dann gedenken Sie nur des Schlachtrufs der Gegner: „Zwischen Diesterweg — diesem, unserem Diesterweg — und den Regulativen ist eine Vermittlung unmöglich; sie beide repräsentiren prinzipielle Gegensätze!"

Und seine Schüler, die sich der Pflicht bewußt sind, treu auszuharren in seinem Geiste und fortzuwirken in seinem Sinne, auf daß sein Streben für des Vaterlandes Größe nicht vergeblich gewesen sei; — sie hauptsächlich sind es, die jetzt die Lehrer zusammenrufen zum 18. allgemeinen Lehrertag; sie hauptsächlich sind es, die unsere Gastfreundschaft beanspruchen für diese Lehrer.

Können wir da noch einen Augenblick zaudern? kann uns die Furcht, uns etwa der herrschenden Richtung mißliebig zu machen, davon abhalten, den Lehrern unsere Freundeshand entgegen zu strecken? — Kleinliche Bedenken, die wie Spreu zerstieben, wenn der wirkliche Ernst des Lebens an uns herantritt; — der wirkliche Ernst des Lebens, dessen ganzer Inhalt einzig und allein das Bewußtsein eines jeden Einzelnen ist! Wie schnellen sie empor, diese kleinlichen Bedenken, die erst so riesengroß erschienen, wenn sich in die andere Schale das Bewußtsein der Pflichterfüllung, die Selbstzufriedenheit legt!

Nein! wer die Wahrheit erkannt hat, wer mit offenen Augen

den Abgrund erblickt hat, vor dem wir durch die heutige Richtung unserer Volkserziehung stehen, der muß beben vor der Zukunft unseres Vaterlandes; für den muß es eine zwingende Nothwendigkeit geworden sein, dieser verderblichen orthodoxen und reaktionairen Richtung mit allen gesetzlichen Mitteln entgegenzutreten.

Oder hätten wir dazu etwa kein Recht?

Fürchte Keiner, deshalb etwa als Umstürzler verschrieen zu werden! Gerade als Preußen von altem Schrot und Korn haben wir diese Verpflichtung; gerade wir sind in diesem Falle die wahrhaft Konservativen! Denn wir wollen etwas Besseres, was wir in Preußen bereits besessen haben, erhalten wissen.

Denn nicht immer war es so in Preußen wie heut.

Nicht immer stand ein Mühler an der Spitze des Kultus-Ministeriums.

Friedrich der Große, er war ja auch ein König von Preußen, erkannte die Nothwendigkeit, wirklich gebildete Lehrer zu haben. Unter ihm entstanden deshalb in Preußen besondere Bildungs-Anstalten für Volksschullehrer, die sogenannten Seminare. Das war zur Zeit des freisinnigen Ministers von Zedlitz und des Domherrn von Rochow. Der letztere bezeichnete es als die Aufgabe der Seminare, die künftigen Lehrer „im richtigen Denken überhaupt und dann im richtigen und zweckmäßigen Lehren" anzuweisen, damit die Lehrerstellen in Preußen nicht länger an „Handwerker und unwissende Bediente" vergeben zu werden brauchten.

Heut erklärt der Schulrath Wantrup, daß es, um Lehrer zu sein, gar keiner Vorbildung bedürfe; daß der erste beste Handwerker sich dazu eigene, wenn er nur drei Jahre lang auf den Knieen recht inbrünstig gebetet habe.

Und in welcher Weise unsere Orthodoxen aus unseren Volksschullehrern Bediente in des Wortes traurigster Bedeutung zu machen suchen, darauf brauche ich Sie gar nicht weiter hinzuweisen.

So ist's heut zu Tage.

Damals war's anders. Da schrieb, 1770 am 11. Juni, Friedrich der Große auf den Rand einer Ministerialeingabe, die sich auf die berühmte Schule zu Kloster Bergen bei Magdeburg bezog:

„Man muß einen Andern in der Stelle haben. Kein Mensch

will jetzo seine Kinder dahin schicken, weil der Kerl ein übertriebener pietistischer Narr ist."

Der „übertriebene pietistische Narr" war der Schuldirector, Abt Hahn. —

Das war vor hundert Jahren.

Oder war Friedrich der Große vielleicht kein König von Preußen?

Und vor 70 Jahren, im Jahre 1799, da sprach das Ober-Konsistorium in Berlin es offiziell aus:

„daß die Schulen als Institute des Staates und nicht als Anstalten einzelner Confessionen zu betrachten" und „daß in den Schulen der Religionsunterricht blos auf die allen kirchlichen Parteien gemeinschaftliche Sittenlehre eingeschränkt, dagegen der spezielle Konfessionsunterricht bloß dem Prediger bei der Vorbereitung der Katechumenen überlassen werde."

Mit Recht bemerkte Wislicenus in der vorher bereits angeführten Broschüre dazu:

„Da haben wir in der Forderung einer kirchlichen Oberbehörde die confessionslose Schule, die heute noch von der schwarzen Seite her als die Aufhebung des Christenthums und aller Religion überhaupt verschrieen wird."

Und soll ich Sie an jene große Zeit erinnern, in der Friedrich Wilhelm III. mit Männern wie Stein, Altenstein, Wilhelm v. Humboldt, Fichte, Schleiermacher, Süvern und Nicolovius an der Wiedererrichtung des zertrümmerten Preußens arbeitete?

Vor 60 Jahren war es, da schrieb der Minister von Stein am 24. Oktober 1808 an die oberste Verwaltungsbehörde in Königsberg:

„am meisten hierbei, wie im Ganzen ist von der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu erwarten. Wird durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jedes Geisteskraft von innen heraus entwickelt und jedes edle Lebensprincip angereizt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden und werden die bisher oft mit größter Gleichgiltigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menschen beruht, sorgfältig gepflegt, so können wir hoffen, ein physisch und moralisch

kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen."

Oder soll ich Sie erinnern an die Königin Louise? oder daran, daß in jener Zeit junge preußische Lehrer zu Pestalozzi, dem Vorbilde Diesterweg's, geschickt wurden?

Genug davon. Es hieße Eulen nach Athen tragen.

Nur das Eine sehen Sie: Wenn Sie die heut in Preußen in Kirche und Schule herrschende Richtung bekämpfen, Sie haben leuchtende Vorbilder!

Und wie dem liberalen Ministerium Altenstein ein reaktionaires Ministerium Eichhorn gefolgt ist, so wird auch dem reaktionairen Ministerium Mühler wieder ein liberales folgen. Aber von selbst, meine Herren, kommt das nicht; dazu, daß das geschehe, dazu muß jeder Einzelne nach Kräften beitragen.

Und hätten wir denn so gar keine Hoffnung das Ziel zu erreichen?

Wenn wir nur wollen.

Denn, um nach den verschiedenen Hinweisen auf frühere Zeiten, auf unsere eigene Zeit zu kommen, — wie könnten wir das, was die Meisten von uns erfüllt, besser ausdrücken, als durch die Worte, mit denen der heutige König von Preußen vor zehn Jahren die Prinz-Regentschaft antrat.

Er sagte damals, am 2. März 1858 in Bezug auf Kirche und Schule:

„Eine der schwierigsten und zugleich zartesten Fragen, die in's Auge gefaßt werden muß, ist die kirchliche, da auf diesem Gebiete in der letzten Zeit viel vergriffen worden ist. Zunächst muß zwischen beiden christlichen Konfessionen eine möglichste Parität obwalten. In beiden Kirchen muß aber mit allem Ernst den Bestrebungen entgegengetreten werden, welche dahin zielen, die Religion zum Deckmantel politischer Bestrebungen zu machen. In der evangelischen Kirche — wir können es nicht leugnen — ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihrer Grundanschauung nicht verträglich ist und sofort in ihrem Gefolge Heuchelei hat. Diese Orthodoxie ist dem segensreichen Wirken der evangelischen Union hinderlich in den Weg getreten und wir sind nahe daran gewesen, sie zerfallen zu sehen. Die Aufrechterhaltung derselben und ihre Weiterbeförderung ist mein fester Wille und Entschluß; mit aller billigen Berücksichti-

gung des konfessionellen Standpunktes, wie dies die dahin einschlagenden Dekrete vorschreiben. Um diese Aufgabe lösen zu können, müssen die Organe zu deren Durchführung sorgfältig gewählt und theilweise gewechselt werden. Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven, wo es nur möglich ist. Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen und dies ist immer in's Auge zu fassen und von äußerem Gebahren und Schaustellungen zu unterscheiden. Nichtsdestoweniger hoffe ich, daß, je höher man im Staate steht, man auch das Beispiel des Kirchenbesuchs geben wird. — Der katholischen Kirche sind ihre Rechte verfassungsmäßig festgestellt. Uebergriffe über diese hinaus sind nicht zu dulden. — Das Unterrichtswesen muß in dem Bewußtsein geleitet werden, daß Preußen durch seine höheren Lehranstalten an der Spitze der geistigen Intelligenz stehen soll und durch seine Schulen die den verschiedenen Klassen der Bevölkerung nöthige Bildung gewähre, ohne diese Klassen über ihre Sphäre zu erheben. Größere Mittel werden hierzu nöthig werden."

Ein lichter, herzerwärmender Sonnenstrahl war es, der mit diesen Worten bei Beginn der neuen Aera in die Gemüther fiel!

„Preußen an der Spitze der geistigen Intelligenz!" Wie heimelte uns das an, ein glänzendes Bild vergangener Tage; „Größere Mittel für die Schule!" — wie ist auch das heut noch unser Aller frommer Wunsch!

Aber die Zeit ist schlecht dazu angethan. Die Richtung der heutigen europäischen Kulturstaaten geht dahin, gegenseitig sich in stehenden Heeren und Rüstungen zu überbieten, und so einen bewaffneten Frieden herbeizuführen, der auf die Dauer verderblicher wird, als der Krieg selber. Der ganze menschliche Geist ist gerichtet auf Zerstörungsmittel. Eine Erfindung überbietet die andere. Heut werden Millionen verwandt, um das Roheisen in irgend welch' fein ausgedachtes Kriegswerkzeug zu verwandeln; morgen sind sie entwerthet, verschleudert; denn eine neue Erfindung hat die gestern noch bewunderte schon wieder in's alte Eisen zurückgeworfen. Zu diesen Zwecken ist bei unserer heutigen Geistesrichtung Geld vorhanden, muß Geld vorhanden sein, „heidenmäßig viel Geld".

Die Lehrer aber können warten; bei uns wie in Frankreich.

Ist doch dort kürzlich wieder im gesetzgebenden Körper ein Antrag, die Pension der Volksschullehrer nach 40jähriger Dienstzeit auf 133 Thlr. jährlich zu bringen, abgelehnt worden. Jetzt haben sie durchschnittlich 35 Thlr. jährlich Pension.

Und bei uns ist's nicht anders. Denn wenn auch mit noch so großem Eklat fortwährend auf die vielleicht ein paar mal hunderttausend Thaler hingewiesen wird, die im Laufe der Jahre in Preußen mehr als früher für die Lehrer ausgegeben worden sind, so kann man sich doch leicht herausrechnen, daß davon nur ein paar Thaler und Groschen jährlich auf den einzelnen Lehrer kommen; ja daß, wenn man bedenkt, daß die Lehrer inzwischen zu Steuern herangezogen sind, von denen sie früher befreit waren, der einzelne Lehrer sich jetzt nur um ein paar Groschen und Pfennige jährlich besser — oder vielmehr: weniger schlecht — steht als früher. Und was sonst etwa geschehen ist, das ist nicht vom Staate ausgegangen: — der hat jetzt andere Aufgaben; — das haben die Gemeinden aufgebracht.

Dennoch aber sprechen Minister und Abgeordnete fortwährend von den „berechtigten Forderungen" der Lehrer. Sie erkennen wenigstens die Nothwendigkeit, die Volksschullehrer besser zu stellen. Nur wissen sie, bei den ungeheuren Ansprüchen des Militair-Etats nicht, woher die Mittel dazu nehmen.

Anders unsere Gegner. Sie machen kein Hehl daraus, daß sie für ihre Zwecke „arme Lehrer" brauchen. Ja, bei ihnen gesellt sich zu diesem Bekenntniß noch der blutige Hohn eines Herrn von Waldaw-Steinhövel, der, ehe er Geld für die Lehrer bewilligt, erst eine „verhungerte" — nicht doch, der edle Herr verbessert sich in glücklichster Weise — erst eine „verhungernde Lehrer-Wittwe sehen will.

Kennt Herr von Waldaw-Steinhövel nicht die Lage der meisten preußischen Dorfschullehrer, mit denen kein Tagelöhner in den Städten tauschen würde? Weiß Herr von Waldaw-Steinhövel wirklich nicht, daß es in Preußen 70—80jährige Lehrer-Wittwen giebt, ohne einen Pfennig Vermögen, ohne einen Pfennig Pension, die sich, um ihr kümmerliches Dasein zu fristen, noch als Magd verdingen müssen? Weiß Herr von Waldaw-Steinhövel das nicht? oder will er es nicht wissen? oder findet er das so in der Ordnung?

„Arme Lehrer sind die vorzüglichsten Werkzeuge jeder Reaktion und aller Pfaffheit.“

Zu diesem Resultat gelangt Eduard Sack in seinem „Wegweiser.“ Ich muß es mir leider versagen, hier näher auf den betreffenden Artikel einzugehen; will Sie dafür aber männiglich auffordern, auf den „Wegweiser“ von Sack zu abonniren. Die 16¼ Sgr. die er vierteljährlich kostet, die machen sich reichlich bezahlt.

Sack, indem er hinweist auf das geringe Einkommen eines preußischen Volksschullehrers, das ihm ein menschenwürdiges Dasein zu führen nicht gestattet; das jeden fähigen, jungen Menschen von vornherein abschreckt; das einen anregenden geselligen Umgang mit anderen gebildeteren Kreisen ausschließt; das den Lehrer zu Nebenbeschäftigungen zwingt; ja, das selbst bei der Wahl eines Weibes die entscheidende Stimme abgiebt; und das den Lehrer zum abhängigsten Werkzeug seiner Vorgesetzten macht, bei Petitionen, bei Adressen, bei Wahlen; das ihn zum Miethling und Augendiener erniedrigt, — denn: wem es schlecht geht, der wird schlecht! — — — Sack kommt zu dem Resultat, daß eine zeitgemäße Entwicklung unsrer Volksbildung erst dann möglich werde, wenn die Magen-Frage der Lehrer gelöst sei.

„Ich hatte 7 Gründe, die mich zwangen, gegen meine Ueberzeugung zu stimmen,“ sagte jener Wähler, „das waren meine 7 hungernden Kinder.“

So liegt es denn im Interesse der herrschenden Richtung, die Lehrer so schlecht besoldet zu belassen, wie nur möglich. Sie sind dann um so abhängiger.

Und in diesem Sinne gestaltet sich zum bittersten Hohn der Schlußsatz der Regulative, wo die Hoffnung ausgesprochen wird, daß „fromme, treue, verständige, dem Leben des Volkes nahestehende Lehrer, Lust, Beruf und Befähigung haben werden, sich in Selbstverleugnung und um Gottes willen der heranwachsenden Jugend in Liebe anzunehmen.“

„In Selbstverleugnung und um Gottes willen!“

Was wir erstreben, das ist: mit Selbstbewußtsein und gegen eine gute, anständige Bezahlung!

Denn noch einmal: Arme Lehrer sind die vorzüglichsten Werkzeuge jeder Reaktion und aller Pfaffheit; und gut bezahlte, unabhängige Lehrer das festeste Bollwerk gegen dieselben.

Ich glaube, man braucht sich nur einmal diese Wechselwirkung klar gemacht zu haben, um diese Wichtigkeit der Magen-Frage nie wieder zu verkennen.

Bis jetzt freilich liegt's damit noch im Argen. Bis jetzt fehlt uns im Großen, Ganzen noch immer recht sehr das richtige Verständniß für die ungeheure Bedeutung der Schule. — Was haben wir denn in unseren politischen und unseren Bildungs-Vereinen, was haben wir denn in unserem Abgeordnetenhause gethan für die Schule? Den Sternen sind wir nachgejagt, und den Boden unter den Füßen haben wir verloren!

Sehen wir es denn nicht wieder an der schmachvollen Lauheit, mit der das Volk jetzt den Verein für die Freiheit der Schule unterstützt, der es sich zum Ziel gesetzt hat, die Schule zu befreien von dem unwürdigen Druck der Orthodoxie, und zu diesem Zweck mit der Begründung confessionsloser Schulen vorgehen will? — Ganz zu schweigen von jenen falschen Freunden, die mit „frevelhafter Leichtfertigkeit" um sich werfen, und sich selbst, und „frevelhaft leichtfertig" dazu die Partei, der sie bisher angehörten, dadurch nur bloßstellen.

Sehen wir es denn nicht wieder an dieser beschränkten Anschauungsweise von sonst gewiß tüchtigen Männern, die den Beitritt zum Verein für die Freiheit der Schule ablehnen, „um — wie sie sagen — ihre Kräfte nicht zu zersplittern, und mit ganzer Kraft politisch auf die Gesetzgebung einwirken zu können."

Das Eine thun; aber das Andere nicht lassen!

Denn was nützen uns alle Vereine, von denen nach dem Vereinsgesetz Schüler und Lehrlinge ausgeschlossen sind, wenn wir die Schule in den Händen unserer Gegner lassen?

Was nützen uns all' unsere Bestrebungen, uns selbst, die Erwachsenen, gegenseitig aufzuklären und zu veredeln; was nützt uns unsere gesammte verbessernde Thätigkeit in der Gegenwart, wenn uns aus solcher Schule heraus Jahr für Jahr in der heranwachsenden Generation, durch Unwissenheit und Gleichgültigkeit, neue Feinde erstehen? Eine tausendköpfige Hydra, die sich immer und immer erneut!

Wer die Schule besitzt, der besitzt die Zukunft.

Und diese Jugend, unsere eigene Jugend, die wir in einem uns feindlichen Sinne erziehen lassen; sie wird einst den Ton angeben; sie wird zu entscheiden haben; sie wird den Stab über uns brechen.

Schon mancher Freigeist ist gestorben, und seine Kinder haben eine Messe lesen lassen für sein Seelenheil.

Sehen Sie sich doch die heranwachsende Jugend an, in Stadt und Land, wess' Geistes Kind sie ist. Beobachten Sie doch diese jungen Leute in ihren Vergnügungen, wie sie in krankhaftester Blasirtheit der Zote entgegen wiehern; — lauschen Sie doch dem Inhalt ihrer Gespräche, — — und sie werden entsetzt sein von der trostlosen Leere, die sich vor Ihren Blicken aufthut!

Mit einem Bibelwort möchte man ausrufen: Wahrlich, ich sage Euch, wenn das noch eine Weile so fortgeht, so braucht Ihr nicht mehr zu fragen: „Was fangen wir mit dieser Jugend an?" — sondern Ihr werdet fragen müssen: „Was wird diese Jugend mit uns anfangen?"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Soll ich noch ein Wort verlieren über den praktischen Werth der Schule?

Soll ich Ihnen vorrechnen, daß jeder Thaler, den wir mehr für die Schule ausgeben, mit Zins und Zinseszins erspart werden kann an dem uns erdrückenden Militairbudget? — Denn wenn zur Erlernung dessen, was der gebildete einjährig Freiwillige in einem Jahre zu erlernen vermag, für die große Masse eine dreijährige Dienstzeit dringend nothwendig ist; — wäre es da nicht besser, die große Masse selbst auf den Standpunkt der einjährig Freiwilligen zu erheben? Wäre es nicht für uns Alle besser, statt den Einzelnen zwei Jahre länger bei den Fahnen zu halten, und ihn, den Erwachsenen, bereits Erwerbsfähigen, auf Kosten des Landes zu ernähren; — wäre es nicht besser, ihn vorher, in seiner Jugend, wo er noch nicht erwerbsfähig ist, zwei Jahre länger eine tüchtige Schule besuchen zu lassen? — — —

Und soll ich Sie weiter darauf hinweisen, daß jeder Thaler, den wir für die Schule mehr ausgeben, mit Zins und Zinseszins wieder erspart wird am Bau und an den Unterhaltungskosten von Gefängnissen und Zuchthäusern? —

Und soll ich Sie darauf aufmerksam machen, daß nur durch Hebung der Schule die Lösung der sozialen Frage herbeizuführen ist? Daß durch erhöhte Bildung die Leistungsfähigkeit des Einzelnen Hand in Hand gesteigert wird mit seinen Ansprüchen an ein menschenwürdiges Dasein. Daß also jeder Thaler, den wir mehr für die Schule ausgeben,

eine Versicherungsprämie ist gegen die Erschütterungen der großen sozialen Umwälzung, die uns Allen bevorsteht. — —

Es wäre verlorene Müh': denn Alle, die diese hier flüchtig angedeuteten Gedanken logisch durchdenken, müssen zu dem gleichen Resultat kommen.

Deshalb immer und immer wieder:

Die Schule, die Schule, und nochmals die Schule!

Und um wieder mit Eduard Sack zu reden: „Das Dorfschulmeisterlein ist der wichtigste Träger unserer sozial-politischen Entwickelung."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und nun zurück zu uns und unseren Pflichten.

Der allgemeine deutsche Lehrertag steht vor der Thür. Jahrelang war es den preußischen Lehrern Seitens der Regierung verboten, Theil zu nehmen an diesen Versammlungen. Jetzt, nachdem der Druck der öffentlichen Meinung zur Aufhebung dieses Verbots geführt hatte, ist es den Lehrern sogar möglich geworden, hier in Berlin zusammen zu kommen.

Freilich sind es gerade wieder, — während Privat-Eisenbahnen und österreichische, bairische, sächsische u. s. w. Staats-Eisenbahnen eine Fahrpreis-Ermäßigung haben eintreten lassen — die preußischen Staats-Eisenbahnen, welche eine solche nachgesuchte Preis-Ermäßigung nicht bewilligt haben.

An uns aber ergeht jetzt der Ruf, die Lehrer freundlich aufzunehmen; ihnen da, wo es irgend möglich ist, Freiquartiere zu gewähren; und wo nicht, sie mit Reisegeld zu unterstützen.

Schon vor 5 Wochen brachte die „Zukunft" einen dahin zielenden Aufruf. In demselben heißt es:

„Die Stadt selbst hat der Gesammtheit die Turnhalle zum Domicil angewiesen, nun sorge die Bürgerschaft dafür, daß den Einzelnen ein gastliches Obdach sich biete. Freiquartiere — der Volksschullehrer aus der Provinz macht keine allzugroßen Ansprüche. Und welche dauernde, tiefdringende Wechselwirkung von Eindrücken mag sich aus dieser Gastfreundschaft entwickeln! Der Lehrer, dessen Lebenslauf bisher vielleicht nur zwischen der Dorfheimath, der Abrichtung beim Superintendenten, der Seminarzelle und der Rückkehr in die Dorfschulstube sich bewegt hat — welche neue Lebensanschauung muß ihm im behäbigen Berliner Bürgerkreise aufgehn; wie müssen die todten Worte, die er hier

und da wohl gehört und gelesen, von Errungenschaften der Civilisation, von dem Segen des socialen Fortschritts und dergleichen, da erst für ihn Fleisch und Blut gewinnen; wie können diese paar Tage, wenn eine wohlwollende Gastfreundeshand sie zu verschönern weiß mit den Genüssen der Kunst und Wissenschaft, des gesellig veredelten und des politisch bewußten Verkehrs, wie sie hier zur täglichen Gewohnheit gehören, — wie können, so sagen wir, diese paar Tage den Keim legen für ein innerlichst verändertes, gehobenes Sein des ganzen künftigen Menschen, und nicht nur seiner allein, sondern fortwirkend auch seiner Schüler! Anderseits, welchen Einblick, welches herzliche Verständniß kann die kurze Genossenschaft in dem Berliner erwecken für Zustände der Provinz, die ihm bisher unklar, gleichgiltig waren und die er doch so mächtig in Rechnung zu ziehen hat, wenn er über die schwache Entwicklung und Rückschläge im politischen Leben des ganzen Staates zu klagen hat.

Freiquartier also und da, wo der Wille gut ist, die Gelegenheit aber schlecht, freiwillige Spenden an das hiesige Localcomité, damit es für Obdach sorge und im Stande sei, auch Reise-Unterstützungen zu gewähren!

Das hat Berlin zu thun."

So die „Zukunft."

Und Berlin? — Wird Berlin, das in so hochherziger Weise seinen aus dem Felde heimkehrenden Kriegern entgegen ging; wird es seinen Lehrern, diesen geistigen Kämpfern, die ebenfalls unter Hunger und Entbehrung Tag für Tag vor dem Feinde stehen, mit weniger warmem Herzen, mit weniger offenen Armen entgegen kommen?

Das wäre ein verhängnißvoller Fehler!

Denn wenn die Bürgerschaft den Lehrern gastfreundlich entgegenkommt, so ist die Wahl Berlins zum Ort der diesjährigen Lehrer-Versammlung die glücklichste, die folgeschwerste.

Die bisherigen Lehrer-Versammlungen fanden in verhältnißmäßig kleineren Städten statt; die letzte in Cassel. Da vermochten die Lehrer sich auch außerhalb ihres Versammlungssaales wiederzufinden und zu erkennen; — da athmeten sie überall dieselbe Luft, da begegneten sie überall demselben Geiste, der ihre gemeinschaftlichen Versammlungen erfüllt hatte.

Wie anders hier in Berlin!

Wenn hier der Lehrer, gehoben und gestählt durch das Bewußtsein des Zusammenwirkens und Zusammenstrebens mit so vielen Genossen; noch erfüllt, noch getragen von der durchgeistigten Luft, die in seinen Versammlungen wehte — heraustritt und sich selbst verliert in dem Menschengewühl, das über ihm zusammenschlägt; — — und wenn dann ringsum nichts als Gleichgültigkeit und Unverständniß ihm entgegenstarrt, — welch' tief entmuthigenden Eindruck muß das auf ihn machen! Wie müssen die guten Vorsätze, die er soeben erst gefaßt, schwinden vor der traurigen Ueberzeugung, daß all' sein hohes Streben, all' sein besseres Wollen vergeblich ist gegenüber der Gleichgültigkeit der Massen!

Und wie anders wieder, wenn er von treuer Freundeshand geleitet, überall demselben Geist begegnet, der ihn in seinen Versammlungen erfüllt; wenn er in gebildeten Bürgerkreisen Fleisch und Blut werden sieht all' das, wovon er in seinem Dorfkämmerlein heimlich geträumt hat. Wie müssen die guten Eindrücke sich da befestigen, wie haben die guten Vorsätze da Zeit und Gelegenheit, Wurzel zu fassen, zu wachsen und zu gedeihen, daß sie nie wieder vernichtet werden können!

Ein Anderer ist er gekommen; ein Anderer geht er wieder.

Denn man mag machen, was man will: Man ist immer erfüllt von der Luft, die man athmet.

Und darum handelt es sich hier. Es gilt eine Saat zu säen, die tausendfältige Frucht trägt. Es gilt für jeden Einzelnen, der nur irgendwie dazu im Stande ist, oder nur irgendwie etwas — und sei es noch so gering — dazu beitragen kann, der Reaktion und Orthodoxie einen Lehrer abzuringen. Einen Lehrer, der die Eindrücke, die er hier empfangen hat, und die bei ihm Wurzel gefaßt haben, weiter verpflanzt in tausend und aber tausend junge Herzen.

Freilich ist das einmal etwas Anderes, als Resolutionen fassen und Petitionen beschließen.

Aber kann Sie diese Aufgabe nicht reizen?

Und ist in diesem Sinne die Aufnahme eines Lehrers nicht eine That? Eine That, die, wenn Sie dereinst Ihr müdes Auge schließen und zurückblicken auf Ihr Leben und auf all' die tausend Erbärmlichkeiten, — eine That, die dann gewiß nicht zu den schlechtesten gehört. „Ich habe einen Lehrer bei mir aufgenommen

und mit allen Mitteln, nach bestem Können und Wissen, auf ihn einzuwirken gesucht."

Fichte sagt in seiner Rede an seine Zuhörer am 19. Februar 1813, zur Zeit, als Preußen sich gegen die Fremdherrschaft erhob:

„Wer einen einzigen lichten, thatbegründenden Gedanken in der Menschheit einheimisch macht, thut dem Feinde (dem Bösen) größeren Schaden, als ob er hunderttausend Feinde erschlüge: denn er verhindert Millionen, daß sie auf eine gewisse Weise gar nicht feindlich werden können."

In diesem Sinne fordere ich Sie auf, einen Lehrer gastfreundlich auf ein paar Tage bei sich aufzunehmen, auf ihn einzuwirken im Sinne unserer Zeit, und in jeder Weise: — all' das, was Sie selbst an Rechtssinn und Freiheitsbedürfniß in der eigenen Brust tragen, in seine Seele zu verpflanzen, und so aus dem Lehrer unserer Jugend einen Mann zu machen, der ein Verständniß bekommen hat für unsere Bestrebungen, und der erfüllt ist vom Geiste unserer Zeit.

Lassen Sie alle kleinlichen Bedenken bei Seite. Zeichnen Sie Freiquartiere, wer immer es kann; und wer kein Quartier geben kann: einen Geldbeitrag. Trete Jeder, der einen Platz in seinem Hause hat für einen Lehrer, heut Abend vor seine Frau und sage: „Mutter, Du bekommst zu Pfingsten einen Gast." Und wenn seine Frau, überrascht, nicht wissen sollte, wieso und warum, oder Einreden machte, — — wenn ein klein wenig von dem Geiste ihn dann erfüllt, der jetzt hier weht, — dann wird er sie bald überzeugt haben, und liebevoll wird sie dem Gast entgegen gehen.

Sie thut es ja für ihre eigenen Kinder!

Darum: zeichnen Sie! zeichnen Sie!

Oder sollte vielleicht der Eine oder der Andere sich morgen schämen, heute besser gewesen zu sein als gewöhnlich?

## Eine Recension von Wolfgang Menzel.

„Hängt die Karrikatur doch niedriger!
Die Leute können sie ja nicht sehen."
Der alte Fritz.

Wolfgang Menzel, des von Ludwig Boerne her bekannten „Franzosenfressers", zu Stuttgart erscheinendes „Literaturblatt" Nr. 52. vom 30. Juni 1869 enthielt, — nein: die ganze Nummer bestand aus folgendem Artikel:

Schulwesen.

Die Schule — die Schule und nochmals die Schule! Ein Vortrag von William Spindler. Zweite Auflage. Berlin, Rubenow, 1869.

Auf dem Umschlag lesen wir, die erste Auflage von 6000 Exemplaren sey binnen acht Tagen vollständig vergriffen worden. Man glaubt die Trompetenstöße eines Hanswurst auf dem Jahrmarkt zu hören, was sehr wenig für den Ernst der Schule paßt. Da jedoch diese kleine Schrift gerade in ihrer dummen Prahlerei, Schulmeistershoffahrt und Geschmacklosigkeit der adäquate Ausdruck des Diesterwegianismus ist, der in Deutschland noch immer so gewaltig spuckt und auch auf der letzten allgemeinen Lehrerversammlung in Berlin gespuckt hat, nehmen wir davon Anlaß, wieder einmal auch unsern Protest gegen den Schuldämon zu erneuern, von dem leider so viele Leute in Deutschland besessen sind.

Der Herr William — warum nennt er sich denn auf deutschem Boden nicht Wilhelm? — preist auf S. 7 mit richtigem Instinkt das Ministerium Altenstein. Denn es ist ganz richtig, daß dieser preußische Unterrichtsminister v. Altenstein den Wein eingeschenkt hat, von dem die Schulmeister so trunken geworden sind. Aber das sagt dem guten William sein Instinkt nicht, was denn eigentlich der Minister Altenstein mit all seinem schulmeisterlichen Hokus Pokus gewollt und bezweckt und wozu er die Hegelei und den Diesterwegianismus so sehr gehätschelt hat? Wir

wollen es ihm sagen, denn wir haben dieses ganze Spectakelstück der Weltgeschichte erlebt und von Anfang an scharf beobachtet.

Nachdem in Preußen die trefflich construirte Regierungsmaschine des großen Friedrich und vor allem sein herrliches Heer vernachlässigt und verderbt, nachdem der Schlag von Jena gefallen und Preußen sieben Jahre lang vom übermüthigsten und schamlosesten Feinde ausgeplündert und jede Art von Noth und Schande über das preußische Volk gekommen war, wurde dieses edle Volk von Zorn und Scham so tief ergriffen, daß es freudig sein Alles um den Wiedergewinn seiner Ehre einsetzte. Es zwang den schon halb an Frankreich ergebenen Minister Hardenberg, Frankreich den Krieg zu erklären, und stand plötzlich da als ein unüberwindliches Volk in Waffen, wie keines je aus so tiefer Noth und Schmach so herrlich und ausdauernd, todesmuthig, unbezwinglich je hervorgetreten ist. Indem es seine ganze Stärke fühlte und in den siegreichen Schlachten erprobte, begriff es auch sogleich, daß es berufen sey, nicht nur einen deutschen Sonderstaat, sondern das ganze Deutschland zu befreien. Die Hoffnung einer Wiedergeburt Deutschlands, nicht blos Preußens allein, bewegte damals alle Herzen in den preußischen Heerlagern.

Man sang damals nicht: Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben? sondern: Was ist des Deutschen Vaterland? Auch sagte damals jedem das natürliche Gefühl, alles Unheil, alle Schmach Deutschlands rühre von der Verwelschung, von der fremden Mode und Sitte, von dem fremden Unglauben, der frivolen Religionsspötterei her, die von den deutschen Höfen und Universitäten aus die einst so edle deutsche Nation vergiftet habe. Daher die Rückkehr zur Frömmigkeit in jenen glorreichen Tagen der Begeisterung für das Vaterland. Daher die geistlichen Lieder, welche die preußischen Soldaten auf den noch von Blut rauchenden Schlachtfeldern sangen.

Nachdem der Sieg mit den ungeheuersten Opfern endlich errungen war und man die kampfmüden Truppen größtentheils wieder entlassen konnte, gewann auch Hardenberg seinen unheilvollen Einfluß wieder und es erfolgte, wovor Blücher gewarnt hatte, indem er als Sieger in Paris den Becher ergriff und ausrief: Mögen die Diplomaten mit ihren Federn nicht wieder verderben, was wir mit den Schwertern gut gemacht haben! Es wurde verdorben. Nie erlebte das deutsche Volk,

nachdem es sich so lange für seine Fürsten aufgeopfert und einen so herrlichen Sieg errungen hatte, einen schmählicheren Undank. Das besiegte Frankreich wurde geschont, das siegreiche deutsche Volk mit der neuen Bundesverfassung beschenkt, die seine Zerrissenheit unter der Vormundschaft fremder Mächte verewigen sollte.

Nachdem der damalige König von Preußen sich hauptsächlich durch die Treulosigkeit Rußlands, das ihm Sachsen versprach, und und von dem es nachher doch im Stich gelassen wurde, und durch Hardenberg so lange zu Nachgiebigkeiten hatte verführen lassen, bis er nicht mehr zurück konnte, unterwarf er sich vollends ganz dem russisch-österreichischen Willen, sanctionirte die Karlsbader Beschlüsse, durch welche der Patriotismus von 1813 in die Acht erklärt und das „ein Deutscher seyn wollen" zum Verbrechen gestempelt wurde. Es war aber nicht ganz leicht, in Preußen, von wo die patriotische Begeisterung ausgegangen war, durch ein bloßes Commandowort eine so tiefe und durchgängige Umänderung der Gesinnungen zu bewirken, namentlich bei der gebildeten Jugend auf den Universitäten, die noch immer voll Begeisterung war. Daher man auf ein neues System, auf eine neue Blendung der leicht empfänglichen Jugend dachte, um ihr die Gesinnung von 1813, die Begeisterung für das Vaterland aus dem Herzen zu reißen und das christlich-deutsche Programm der allgemeinen Burschenschaft zu eskamotiren. Das wurde die Hauptaufgabe des Cultminister v. Altenstein. Das Mittel einer großartigen Verblendung aber, welches er anwandte, war die Fiction, Preußen sey die personificirte Intelligenz, hier wisse man alles, hier übertreffe man an wissenschaftlicher Bildung bei weitem alle anderen Nationen. Hier in der Glorie der Schule, Wissenschaft, Literatur habe man das höchste schon erreicht und es sey lächerlich, wenn man, anstatt sich ganz in das Bewußtseyn und den Stolz dieser höchsten Intelligenz einzuwiegen, noch etwas anderes wolle. Was denn? das deutsche Vaterland? Dummheit! Die höchste Geistesblüthe der Menschheit wächst über alle Nationalitäten hinaus. Nationalität ist nur thierische Race, Patriotismus nur ein thierischer Trieb des Blutes, eine Tugend, die nur Barbaren zukommt. Was anderes sollte man noch suchen, was man nicht schon hätte? Gott? Dummheit! Wir Menschen selbst und allein sind Gott. Gott wird sich seiner selbst nur in uns Menschengeistern bewußt und seine Intelligenz schreitet nur mit der unsern fort. Nur wenn man die

Menschwerdung Gottes in diesem Sinne versteht, kann man sie gelten lassen. Die Confession ist ein längst überwundener Standpunkt, ihre Superstition soll daher durch Union wenigstens neutralisirt werden. Wer sich aber dennoch an eine Confession anklammern will, wird als Rebell gegen den Staat unschädlich gemacht, wenn er gleich nur ein bedauerlicher, in der Bildung zurückgebliebener Schwachkopf ist.

Mit diesem Programm pflanzte Altenstein, nachdem die Karlsbader Beschlüsse und die Mainzer Untersuchungscommission schon allen christlich-deutschen Geist der Befreiungskriege weggefegt hatten, den preußischen Universitäten einen neuen Geist ein und erhob Berlin zur Metropole der Intelligenz, zum neuen Mekka der Wissenschaft, wo sich die deutsche Jugend mit den Gaben und dem unsäglichen Stolze des neuen Geistes Anstellungen und Gnaden holen sollte, während die armen deutschen Patrioten in der Verbannung lebten oder in Kerkern schmachteten. Das ganze Zauberstückchen bestand darin, daß der macedonische Charakter der Monarchie in den atheniensischen, das martialische Preußenthum in ein akademisches, der rocher de bronze in Makulatur verwandelt wurde.

Die Männer, deren sich Altenstein zur Durchführung seines Programms bediente und von deren Gutachten die Besetzung aller Lehrämter abhing, waren folgende. Zuerst der berühmte Alexander von Humboldt, Mitglied der französischen Akademie, der alle seine Werke nur französisch schrieb, schon 1814 bei der ersten Eroberung von Paris den König überredet hatte, alle von den Franzosen aus Deutschland geraubten Kunstwerke nicht zurückzufordern, sondern den Franzosen zu lassen, und jetzt als Liebling und Vertrauter des Königs in Berlin nicht nur die Akademie ganz nach seinem Willen lenkte, sondern auch sonst jede Anstellung durchsetzen oder hintertreiben konnte, und doch fast täglich mit dem unendlich suffisanten Varnhagen im Hause reicher Jüdinnen, die ihn anbeteten und mit Delikatessen fütterten, über seinen gnädigen König spottete und hohnlachte. Derselbe große Humboldt kannte keinen Gott in der Natur und glaubte an keinen Schöpfer. Sofern er die Natur für etwas hielt, das von selber entstanden sey, und Bewunderung nur für die Naturforscher in Anspruch nahm, die immer Neues in der Natur auffanden, er selbst aber für den größten Naturforscher gehalten wurde, scheint es, er habe den Schöpfer nur eskamotiren

wollen, um sich statt seiner anbeten lassen. Kurz er wollte von keiner Pflicht weder gegen das Vaterland, noch gegen Gott etwas wissen.

Der zweite Handlanger Altensteins war Hegel, der Philosoph, der den Trumpf auswarf, die Studenten in Berlin würden durch Anhörung seiner Vorlesungen zu Göttern und wären von da an über alle Menschen hoch erhaben. In der That ein überraschender Coup. Daß die Aussicht, ein Gott zu werden, für viele dumme Jungen etwas außerordentlich Anziehendes hatte, ist leicht begreiflich. Es verband sich aber damit auch noch die irdische Aussicht, schnell zu einer Anstellung im Staate zu gelangen, wenn man Hegel gehört hatte und für ihn begeistert war, oder sich wenigstens für ihn begeistert stellte. Denn weder Theologen, noch Juristen, noch Studenten der philosophischen Fakultät hatten Aussicht auf Beförderung, wenn sie nicht Anhänger Hegels waren, und solche Anhänger wurden massenhaft auf allen Universitäten und Gymnasien angestellt, um den Geist Hegels so schnell und weit als möglich zu verbreiten. Nur die Regierung trifft dabei die Schuld. Unter andern Umständen würde Hegel mit seiner verrückten Selbstvergötterungslehre von der Regierung abgewiesen und von den Studenten selbst verlacht worden seyn. Sofern aber Altenstein ihn zu seinem politischen Zwecke benutzte, ihn daher hochstellte, auf alle Art begünstigte und gewissermaßen mit der Autorität der Regierung selbst umkleidete, ja selbst Theologen und einige der ersten Würdenträger der unirten Kirche Hegelianer wurden, war es kein Wunder, daß auch die Studenten an ihn glaubten und in dem ungeheuren Hochmuth von akademischen Prätorianern schwelgten.

Das dritte Werkzeug Altensteins war Professor Lachmann, dessen Stimme bei Ernennungen für die philologischen Fächer entschied. Ihm lag es ob, den Geist durch den Buchstaben zu tödten. Indem er aber die sogen. exacte Wissenschaftlichkeit und „reinliche Forschung" zum alleinigen Kriterium machte, verstand er darunter nur die Sylbenstecherei, das Herumklauben an der Schaale, das Federlesen und die Kümmelspalterei, das Vergessenmachen der Hauptsache über Nebensachen, das stupide oder auch absichtliche Verleugnen des Geistes, des wesentlichen Inhalts und der Bedeutung alter Sprachdenkmale. Sofern damals bei der studirenden Jugend die Freude an den altdeutschen Dichtungen und sonderlich an den Nibelungen mit der patriotischen Begeisterung Hand in

Hand ging, machte es sich Lachmann zu einer Hauptaufgabe, diese Begeisterung lahm zu legen, indem er das herrliche Lied, unser ehrwürdiges Nationalepos, für eine bloße Zusammenstoppelung von Bänkelsängerliedern erklärte. Sein Pedantismus war kein unschuldiger gelehrter Zopf, sondern diente einer schlechten Politik und pflanzte sich leider auf zahlreiche, allein von ihm begünstigte Schüler fort, so daß heute noch seine Manier, an der Schaale herumzuklauben und den Kern zu vergessen, fortlebt, wovon wir in Nr. 49 und 50 unserer diesjährigen Blätter ein schlagendes Beispiel kennen gelernt haben. Mit diesem philologischen Pedantismus verband sich, wie bei dem Anhang Humboldts und Hegels, ein ungeheurer Schulhochmuth, ein unberechtigtes Herabsehen auf alle andern Disciplinen und Schulen, jene Arroganz und Berliner Windbeutelei, die als eine der vielen Karicaturen der Restaurationsperiode sprüchwörtlich geworden ist und bei allen vernünftigen Leuten die Verachtung gefunden hat, die ihr von Anfang an gebührte.

Der vierte Handlanger Altensteins war Diesterweg, der Generalschulmeister in Preußen, der das ganze Volksschulwesen unter sich bekam. Altenstein schien mit diesem Diesterweg nur ganz unbefangen das Wirken Pestalozzis und Fichtes, die damals schon in Achtung standen, fortsetzen zu wollen. Allein der Zweck war ein ganz anderer, nämlich ein politischer. Auch die Dorfschulmeister sollten durch den Unterricht, welchen sie in den Schulseminarien empfingen, mit einem unendlichen Wissenshochmuth erfüllt werden, um ihre christlichen und patriotischen Gefühle auszutilgen. Hohe Menschheitsideale, hieß es, sollten sie aus den dummen Bauernjungen herausbilden und nicht mehr Christen aus ihnen machen wollen, weil das Christenthum ein längst überwundener Standpunkt, eine durch das Licht der Schule überwundene Finsterniß sey, und noch viel weniger sollte die Dorfschule gezwungen werden, nur wieder einfach dumme deutsche Bauern heranziehen zu wollen. Nein, ideale Weltbürger, hochgebildete, vortreffliche Menschen, Muster der Vollkommenheit müßten aus jedem Bauernkinde herausgekünstelt werden. Daher auch der grimmige Haß, welchen Diesterweg auf die Kirche warf, sofern sie immer noch die Schule beeinflussen wollte. Daher auch seine Gier, Bibel und Katechismus aus der Schule hinauszuwerfen. Und das alles stand im genauen Zusammenhange mit der grausamen Verfolgung der Altlutheraner

und mit den raffinirten Verleumdungen, die auf die armen Pietisten gehäuft wurden.

Man kann nicht in Abrede stellen, daß es dem Minister von Altenstein während seiner langen Regierung vortrefflich gelungen ist, seinen Zweck zu erreichen und in die preußische Jugend einen Geist einzupflanzen, der von dem frommen und patriotischen Geist der Freiheitskriege himmelweit verschieden war. Unser guter Sir William scheint freilich von der ganzen Politik jener Restaurationsperiode nichts zu wissen, noch zu ahnen, glaubt immer noch Gold anzubeten und merkt nicht, daß es nur Koth war.

Wir dürfen indeß auch nicht verschweigen, daß auch der patriotischen und frommen Partei damals mancherlei Mängel und Fehler anklebten. Nichts kam den Planen Altensteins mehr zu Statten, als z. B. die Geschmacklosigkeit des alten Jahn, sein geistloses sogen. deutsches Volksthum, seine plumpen Sprachreinigungsversuche, überhaupt sein polternder Biedermannston, desgleichen die Kannibalengesänge, die einige Ueberschwängliche in die Turnliederbücher einschwärzten. Nicht minder kam den Altensteinischen Planen mancherlei pietistische Geschmacklosigkeit zu Statten, wodurch sich die Frommen lächerlich machten. Am meisten aber versündigte sich diese fromme Partei durch ihre Hinneigung zu Rußland. Nie durften sie als Deutsche dem Czaaren hofiren und noch weniger als Lutheraner in einem Augenblick, in welchem der Czaar ihre Glaubensbrüder in Livland unterdrückte.

Altenstein hat das Werk, welches König Wilhelm seit seinem Regierungsantritt begonnen, ihm ungemein erschwert, denn es ist kein Zweifel, der ganze dumme Uebermuth, mit welchem das Berliner Abgeordnetenhaus allem, was der König für Deutschland that und noch thun wollte, sich widersetzte, ihm keinen Heller für den dänischen Krieg, für die als so trefflich bewährte Armeereorganisation und die Marine bewilligte, ausschließlich die Schulen verräth, welche Altenstein in's Leben gerufen hat, jene oben geschilderten Schulen grenzenloser Arroganz, des Allesbesserwissenwollens, der Verachtung deutscher Vaterlandsliebe und alles Christlichen. Was würde König Friedrich Wilhelm IV. nicht darum gegeben haben, wenn er im Jahre 1840 die Generation noch so gefunden hätte, wie sie zur Zeit der Befreiungskriege war, ehe die Karlsbader Beschlüsse alles verdammten, was sie an Patriotismus auszeichnete. Er fand bereits eine ganz andere Generation durch

die Altensteinischen Medicinen in der Seele vergiftet, das ganze Gesindel, das im Jahre 1848 in Berlin den Meister spielte. Und König Wilhelm fand unter seinen zahllosen Widersachern gleichfalls noch eine ganze Musterkarte von Exemplaren aus den Schulen aller jener Kathederhelden, welche Altenstein so lange allein begünstigt hatte.

Unser deutscher Sir William glaubt wohl eine recht feine Bemerkung zu machen, wenn er sich auf die Worte beruft, mit denen König Wilhelm bald nach Antritt seiner Regierung den religiösen Heuchlern seine Verachtung ausdrückte. Der König hatte vollkommen Recht, jene unpatriotischen und unlutherischen Männer zu verwerfen, die unter dem Aushängeschild exclusiver Frömmigkeit als Deutsche und Lutheraner vor denselben Russen krochen, die mit der rohesten Gewalt und Arglist Deutschthum und Lutherthum in den Ostseeprovinzen ausrotteten. Aber es war nicht seine Absicht, den Pastor Uhlich zum Hofprediger in Berlin zu ernennen, noch auch das hirnverrückte Anathema zu sanctioniren, welches Diesterweg gegen die christliche Kirche schleuderte. Ein Beweis davon ist, daß er die Regulative aufrecht erhielt und der Enthüllung des Lutherdenkmals in Worms persönlich anwohnte.

Sir William schreibt Preußen einfach vor, es müsse sich wieder an die Spitze der Intelligenz stellen, wie unter Altenstein, dessen Programm er vollständig adoptirt, daher sein Ruf: die Schule, die Schule und nochmals die Schule. Zunächst und vor allem will er die Schule von jedem kirchlichen Einfluß frei machen, sodann auch vom staatlichen Einfluß. Was die Lehrercorporation in ihren großen Versammlungen beschließt, soll für die Regierung ein unantastbares Gesetz seyn, weil die Lehrer allein die Sache verstehen. Der Staat soll nur — zahlen, die Besoldung aller Lehrer beträchtlich erhöhen, weil zum Wohle des Volks das Geld nicht nützlicher angewendet werden könne. Als letzter Gedanke leuchtet, wenn es auch nicht gesagt ist, doch ungefähr das nämliche durch, was andere Schüler Diesterwegs ausgesprochen haben, nämlich: Die Kirche soll von der Erde verschwinden und das gesammte Kirchengut für Schulzwecke verwendet werden. Auch der Staat soll als solcher verschwinden. In jedem Dorfe soll der Schulmeister zugleich Prediger und Seelsorger, Gemeindevorsteher und Richter, womöglich auch Arzt seyn. Ihm allein wird ein großes

und prächtiges Haus gebaut mit Bibliothek, Gemälde- und Naturaliensammlung, physikalischen Instrumenten und Apparaten, Laboratorium, Sternwarte &c. Ein aus dem gesammten Lehrerpersonal hervorgegangener Senat bildet die gesetzgebende Macht und wählt aus seiner Mitte die ausübende Macht, die Ministerien, sogar das Kriegsministerium und den Generalstab. Denn nur Lehrer, die immer das Ganze der Menschheit, die sie erziehen und leiten, im Auge haben, wissen auch, was jedem besonderen Berufskreise zukommt. Mit einem Wort, es handelt sich hier ganz ernstlich um eine Uebertragung des indischen Brahmanenthums auf die europäischen Verhältnisse. Wie die Kaste der Brahmanen im alten Indien, so soll die Lehrercorporation in Europa allein das höchste Ansehen genießen und allein herrschen.

---

## Wallner-Theater.*)

Sonnabend, den 17. Juli 1869.

Zum ersten Male:

**Von Stufe zu Stufe.**

Lebensbild mit Gesang und Tanz in 4 Akten und 6 Bildern (nach einer älteren Idee) von Hugo Müller. Musik von R. Bial. Die neuen Dekorationen sind von Herrn Menge gemalt.

Im dritten Bilde: Großer Maskenzug.

---

Hell scheint die Morgensonne in's Zimmer.

Ich erwache.

Was war das? War das ein Traum?

Bin ich nicht gestern Abend im Wallner-Theater gewesen? Habe ich mich nicht auf die letzte Bank des Parquet gedrängt, weil zum ersten Mal ein Lebensbild mit Gesang und Tanz von Hugo Müller angezeigt war? Hatte ich nicht dem Freunde geschrieben, ebenfalls hinzukommen: „Hugo Müller, der Dichter der „Adelaide", des „Onkel Moses", er, der der Zote den Krieg erklärt habe; er, der den verkommenen Geschmack wieder heben wolle; er, nach dem die Possendichter bereits anfangen müßten, sich zu richten, — — — er suche jetzt den Gegner auf dessen eigenem Gebiete auf, mit dessen eigenen Waffen würde er ihn bekämpfen, und auf dem Boden der Posse selber würde er einen Sieg erringen, würdig seiner „Adelaide", würdig seines „Onkel Moses".

Hatte ich nicht so prophezeit?

Und nun?

Ist es wahr — oder war's ein Traum, daß er ausgeglitten ist bei diesem Versuch, und von Stufe zu Stufe selbst tiefer gesunken in Schmutz und Gemeinheit.

Gewiß ein Traum.

---

*) Aus der „Zukunft" vom 20. Juli 1869.

Denn — halt, — hat er, nachdem seine Heldin im 5. Bilde sich den Kopf zerschellt hat, uns im 6. Bilde, wo sie in ihrem Bett erwacht, nicht wollen glauben machen, all' das sei nur ein Traum gewesen?

Fehlen mir denn aber nicht die zwanzig Groschen, die ich für meinen Parquetplatz bezahlt habe? Oder hat man sie mir etwa wieder gegeben, weil, — nun ja, — weil das Ganze eben nur ein Traum wäre?

Ein schlechter Traum, ein böser Traum, ein dummer Traum.

Nein, so billig kommt Hugo Müller nicht fort.

Noblesse oblige.

Er, der Moralprediger, er hat — freilich den Teufel immer daneben, — das Orpheum und das Ballhaus, — ja, er hat den „Louis" bühnenfähig gemacht. Ruppiner Bilderbogen, Puppentheater, Zoten, Trinkleistungen und Voltigirstückchen. Er, der Moralprediger, hat den Andern, die das gleiche Feld mit weniger reiner Absicht beackern, den Weg gezeigt, die Posse, die doch wahrlich genug auf dem Hund war, von Stufe zu Stufe noch tiefer zu führen in Brutalität und Gemeinheit.

Oder — war etwa „Adelaide" ein Traum? ein Traum „Onkel Moses"? War es ein Traum, daß das Wallner-Theater aus seiner Verpöbelung, die um so gefährlicher war, mit je größerer Virtuosität dort die Zote servirt wurde, bis der letzte Budiker aus dem letzten Pantinenkeller sie goutirt hatte; — war es ein Traum, daß dieses Theater, daß sein ehrlich Theil beigetragen hatte zur Verderbung des Geschmackes; war es ein Traum, daß es jetzt unter Lebruns und Hugo Müllers Händen eine Umkehr versuchte; daß es einen Anlauf nahm, eine Pflanzstätte des guten Geschmacks, eine wahre Bildungsstätte des Volkes zu werden?

War es ein Traum? War es eine mißlungene Spekulation?

Ja! Das war nur ein Traum.

„Adelaide!" „Onkel Moses!" — Ihr leuchtende Charakterbilder Beethovens und Moses Mendelssohns! Und dann der kleine duftige Strauß „Duft". — Und dann „Von Stufe zu Stufe!" — hinunter in Schmutz und Gemeinheit! —

Und wenn heut noch Einer meint, daß es dem gegenwärtigen Wallner-Theater Ernst sei mit der Umkehr, und mit der Ver-

edlung des Geschmackes — „Na, da wird er wohl", mit den eignen Worten aus Hugo Müllers Couplet: —

„Na, da wird er wohl nicht viele Dummen finden!"

— — — — — — — —

Der Vorhang fiel. Beifall und Zischen. Zweimal erschien der Dichter. Wer ihn gerufen, wer applaudirte, — Gott mag das wissen. Des Dichters Freunde zischten.

Es wird gekürzt und gesäubert werden „Von Stufe zu Stufe". Es wird vielleicht eine gewisse Berühmtheit erlangen, die Massen anziehen und volle Kassen machen. Ich selbst trage mit diesen Zeilen vielleicht dazu bei. Aber die kleine Schaar der Gebildeten, die anfing, sich in jenen Räumen zu versammeln, die scheucht es hinweg und dem Dichter kostet es seinen Ruf.

„Von Stufe zu Stufe."

## Am Strand.

II.

Wieder liege ich am Strande,
Träumerisch ich aufwärts schau';
Zu den Füßen Meeresrauschen,
Ueber mir des Himmels Blau.

Und Dein liebes Köpfchen neigt sich
Seelig lächelnd über mich —
Ach, dasselbe, 'selbe Lächeln,
Vor dem oft mein Kummer wich.

Ach, dieselben, 'selben Augen,
D'rin ein Meer von Wonn' und Lust,
D'rin den Himmel ich gefunden
Oft, ach oft, an Deiner Brust. —

Jahre kamen, Jahre gingen,
Brachten Freude, brachten Leid —
Uns're Kinder spiel'n im Sande —
Anders, anders ward die Zeit.

Uns'rer Herzen stürmisch' Pochen,
Ruhig ward es, still und mild;
And're Ziele, and'res Streben,
And're Pflicht uns jetzt erfüllt.

Aber Eines lass' uns wahren,
Trotzen selbst dem Zahn der Zeit: —
Geist'ge Jugend, geist'ge Frische, —
Herz, mein Herz, auf alle Zeit!

Divenow, 21. Juli 1869.

## Als die Thorwaldsen-Kiste ausgepackt war.

Sei mir gegrüßt in meiner stillen Klause!
Willkommen mir, du Göttergeist!
O Heil und Segen jedem Hause,
Das dich, wie mein's, willkommen heißt!

Zum Tempel wölbet sich das Zimmer,
Zum Altar wird Dein Postament;
In mildem, sanftem, heil'gem Schimmer
Der Schönheit lichte Fackel brennt.

Ein heil'ger Geist erfüllt die Räume
Von Schönheit und von Poesie;
Es schwinden all' die bösen Träume —
Entsühne, wand'le, heil'ge sie!

Erfülle ganz und stets die Stätte,
Der alles Schlechten Feind du bist;
Was göttlich in uns ist, errette, —
Halt' fern, was schlecht und unrein ist!

Daß ewig meine stille Klause
Sei einzig deinem Geist geweiht —
Daß Schönheit, Wahrheit, Friede hause
Von nun an bei mir allezeit!

20. September 1869.

## Sie will nicht, daß die ihr gewidmeten Gedichte gedruckt werden sollen.

„Nicht mögen's keusche Ohren hören nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können."

„Aber schäme Dich doch, Alter,
So etwas, das druckt man nicht."
Thut man's? — „Das ist ganz was And'res;
Freilich thut man's, sagt's nur nicht."

Du hast Kinder? — „Welche Frage!
Bilde mir auf sie 'was ein."
Wie zu ihnen Du gekommen,
Keiner weiß es? — „Keiner!" — Nein!

9. November 1869.

## Das Asyl für Obdachlose zu Berlin.

Ein Vortrag, gehalten am 29. October 1869.

[(Abdruck nach der dritten Auflage vom März 1870.)

Ihr wißt: Wohin. Euch winkt herein
Der eig'ne Heerd, die süße Stätt',
Der Lampe traulich heller Schein — — —
Doch Jene dort — — entsetzlich Loos:
— Mittellos — obdachlos!

Geehrte Versammlung!

Schon Viele von Ihnen werden, wenn sie die Neue Wilhelm-Straße entlang gegangen sind, an der Ecke der Dorotheen-Straße, an der früheren Artillerie-Werkstatt, über einer Thür die Aufschrift: „Asyl für obdachlose Frauen und Mädchen" gelesen haben, ohne sich im Geschäftsgetreibe etwas Besonderes weiter dabei gedacht zu haben.

Andere werden auf unseren Bahnhöfen, wenn sie auf das Abgehen des Zuges warteten, oder wenn sie nach Berlin zurückkehrten, ein Plakat gesehen haben, des Inhalts, daß sich das Asyl dort und dort befinde. Ich sage: gesehen; denn gelesen haben es sicher die Wenigsten. Wie sollten sie auch! Höchstens ist der Eine oder der Andere, der einen Verwandten, einen Freund, vom Bahnhofe abholen wollte und der über die Gebühr auf den ankommenden Zug warten mußte, im Auf- und Abgehen, von Langeweile getrieben, davor stehen geblieben und hat sich das Plakat einmal näher angesehen. Zerstreut und mit getheilten Gedanken. Viel weiter wird er nicht gekommen sein, — denn dann brauste der Zug heran, der ihm den Erwarteten brachte; und in dem Gedränge und Gewühl — wer dächte da noch an das Asyl für Obdachlose.

Und nun gar erst der Zurückkehrende! Was kümmert ihn das Asyl. Er hat ja sein Heim; — er weiß ja, wohin die Schritte lenken; — und je länger die Abwesenheit war, um so freudiger

begrüßt er seine vier Wände wieder, die altgewohnte trauliche Stätte.

Wie anders dagegen der, der in dem Gewühl und Getreibe steht, rathlos, zum ersten Male vielleicht, und der nicht weiß, wohin sich wenden. — Das Mädchen, von außen zugereist, ohne Bekannte, ohne genügende, vielleicht gänzlich ohne Mittel, in der fremden, großen Stadt; — glauben Sie nicht, daß dieses Mädchen, wenn die hastende Menge sich verlaufen hat, das Plakat lesen, und der freundlichen, vielleicht unerwarteten Einladung freudig Folge leisten wird?

Aber nicht allein um eine Herberge für mittellos Zugereiste handelt es sich. In erster Linie handelt es sich um die Einheimischen selber; um die Elenden und Erbarmungswürdigen, die vom Geschick hinausgeschleudert sind aus dem gewohnten Geleise, mittellos, arbeitslos, obdachlos, hinausgeschleudert auf das Pflaster.

Oder hätten Sie nie von den nächtlichen polizeilichen Razzias gehört, bei denen so und so viele Obdachlose, sowohl Männer als Weiber, von der Polizei eingetrieben werden?

Oder hätten Sie nie einen Polizeibericht gelesen von aufgefundenen Erstarrten und Erfrornen? Glauben Sie nicht etwa, daß es sich um einzelne, wenige Unglückliche handle. Im Laufe eines langen Jahres erreicht ihre Zahl Tausende.

Und je schneller und gewaltiger die Entwickelung Berlins vor sich geht, je ungewohntere Dimensionen Industrie und Handel bei uns annehmen, desto tiefer und undurchdringlicher wird der Schatten, den sie werfen, desto größer das Proletariat, desto entsetzlicher werden Armuth und Elend.

Ist es da zu verwundern, daß von edlen und wohlwollenden, und von weitsehenderen Menschen immer und immer wieder Versuche gemacht werden zu lindern und zu helfen, nach allen Richtungen hin, wo zu lindern und zu helfen ist?

Das war es denn auch, was vor einem Jahre, im Herbst 1868, beim Eintritt der kälteren Jahreszeit, solche Männer im Friedrichs-Werderschen-Bezirks-Verein trieb, wieder und wieder zu erwägen, ob es denn nicht möglich sei, in Berlin ein Asyl für Obdachlose zu beschaffen.

Und wenn je wieder Jemand fragen sollte: „Was sind die Bezirks-Vereine? und was thun und was wollen sie?“ Der mag, neben dem vielen Guten und Anregenden, was sie sonst noch ge-

leistet haben, hingewiesen werden auf die eine Thatsache: Das Asyl für Obdachlose in Berlin ist aus einem Bezirks-Verein hervorgegangen.

Aber es waren auch die richtigen Männer an der Spitze.

Nachdem in den Bezirks-Vereins-Versammlungen die Frage hin und her besprochen war, beriefen sie zum 30. November 1868 eine allgemeine Bürger-Versammlung, zu der die bei der Angelegenheit vorzugsweise interessirten Behörden, das Königliche Polizei-Präsidium und die Armen-Direktion ebenfalls eingeladen wurden.

Der Polizei-Präsident von Wurmb erklärte sich bereit, das Unternehmen nach Kräften zu fördern. In einem begutachtenden Schreiben an den Vorsitzenden des Bezirks-Vereins, den Stadtverordneten Obst, äußerte er sich darüber u. A. folgendermaßen:

„Die Idee (des Asyls) selbst ist eine so außerordentlich humane, zeitgemäße, daß ich ihre Realisirung sehr dringend wünschte; allein ich kann nach meinen Erfahrungen mir auch nicht verhehlen, daß sich, — selbst wenn man von aller falschen, in diesem Falle sehr übel angebrachten Sentimentalität absieht, — dem Unternehmen große finanzielle und geschäftliche Schwierigkeiten entgegen stellen. Es müssen an Räumlichkeiten wenigstens vorhanden sein zwei sehr große Zimmer, um die Geschlechter getrennt erhalten zu können; einige kleine Räume, um Erkrankende, Betrunkene, sonstige Störenfriede u. s. w. isolirt unterbringen zu können, und wenigstens ein Raum für die Angestellten des Asyls. Diese Räume müssen gut erwärmt und erleuchtet sein. Sie können bei schlechtem Wetter gewiß auf einen Besuch von 2—300 Personen rechnen. (Es handelte sich damals um Männer- und Frauen-Asyl.) An Angestellten brauchen Sie wenigstens einen Mann, der über Annahme und Zurückweisung der sich Meldenden entscheidet und das nöthige Schreibwerk besorgt; außerdem aber müssen sie jede Nacht wenigstens einen Mann und eine Frau als Aufsicht in den Schlafsälen haben, da Sie sonst zur Nacht Prügeleien, Diebstähle, Unsittlichkeiten u. s. w. zu befürchten haben."

Wenn dieses auf Kenntniß der betreffenden Verhältnisse beruhende Gutachten schon genugsam auf die Schwierigkeiten hingewiesen hatte, die zu überwinden sein würden; — welche Bedenken aller Art wurden nicht sonst noch geltend gemacht!

Die Befürchtungen wurden laut, „daß das Asyl der Liederlichkeit und Gemeinheit ein Privilegium auf Kosten der Guten und Erwerbsamen geben würde.“ „Eine unentgeltliche Herberge im Asyl würde noch besserungsfähige Leute vollständig demoralisiren und in der Liederlichkeit bestärken.“ „Das Entlaufen ungerathener Kinder würde ermuntert werden.“ „Anstatt Gutes würde man also Schäden stiften; anstatt zu bessern, verschlechtern.“

Und als in richtiger Würdigung der Verhältnisse und wegen der größeren Hülfsbedürftigkeit des weiblichen Geschlechts jene Männer sich entschlossen, die Frage der Errichtung eines Männer-Asyls einstweilen offen zu lassen und zuerst ausschließlich mit der Errichtung eines Frauen-Asyls vorzugehen — da hieß es:

„Auf einen zahlreichen weiblichen Besuch sei nicht zu rechnen; freiwillig würden sich höchstens ganz alte und verkommene Frauenspersonen, und diese meist betrunken, einfinden.“ „Das läge eben in den Charakter-Eigenthümlichkeiten des weiblichen Geschlechtes, wenigstens bei uns zu Lande.“ —

Ehre den Männern, die sich vor diesen Gespenstern nicht fürchteten! Die, ihres Strebens sich bewußt, unbeirrt und energisch auf dessen Verwirklichung lossteuerten.

Und wie gingen sie vor!

Am 30. November fand jene Bürger-Versammlung statt, in der sich ein Comité constituirte.

Am 7. Dezember miethete dieses Comité für den jährlichen Miethspreis von 280 Thlrn. einen Theil der Räumlichkeiten in dem, seit Verlegung der Werkstätten nach Spandau, theilweise leerstehenden Artillerie-Werkstatt-Gebäude, Ecke der Dorotheen- und Neuen Wilhelm-Straße, und begann unverzüglich mit den nöthigen Einrichtungen.

Am 12. Dezember erließ es folgenden Aufruf:

An die Einwohner Berlins!

Viel Elend und viel Noth bedarf der Hilfe in unserer großen Stadt. Aber kaum giebt es ein schreienderes Uebel, als das, zu dessen Heilung wir unsere Mitbürger hierdurch auffordern. Wir meinen das Elend der Unglücklichen, die nicht wissen, wo sie Nachts ihr Haupt hinlegen — wir meinen die Obdachlosen, für welche bis jetzt nur Polizeigewahrsam und Arbeitshaus existiren — und unter den Obdachlosen meinen wir zunächst

die Frauen und Mädchen. Mag, was darunter verbrecherisch und lasterhaft, dahin kommen, wohin Verbrechen und Laster gehören; mag aber die unverschuldete Noth davor bewahrt werden, mit der Gemeinschaft, in die man sie bringt, dem Verbrechen und Laster zu verfallen.

Die Unterzeichneten haben deshalb beschlossen, einen „Verein zur Gründung von Asylen für Obdachlose, verbunden mit Arbeitsnachweisen" zu bilden, und zuvörderst mit der Errichtung eines solchen Asyls für Frauen und Mädchen vorzugehen. Zu diesem Behufe ist bereits ein geeignetes Lokal gemiethet, dessen Eröffnung noch vor Ablauf dieses Monats stattfinden wird. Wir wenden uns nunmehr vertrauensvoll an die oft bewährte Mildthätigkeit unserer Mitbürger, die schon stets mit vollen Händen giebt, wo es die Linderung eines vorübergehenden Nothstandes gilt, um hier zu helfen, wo es sich um weit mehr handelt, — um die sittliche Bewahrung Tausender vor dem Verderben, unter dem schließlich die ganze bürgerliche Gesellschaft zu leiden hat.

Mitbürger! Zur Erreichung unseres Zweckes sind große Mittel erforderlich. Die Unterzeichneten, besonders unser Schatzmeister, Herr M. S. Meyer, Platz an der Bau-Akademie 4, sind deshalb zur Empfangnahme von einmaligen, wie laufenden Beiträgen bereit.

Möge unser humanes Werk durch die kräftige Unterstützung aller Menschenfreunde unserer Stadt zum Seegen gereichen.

Das Comité zur Gründung von Asylen für Obdachlose.

S. Ball, Landsbergerstr. 108. M. S. Baswitz, Viktoriastr. 15. A. Borsig, Kommerzienrath, Alt-Moabit 14. A. Frentzel, Krausnickstr. 20. C. Heckmann, Schlesischestr. 18. S. Kauffmann, Ritterstraße 74. Kochhann, Stadtv.-Vorst., Alexandrinenstr. 77. F. Krebs, Bez.-Vorst., Jerusalemerstr. 43. F. Kupsch, Gr. Frankfurterstr. 60. Dr. F. A. Leo, Matthäikirchstr. 31. Lisco, Prediger, Kronenstr. 70. Dr. Löwe (Calbe), Wilhelmstr. 86. Ludwig Löwe, Stadtverordn., Grünstr. 21. L. May, Stadtverordn., Linienstr. 233. M. S. Meyer, Platz an der Bau-Akademie 4. S. Michaelis, Neue Jakobsstr. 1/3. Th. Morgenstern, Leipzigerstr. 73. Gustav Müller, Konsul, Französischestr. 47. R. H. Neumann, Kurstr. 50. A. J. Obst, Stadtverordn., Adlerstr. 14. Louis Ravené, Kommerzienrath, Neue Grünstr. 17. H. Sommerkorn, Bernauerstr. 107. Gustav Thölde, Oberwasserstraße 11. Dr. Virchow, Professor, Schellingstr. 10. Zelle, Stadt-Rath, Ritterstr. 32.

Am 3. Januar 1869 wurde das Asyl eröffnet.

Ein Dienstmädchen von 18 Jahren war an jenem Abend die Erste und Einzige, die es benutzte. —

Was war es gewesen, das diese Männer trieb, so kräftig und entschieden vorzugehen? trotz aller Schwierigkeiten, trotz aller Bedenken?

Was hatte ihnen den Muth gegeben, mit der Errichtung des Asyls zu beginnen, und sich zu verpflichten, noch ehe sie sich an das größere Publikum gewandt hatten?

Sie waren durchdrungen von der Nothwendigkeit ihres Unternehmens; sie waren überzeugt, daß die Berliner Bürgerschaft sie nicht im Stich lassen würde.

Freilich hatte es bis dahin nichts Aehnliches in Berlin gegeben. Aber ist dies nicht gerade ein Grund dafür, unter von früher ganz verschiedenen Verhältnissen, jetzt gerade mit der Ausführung einer neuen Idee den Anfang zu machen?

Und wie hatten sich die Verhältnisse geändert. Wie verändern sie sich noch zusehends unter unseren Augen.

Berlin, das bei der letzten Zählung vor zwei Jahren, 1867, 700,000 Einwohner hatte und das heut an 800,000 haben wird; vor vierzig Jahren hatte es 240,000 Einwohner; vor dreißig Jahren 300,000, vor zwanzig Jahren etwas über 400,000 und noch vor kurzen zehn Jahren erreichte die Zahl der Bevölkerung nicht 500,000.

Und heut 800,000!

Wie erklärlich ist es, diesem Riesenwachsthum gegenüber, daß so manches aus früherer Zeit Ueberkommene uns heut unauskömmlich und kleinlich erscheint.

Wie erklärlich, daß die alte bureaukratische Schule diefer Entwicklung gegenüber oft rathlos dasteht. Nicht böser Wille ist es, der ihr vorzuwerfen ist, wohl aber mangelndes Vertrauen in die eigene Kraft und mangelndes Verständniß für die Erforderniſſe der Neuzeit.

Was hat sich denn auch in dem Geschäftsgang und in den maßgebenden Anschauungen unserer bureaukratischen Verwaltung so wesentliches geändert in diesen letzten vierzig Jahren?

Die neue Zeit aber macht neue Ansprüche.

Und wo es mit der alten bureaukratischen Bevormundung

nicht mehr geht, da muß die Bürgerschaft majorenn werden und selbst ihre Angelegenheiten in die Hand nehmen.

So sehen wir nach allen Richtungen hin ein rühriges Streben. Namentlich auf den Gebieten, wo es gilt, Noth und Elend zu lindern. Hier sucht freie bürgerliche Privat-Wohlthätigkeit sich zu organisiren, gegenüber der gesetzlichen kommunalen, der sogenannten polizeilichen Armenpflege.

Für unsere Zwecke, für die Beherbergung von Obdachlosen, ein gewaltiger Unterschied!

Denn die polizeiliche Armenpflege beschäftigt sich mit den bereits Gefallenen, Verlorenen. Auf den erst Sinkenden, noch Rettungsfähigen nimmt sie und kann sie vielleicht keine Rücksicht nehmen. Diesen erst Sinkenden, noch Rettungsfähigen vor tieferem Sturz, vor Laster und Verbrechen zu bewahren, ihm durch Gewährung eines Obdachs die Arbeitsfähigkeit zu erhalten, — das ist der Zweck des Asyls.

„Mag, was verbrecherisch und lasterhaft ist, dahin kommen, wohin Verbrechen und Laster gehören," heißt es in dem Aufruf.

Und Verbrechen und Laster gehen schon von selbst dorthin. Zurückgewiesen würden auch sie nicht im Asyl. Aber sie kommen nicht. Liegt es doch auf der Hand, daß Verbrecher viel besser situirt sind, als Nothleidende; daß sie Genossen und Mitschuldige haben, und daß sie für den Lohn ihrer Verbrechen, oder wegen ihrer Kenntniß von anderer Leute Mitschuld, ganz behaglich bei diesen, bei Diebsgenossen, Hehlern, Prostituirten u. s. w. nächtigen können; behaglicher als im Asyl.

Nein, nicht für Verbrechen und Laster, sondern für Noth und Elend ist das Asyl. Für diejenigen, die ohne Verbrechen, — oft unverschuldet — durch die verschiedensten Umstände momentan erwerbslos und obdachlos geworden sind. Und eben diese Leute davor zu bewahren, daß sie durch die Gemeinschaft, in die man sie sonst mit Verbrechen und Laster brachte, selbst dem Verbrechen und dem Laster verfallen: das wiederum ist der Zweck unseres Asyls.

Zu diesem Behufe hat sich der Asyl-Verein gebildet. Er will in Berlin für obdachlose Personen Asyle gründen, und diesen Personen nach Möglichkeit Gelegenheit zur Arbeit nachweisen. Den Anfang hat er mit der Errichtung eines Frauen-Asyls

gemacht, in welchem er obdachlosen Frauen und Mädchen für eine Nacht oder für einige Nächte ein Obdach gewährt.

Aber, werden Sie fragen, es hat doch auch früher schon obdachlose Personen in Berlin gegeben, wenn vielleicht auch nicht so viel als jetzt; was haben denn diese Leute damals angefangen? — „Nun, sie haben bei „Mutter-Grün“ gewohnt.“ Das ungefähr würde die Antwort eines jeden Berliners auf diese Frage sein. Daß ein solches Campiren im Freien nur im Sommer und bei gutem Wetter zulässig ist; und daß bei schlechtem Wetter und zur Winterzeit doch ein anderer Ersatz vorhanden sein muß, daran hat kaum Einer gedacht. Oder der Zufall müßte es gerade gefügt haben, daß er in einem entlegenen Stadttheil, an einem kalten Wintermorgen, zweifelhafte Gestalten hinter Thorwegen, unter Brücken, aus Neubauten hervorkriechen sah; von Spreekähnen herunter, aus Kellern und aus Viehställen, in denen sie Schutz gegen die Unbill der Winternacht gesucht hatten.

Schon mehr um diese Angelegenheit muß sich Derjenige gekümmert haben, der eine Kenntniß von der Existenz der sogenannten „Pennen“ hat. Schlafstätten, meist vor dem früheren Rosenthaler, vor'm Hamburger Thor, im alten Voigtlande, die je nach dem Preis, von einem Sechser aufwärts bis zu sechs Dreiern, aus einem Sitzplatz auf einer Bank, einem Lager auf ebener Erde, einer Hängematte, die unter Umständen auch Abends hinaufgezogen wird, u. s. w. bestehen. Häufig werden derartige „Pennen“ in Neubauten, behufs schnellerer Austrocknung derselben errichtet. „Penne-Mutter“, die Wirthin, und „Penne-Brüder“ und „Penne-Schwestern“, die Schlafgäste, sind in jener Gegend ziemlich geläufige Bezeichnungen.

Wer aber wollte es übernehmen, die Zahl jener Unglücklichen auch nur annäherungsweise zu schätzen?

Niemand ist dazu im Stande.

Und was fingen all' jene Unglücklichen an, die nicht die Mittel, nicht die Kraft, nicht den Muth hatten, sich ein derartiges Unterkommen zu beschaffen?

Was fingen namentlich die Frauen und Mädchen an, bei denen das Aufsuchen eines solchen Unterkommens gleichbedeutend war mit dem Eintritt in die Prostitution?

All' diesen Unglücklichen öffneten sich zwei Anstalten in Berlin: das Polizei-Gewahrsam und das Arbeitshaus.

Dort können sie sich melden. Dort finden sie Einlaß. Dorthin, nach dem Polizei-Gewahrsam, werden Nachts durch den polizeilichen Zellenwagen alle Diejenigen abgeliefert, die sich in den einzelnen Revier-Büreaus eingefunden haben; dorthin kommen Diejenigen, die wegen obdachlosen Umhertreibens von der Polizei aufgegriffen worden sind.

Das Polizei-Gewahrsam befindet sich im Polizeigebäude am Molkenmarkt. Ueber den mit Wachtposten besetzten Hof geht es in ein Hinterhaus, zwei Treppen hinauf bis zu einer verschlossenen Gitterthür, an der die Aufschrift „Verwahrsam" steht. Dort wird jeder Ankommende von einem Polizeidiener oder einem Schutzmann in Empfang genommen und in ein Büreau geführt, in welchem seine „Nationale" aufgenommen werden. Name, Stand, Herkunft, sonstige persönliche Verhältnisse u. s. w. In zweifelhaften Fällen werden durch den Telegraphen Erkundigungen bei der betreffenden Revier-Polizei eingezogen. Der erste persönliche Makel ist auf den Ankömmling gefallen; er hat, wie es in der Volkssprache heißt: „sein Aktenstück."

Nachdem die Nationale aufgenommen, geht's in das eigentliche Verwahrsam. Es sind dies zwei von einander getrennte Räume, der eine für die Männer, der andere für Frauen, Mädchen, Kinder.

Denken Sie sich ein großes Schulzimmer, und in demselben eine Reihe niedriger hölzerner Bänke ohne Rückenlehne. Auf diesen Bänken sitzen, die ganze Nacht hindurch, dichtgedrängt 50, 60, 70 und mehr Männer; alle mit dem Gesicht einem erhöhten Katheder zugewandt, auf dem sich der wachthabende Polizeibeamte, meist, um die Zeit zu verbringen, eine lange Pfeife rauchend, befindet. Vor den Fenstern sind Eisenstangen; in der Ecke befindet sich hinter einem Bretterverschlag das Closet. Niemand darf das Zimmer verlassen. Ungehorsam, Widerspenstigkeit, lärmendes Betragen, das namentlich häufig bei Angetrunkenen vorkommt, wird durch Einsperren in's „finstere Loch," — unter Umständen sogar mit gleichzeitiger Anlegung der Zwangsjacke — bestraft. Das „finstere Loch" sind zwei kleine, dunkle kastenähnliche Zellen, die sich auf dem Corridor befinden, und Morgens zumeist durch Beschmutzung aller Art Seitens der Betrunkenen, einen ekelerregenden Gestank ausströmen.

Leider müssen diese Zellen ziemlich häufig benutzt werden.

Können Sie einem armen Obdachlosen aber einen so großen Vorwurf daraus machen, daß er trinkt? Ohne genügende Nahrung, in dürftigster Kleidung, Wind und Wetter schonungslos Preis gegeben.

Die Einrichtung des Frauen-Verwahrsams ist wesentlich die gleiche wie bei den Männern. Auch die Frauen sollen auf Bänken ohne Rückenlehne, mit dem Gesicht der Aufseherin zugewandt, die ganze Nacht hindurch still sitzen. Da bei ihnen jedoch der Andrang bei weitem nicht so groß ist, als bei den Männern, so kann ihnen eher eine kleine Bequemlichkeit gestattet werden.

In dieser Weise müssen all' diese Personen bis zum nächsten Morgen gegen 10 Uhr im Polizei-Gewahrsam verbleiben. Nahrungsmittel werden nicht verabfolgt. Vor dem Verlassen des Gewahrsams findet jedoch eine ärztliche Untersuchung jedes Einzelnen, sowohl bei den Männern, als bei den Frauen und Mädchen statt. Nachdem diese ärztliche Untersuchung, der sich Niemand entziehen kann, beendet ist, werden die Personen entweder entlassen, oder zur Untersuchungshaft geführt, der Sittenpolizei übergeben, oder zur Charité, oder in's Arbeitshaus gebracht. Personen, die mehreremals kurz hinter einander obdachlos gewesen sind, werden ebenfalls zur Correction auf einige Zeit dem Arbeitshaus überwiesen.

Aus dieser trostlosen Schilderung ersehen Sie, daß das Polizei-Gewahrsam einen durchaus sicherheitspolizeilichen Charakter trägt.

Die Erklärung dafür ist einfach. Denn neben den Obdachlosen, die dort ein Unterkommen suchen, dient das Polizei-Gewahrsam als Aufenthaltsort für alle Diejenigen, die dort hingebracht werden wegen Auflauf und Straßenunfugs; Bettelns; Beleidigung, Widersetzlichkeit und Nichtbefolgung polizeilicher Anordnungen; Mangel einer Reiselegitimation; Geisteskrankheit; Trunkenheit; unerlaubten Handeltreibens; Unsittlichkeit, und wegen versuchten Selbstmordes. Außerdem kommen noch Durchtransportirte hinzu.

Und nun werfen Sie einen Blick auf die Zahlen.

Es waren im Polizei-Gewahrsam:

| Im Jahre: | Männer: | Davon Obdachlose: |
|---|---|---|
| 1865 | 12,168 | 8,208 |
| 1866 | 15,403 | 10,775 |
| 1867 | 20,985 | 15,669 |

Es waren also unter je 3 Männern im Polizei-Gewahrsam mindestens stets 2 Obdachlose, und erst der Dritte befand sich dort auf Grund irgend eines Vergehens oder Verbrechens.

Und doch muß sich die Mehrzahl der Obdachlosen, um nur ein Unterkommen zu haben, all' den Beschränkungen fügen, die durch die gleichzeitige Anwesenheit der Minderzahl hervorgerufen werden.

Und nun einen Blick auf die Frauen.

Es befanden sich im Polizei-Gewahrsam:

| Im Jahre: | Frauen u. Mädchen: | Davon waren dort wegen Obdachlosigkeit: | Unsittlichkeit: |
|---|---|---|---|
| 1865 | 6,998 | 1,244 mit 137 Kindern | 5,351 |
| 1866 | 7,860 | 1,764 „ 97 „ | 5,485 |
| 1867 | 11,609 | 1,620 „ 104 „ | 8,930 |

Welch' eine Gesellschaft!

Auf jede einzelne unglückliche Obdachlose kommen also 3, 4, 5 Prostituirte, mit denen sie zusammen eingesperrt, mit denen sie gleich behandelt wird; um derenwillen sie ebenfalls ihr „Aktenstück" erhält, um derenwillen sie ebenfalls ärztlich untersucht wird.

Und nun denken Sie sich eine arme, bis dahin ehrliche Frau mit ihren Kindern, die die Miethe nicht zahlen konnte und auf die Straße gesetzt ist; denken Sie sich ein bis dahin anständiges, ehrliches, alleinstehendes Mädchen, — für den Augenblick ohne Beschäftigung, ohne Zufluchtsort, ohne Subsistenzmittel, — und dann lassen Sie ihnen die Wahl; hier: Diebstahl, Kupplerin, Prostitution — — dort: das Polizei-Gewahrsam — — Und die Wahl ist entschieden.

Und wenn sie selbst das Polizei-Gewahrsam wählte, es ist nur ein Umweg. Die verpestende Luft dieser Gesellschaft durchdringt sie; sie verliert Ehre, weibliche Scham und die Achtung vor sich selber; — und sie fällt doch der Prostitution und dem Verbrechen in die Arme. —

Wollen Sie wissen, wie viel obdachlose weibliche Personen, vor Errichtung des Asyls, trotz alledem, freiwillig das Polizei-Gewahrsam aufsuchten? Im vergangenen Jahre, 1868, waren es 1531. Wohin sollten sie auch. Es gab ja nichts anderes.

Im Ganzen waren in diesem Jahre an Obdachlosen eingeliefert:

| | | | |
|---|---|---|---|
| eingeliefert: . . . . . . . . . . . . | 286 M. | 133 F. | |
| freiwillig gekommen . . . . . . . | 13,743 M. | 1,531 F. | 64 K. |
| | 14,029 M. | 1,664 F. | 64 K. |

Im Durchschnitt befanden sich also an Obdachlosen im Polizei-Gewahrsam pro Nacht 38—39 Männer, 4—5 Frauen und Mädchen, und alle 5—6 Tage befand sich ein Kind darunter.

Ich ersuche Sie, sich diese Zahlen zu merken. Denn wir werden später, bei den Resultaten des Frauen-Asyls auf diese Zahlen zurückkommen müssen. —

Einen gleich sicherheitspolizeilichen Charakter wie das Polizei-Gewahrsam, ja einen für Obdachlose noch unangenehmeren, weil mehr strafgefänglichen Charakter, hat das Arbeitshaus.

In's Arbeitshaus werden außer wegen Obdachlosigkeit und wegen Nichtbeschaffung eines Unterkommens, von der Polizei eingeliefert: Personen wegen Nichtbefolgung polizeilicher Anordnungen, Arbeitsscheu, Umhertreibens, Bettelns, zur Ermittlung der Verhältnisse, und wegen gewerbsmäßiger Unzucht.

Im Ganzen waren im vergangenen Jahre, 1868, in's Arbeitshaus aufgenommen worden 4279 Personen.

An Obdachlosen waren darunter:

| | |
|---|---|
| 132 Familien mit Personen . . . . | 453 |
| Einzelne Personen . . . . . . | 1098 |
| | 1551 |

und zwar 1052 Männer und 499 Weiber.

Mehr als ein Drittel sämmtlicher Bewohner des Arbeitshauses waren also Obdachlose. In der Behandlung der Obdachlosen und der übrigen Detenirten im Arbeitshause besteht jedoch kein Unterschied. Das Recht der obdachlosen Männer, den Bart tragen zu dürfen, wäre der einzige. Im Uebrigen essen, schlafen und arbeiten die Obdachlosen gemeinschaftlich mit den Detenirten, und tragen wie diese die Kleidung des Arbeitshauses, d. h. Gefangentracht.

Auch hier wieder ist der innige Verkehr der Obdachlosen mit den Strafgefangenen die Ursache, daß auch die Obdachlosen mehr und mehr verwahrlosen.

Und nun, nachdem Sie diesen trostlosen Blick auf die Kehrseite unserer sozialen Verhältnisse geworfen haben; nun folgen Sie mir in unser neues Asyl. Schlicht und einfach, sind es doch lichte helle Räume, durchdrungen von dem Geiste der reinsten Menschenliebe; freundlich strahlende Räume sogar, wenn man direkt aus den früheren Stätten dieser Unglücklichen, aus Polizei-Gewahrsam und Arbeitshaus in sie tritt.

Treten Sie ein mit mir. Bei Tage ist ja der Eintritt Jedermann gestattet, und nur Abends ist eine Legitimation Seitens des Vorstands, oder die Einführung durch das inspicirende Vereinsmitglied nöthig, und die Besichtigung überhaupt nur so weit zulässig, als die Obdachlosen dadurch nicht behelligt werden.

Sehen Sie diese beiden Säle, (ein dritter wird gegenwärtig eingerichtet) mit den in Reihen, aber doch isolirt von einander stehenden 85 eisernen Bettstellen. Die Matratzen sind der Reinlichkeit wegen aus Eisendraht geflochten, spiralförmig, um dem Körper eine möglichst elastische Unterlage darzubieten. Schlafdecken werden dazu verabfolgt. Besichtigen Sie das Krankenzimmer; das Wasch- und Badezimmer, das allabendlich unablässig in Gebrauch ist, den Glühofen zum Desinficiren derjenigen Kleidungsstücke, in denen sich Ungeziefer befindet; achten Sie auf die Küche, auf Ventilation, Heizung, Gas- und Wasserleitung.

Und nun, um sich schneller zu orientiren, lesen Sie dort an der Wand die

Hausordnung des Asyls für obdachlose Frauen und Mädchen.

1. Zweck des Asyls ist, obdachlosen Frauen und Mädchen für eine Nacht oder für einige Nächte Obdach zu gewähren.

2. Die Angabe des Namens und der sonstigen persönlichen Verhältnisse wird von Personen, welche das Asyl benutzen wollen, nicht erfordert. Dieselben sind berechtigt, jede Auskunft in dieser Beziehung, mag sie gefordert werden, von wem sie wolle, zu verweigern.

3. Frauen und Mädchen, welche das Asyl benutzen, haben sich während ihres Aufenthaltes in dem letzteren den Anordnungen des Hausvaters und der Hausmutter unbedingt zu fügen.

4. Das Asyl darf von einer und derselben Person der Regel nach nicht öfter als monatlich fünf Mal benutzt werden.

5. Die Benutzung findet statt:

a. im Winter von Abends 6 bis Morgens 8 Uhr,

b. im Sommer von Abends 7 bis Morgens 7 Uhr.

6. Beim Eintritt in das Asyl ist die Fußbekleidung (Schuh oder Stiefel) der Hausmutter gegen Empfangnahme von Pantoffeln und einer Marke zu übergeben und beim Verlassen des Asyls gegen Rückgabe der Pantoffeln und der Marke zurückzunehmen.

7. Nach Ablegung der Fußbekleidung muß jede Besucherin sich Hände und Gesicht waschen. Eine vollständige Badeeinrichtung ist zum freien Gebrauche der Besucherinnen im ersten Saale hergestellt; in allen Fällen jedoch, wo die Hausmutter dies für nöthig erachtet, wird die Benutzung des Bades zur Pflicht gemacht.

8. Das Ablegen der Oberkleider ist untersagt. Sind dieselben durchnäßt, so werden sie nach Anweisung der Hausmutter in einem besonders hierzu eingerichteten Raume getrocknet.

9. Bis Abends 9 Uhr ist jede gesittete Unterhaltung gestattet. Die Hausmutter verabreicht denjenigen, welche die Abendstunden zur Ausbesserung ihrer Kleider verwenden wollen, das hierzu erforderliche Nähzeug.

10. Abends 9 Uhr im Winter, 10 Uhr im Sommer, haben sich die Insassen des Asyls auf ihre Lagerstätten zu begeben und jedes, den Schlaf störenden Geräusches zu enthalten.

11. In den Wintermonaten (§. 5a) sind die Lagerstätten spätestens Morgens um 7 Uhr, in den Sommermonaten (§. 5b) Morgens um 6 Uhr zu verlassen.

12. Die Reinigung der Kleider, das Waschen und Kämmen findet nach der, von der Hausmutter zu bestimmenden Reihenfolge und nach der Anweisung derselben in einem besonderen Raume statt. Die dazu erforderlichen Geräthschaften (Bürsten, Kämme ꝛc.) werden von der Hausmutter verabreicht, sind derselben aber nach jedesmaligem Gebrauche gereinigt zurückzugeben.

13. Abends und Morgens wird, nach der Bestimmung des Vorstandes, entweder Kaffee oder eine Suppe verabreicht.

14. Diejenigen Personen, welche von den bei dem Asyl angemeldeten Arbeits- oder Dienststellen Gebrauch machen wollen, haben sich deshalb bei dem Hausvater zu melden.

15. Die Benutzung des Asyls ist unentgeltlich.

Es wird erwartet, daß alle Personen, welche darin Aufenthalt nehmen, sich der ihnen gewährten Hülfe würdig erweisen.

Berlin, den 27. Mai 1869.

Der Vorstand.

Gustav Thölde. G. v. Bunsen. M. S. Meyer. Schlieper. Kupsch. S. Ball Sommerkorn.

Diese Erwartung ist nicht zu Schanden geworden.

Ein Fall von Renitenz gegen die zwangsweise Reinigung von Gesicht und Händen beim Eintritt in das Asyl ist nicht vorge-

kommen; und der Andrang der Besucherinnen zur Benutzung der Bade-Einrichtung ist so groß, daß dieselbe nicht einmal in allen Fällen, wo sie gewünscht wird, von der Hausmutter gewährt werden kann.

Daß hin und wieder auch Unredlichkeiten und Diebstähle vorkommen, läßt sich nicht leugnen. Namentlich soll die Zahl der entwendeten Schlafdecken nicht eben gering sein. Einmal ist sogar dem Hausvater die Taschenuhr gestohlen worden, die später bei einer Wöchnerin in der Charité gefunden wurde.

Aber dergleichen Fälle gehören zu den Ausnahmen. Denn im Allgemeinen ist das Verhalten der Besucherinnen ein durchaus günstiges, und den kühnsten Erwartungen entsprechendes zu nennen.

Und nun gestatten Sie mir, Sie etwas näher mit den Besucherinnen des Asyls bekannt zu machen. Ich nehme dazu einen größeren Aufsatz über „das Asyl" von F. Horn zur Hülfe, der zuerst im „Arbeiterfreund", der Zeitschrift des Central-Vereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klassen, 1869. Heft 3, veröffentlicht ist, und von dem gegenwärtig im Interesse des Asyl-Vereins ein besonderer Abdruck erschienen ist.

In diesem Aufsatz wird u. A. darauf hingewiesen, daß es namentlich zu Anfang des Quartals, und auch des Monats, die Exmittirten und die wegen Dienstwechsels obdachlosen Mädchen seien, die das Asyl bevölkern.

Dann heißt es weiter: „Es gehören aber gerade die Exmittirten, welche das Asyl aufsuchen, nicht selten den gebildeten Bevölkerungsklassen an. Erfahrungsmäßig wird es namentlich einzelnen Frauen mit Kindern oft schwer, eine Wohnung zu finden oder wiederzufinden, da die Wirthe die Monatsmiethe schon im voraus verlangen. So weilte eine gebildete Beamtenfrau in anständiger Kleidung mehrere Nächte im Asyl und hatte noch dazu ein für sie ausreichendes Mobiliar mitgebracht, welches sie in einem anderen zu solchen Zwecken gemietheten Raume des Gebäudes deponirte."

„Nicht bloß aus Berlin, sondern auch von Dienstboten, Frauen und Kindern, die von auswärts mit der Eisenbahn ankommen, wird das Asyl häufig besucht. Die auswärtigen Dienstboten vermiethen sich dann gewöhnlich binnen wenigen Tagen, so erst vor Kurzem drei Mädchen aus Tilsit, die mit der niederschlesischen Eisenbahn gekommen waren. Zuweilen geschieht dies durch Vermittlung des Hausvaters oder der Hausmutter, jedoch nicht in der Weise, daß diese irgend ein Geschäft daraus machten oder auch

nur durch Empfehlung irgend welche Verantwortlichkeit übernähmen, sondern sie machen entweder die Asylistinnen auf Herrschaften, welche sich gemeldet haben, oder diese auf jene nur aufmerksam. Eine auswärtige Frau kam mit Kindern in der Droschke an, nachdem sie, in mehreren Gasthöfen abgewiesen, fast einen Thaler an Droschkengeld verfahren hatte. Eine Frau aus Hamburg hatte ihre hiesigen Verwandten nicht auffinden können. Ein Knabe aus Dresden, der seine hiesige Tante nicht auffinden konnte, wurde von einem Herrn zugeführt. Selbst eine Bonne, die in Berlin in Condition gewesen war, dann außer Stellung gekommen, exmittirt wurde, nächtigte erst dieser Tage mehrere Male im Asyl und wurde von hier zur Charité gebracht."

„Frauen und Kinder werden mitunter vom eigenen Manne oder Vater zugeführt, Kinder jedoch häufiger von einem Polizeibeamten. Es ist dies eine zulässige und willkommene Förderung, welche die Polizei dem Asyle angedeihen läßt. Zuweisungen geschehen durch letztere sogar unmittelbar aus dem Verwahrsam, wo auch ein Anschlag auf das Asyl aufmerksam macht. Im Uebrigen hat das Polizeipräsidium von vorn herein streng darauf gehalten, daß Polizeibeamte in irgend welchen dienstlichen Angelegenheiten, namentlich um nach einzelnen Persönlichkeiten zu recherchiren, in das Asyl nicht eindringen; einem strafgerichtlichen Verhaftsbefehle könnte natürlich seitens der Asylverwaltung nichts in den Weg gelegt werden."

„Häufig findet ein Changiren zwischen Asyl und Charité statt, theils in der Weise, daß Kranke oder Schwangere hierhin gewiesen oder geschafft werden, theils daß Genesene, besonders Wöchnerinnen, ehe sie ein Unterkommen gefunden haben, sich noch einige Nächte im Asyl aufhalten. Zur ärztlichen Behandlung momentaner oder rasch vorübergehender Krankheitsfälle ist sonst in dem letzteren in genügender Weise gesorgt. Ein Asylarzt und eine Hebeamme sind für vorkommende Fälle fest engagirt; außerdem haben sich auch in der Nähe wohnende Aerzte zu unentgeltlichen Dienstleistungen erboten."

„Die Obdachlosen im Asyl sind zwar häufig, aber keineswegs immer arbeitslos. Arbeiterinnen und Näherinnen, die für den Augenblick kein Unterkommen haben, sei's weil die eigene Familie wohnungslos geworden ist, sei's weil sie plötzlich ihre Schlafstelle verloren haben, kommen nicht selten vor. Erst in den letzten Tagen meldete sich in meiner Anwesenheit beim Hausvater ein Mädchen

von 16 Jahren, welches am Tage eine Aufwartestelle versah und, als es am Abende zu Hause eintraf, ihre Angehörigen exmittirt fand. Der gesunde und ausreichende Schlaf im Asyl kräftigt und ermuntert überhaupt zur Arbeit am Tage, und manche Asylistin, welche ohne das Asyl, wo sie sich die Nacht auch aufhalten mochte, eines solchen Schlafes entbehrt haben würde, wird durch die Anstalt bei Arbeitskraft und Arbeitslust erhalten oder diesen wiedergegeben. Es liegt hierin ein auf die Arbeit bezügliches Moment, welches auch für die zu errichtenden Männerasyle in sozialer und sittlicher Beziehung sehr in's Gewicht fällt."

Einige andere, ganz interessante Notizen, namentlich über die Zeit der ersten Thätigkeit des Asyls, entnehme ich einem im „Sonntagsblatt" Nr. 28, vom 11. Juli 1869 über „das Asyl" ererschienenen Artikel von Hans Wohlgemuth.

Daß das Asyl am Tage seiner Eröffnung, am 3. Januar 1869, nur von einer Person in Anspruch genommen wurde, ist Ihnen bereits bekannt.

Das „Sonntagsblatt" berichtete darüber und über die nächsten Tage wie folgt:

„Am ersten Abend blieb der Besuch des Asyls auf die Person eines achtzehnjährigen Dienstmädchens beschränkt, das schon am zweiten Abend von der Anstalt aus einen Dienst erhalten konnte. Am Abend des 4. Januar beherbergte das Asyl bereits fünf Personen: drei Mädchen von achtzehn, vierzehn resp. zehn Jahren, und eine Frau mit einem $2^1/_2$ jährigen Kinde. Das vierzehnjährige, eben aus dem Waisenhause in den ersten Dienst entlassene Mädchen konnte bei seiner Herrschaft, einem inzwischen banquerot gewordenen Kaufmanne, keine Aufnahme finden; vom Asyl aus fand es einen Dienst und wurde bald darauf von der Dame, bei der es diente, einer wohlhabenden Wittwe, adoptirt. Das zehnjährige Mädchen überbrachte der Vater, ein exmittirter Handwerker, dem Asyl zur Aufnahme, bis er wieder ein Obdach gefunden hätte. In dieser Weise nahm die Benutzung des Asyls stetig zu; bis zum 31. Januar hatten dasselbe schon benutzt: 63 Frauen, 281 Mädchen, 50 Kinder, zusammen 394 Personen. Schon in den ersten Tagen bis zum 7. Januar, waren vom Asyl aus vier Mädchen vermiethet worden, zwei Stellen waren noch angemeldet, und außerdem wurde eine Meierin auf das Land verlangt. Wie man vorausgesetzt hatte, so war es auch. Nicht

die Hefe der Menschheit, die immer noch ein Unterkommen findet, sondern plötzlich oft unverschuldet in's Unglück Gerathene nahmen das Asyl in Anspruch. In den täglichen Rapporten des Hausvaters heißt es z. B.: zwei sehr gut gekleidete Frauen; zwei dienstsuchende Mädchen von außerhalb, mit der Eisenbahn angekommen und durch mitleidige Personen zugeführt; beide sind sehr gut situirt; haben alsbald einen Dienst erhalten; eine Schwererkrankte wurde nach der Charité befördert; ein Mädchen vom Vater requirirt, wobei eine erschütternde Scene stattgefunden; am 2. April unter 47 Personen 8 Exmittirte."

„Das Publikum kommt dem Vorstand äußerst bereitwillig mit Anmeldungen von Stellen entgegen. Der Vorstand dagegen zieht, bevor er das Angebot benutzt, vermöge des ihm zur Disposition gestellten Telegraphen der Polizei, Erkundigungen über die Anmeldenden ein, um seine Schützlinge vor Fallstricken zu bewahren. Andererseits weist das Publikum Unkundige in das Asyl. Ein Spaziergänger fand ein junges Mädchen im Gebüsch beim Zellengefängniß vor, wo es angstvoll zwei Nächte zugebracht hatte; vom Asyl aus erhielt das durchaus anständige Mädchen alsbald einen Dienst. Ein anderes Mal brachte man vier Kinder in das Asyl, die bereits zwei Nächte auf Treppen geschlafen; sie hatten ihre exmittirten Eltern nicht finden können, und wurden vom Asyl aus in's Waisenhaus gebracht."

„So wirkt das Asyl in bedeutend segensreicherer Weise, als seine zunächst gesteckten Ziele vermuthen lassen."

So weit das „Sonntagsblatt."

Und wie haben sich seitdem diese Ziele erweitert!

Denn schon im Monat Januar hatten, wie Sie aus diesem Bericht ersehen, 394 Personen Schutz im Asyl gesucht; und darunter 50 Kinder. — Wie überstiegen diese Zahlen schon die kühnsten Erwartungen, wenn man die Zahl der obdachlosen Frauen und Mädchen im Polizei-Gewahrsam zu Grunde legte.

Dort waren, wie Sie wissen, im Laufe des vergangenen Jahres, noch ehe das Asyl eröffnet war, im Ganzen 1664 Frauen und Mädchen gewesen und 64 Kinder; jede Nacht 4—5 Erwachsene und alle 5—6 Tage ein Kind.

Und nun konnte schon das Asyl im ersten Monat seines Bestehens einen 3—4fach stärkeren Besuch nachweisen, — jede Nacht also im Durchschnitt 15 Personen, — und darunter 2 Kinder.

Wo waren diese Unglücklichen vorher geblieben?

Und in stetiger Steigerung nimmt der Besuch zu, je weiter die Kunde von der Existenz des Asyls dringt. — Nach den Quartalswechseln, im April, Juli und Oktober so bedeutend, daß die nächstfolgenden Monate, Mai, August und November, dahinter zurückstehen, oder doch nur auf gleicher Höhe bleiben. Im October — Quartalswechsel und Beginn der kälteren Jahreszeit — so überstark, daß Viele zurückgewiesen werden müssen.

Vor uns liegt der Besuch in Zahlen, von der Eröffnung des Asyls an bis zum 31. Dezember 1869. Hören Sie:

| | Frauen: | Mädchen: | Kinder: | Zusammen: |
|---|---|---|---|---|
| Januar . . . . . . . | 63 | 281 | 50 | 394 |
| Februar . . . . . . . | 93 | 288 | 37 | 418 |
| März . . . . . . . . . | 218 | 380 | 96 | 694 |
| April . . . . . . . . | 215 | 461 | 211 | 887 |
| Mai . . . . . . . . . | 178 | 496 | 111 | 785 |
| Juni . . . . . . . . . | 193 | 509 | 197 | 899 |
| Juli . . . . . . . . . | 328 | 583 | 263 | 1174 |
| August . . . . . . . | 307 | 637 | 230 | 1174 |
| September . . . . . . | 441 | 585 | 348 | 1374 |
| Oktober . . . . . . . . | 761 | 679 | 453 | 1893 |
| November . . . . . . . | 580 | 944 | 190 | 1714 |
| Dezember . . . . . . | 382 | 816 | 184 | 1382 |
| | 3759 | 6659 | 2370 | 12,788 |

Im Ganzen 12,788 Personen, — darunter 2370 Kinder.

2370 Kinder! Welch' ein Abgrund von Noth und Elend!

Welch' eine Unsumme von Mutterschmerz und Mutterthränen!

Behauptet heut noch Jemand, daß die Asyle für Obdachlose die Liederlichkeit bestärken? — —

Im Januar waren es also täglich 15 Personen und darunter im Durchschnitt 2 Kinder.

Im Oktober waren es schon täglich 61 Personen und darunter — Nacht für Nacht — 15 Kinder.

Am Abend des 1. Oktober, nach dem Miethsumzug, fanden sich ein 130 Personen. 90 Personen konnten untergebracht werden. Die Frauen und Kinder, 27 Frauen mit 41 Kindern wurden aufgenommen; von den Mädchen konnten nur noch 22 aufgenommen werden; die übrigen 40 Mädchen mußten zurückgewiesen werden.

Und doch hatten auch diese das Asyl aufgesucht, um gänz-

licher Obdachlosigkeit oder einem widerwärtigen Obdach zu entgehen; um der Verführung, der Liederlichkeit und der Prostitution nicht zu verfallen.

Wo sie untergekommen, was aus ihnen geworden, — wir wissen's nicht. — —

Im November und Dezember, wo die zunehmende Kälte zur Auffindung eines dauernden Unterkommens, auch für die Tageszeit, trieb, nimmt die Zahl der Besuchenden, namentlich der Kinder, vorläufig wieder ab. Immer noch aber sind die Zahlen schreckenerregende.

Am Heiligen-Abend selber, als der Weihnachtsbaum in jedem Hause strahlte, als Freude und Glück aus Millionen Kinderaugen blitzten, drängten sich in's Asyl, naß und kalt: 16 Frauen, 34 Mädchen und 11 Kinder! — 61 Personen im Ganzen.

Ihnen strahlte kein Baum. Und an den erleuchteten Fenstern vorbei, aus denen heller Kinderjubel tönte, hätten sie die ganze Nacht in den Straßen umherirren müssen, wenn nicht gastfrei das Asyl ihnen ein Obdach gewährt hätte. —

Und nun zum Schluß.

Daß so bedeutende Resultate nicht zu erlangen waren, ohne entsprechende Mittel; — wer könnte daran zweifeln.

Aber wenn auch die Verwaltung auf's Genaueste bemessen ist und die Kosten des Asyls pro Person und Nacht, Alles in Allem, und die Verpflegung inbegriffen, nicht ganz 3 Sgr. betragen: die Mittel reichen nicht.

Bis zur letzten General-Versammlung des Asyl-Vereins, am 29. September 1869 betrugen die gesammten

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Einnahmen | 5796 | Thlr. | 5 | Sgr. | 11 | Pf. |
| und die Ausgaben | 2143 | „ | 20 | „ | 5 | „ |
| blieb ein Kassenbestand von | 3652 | Thlr. | 15 | Sgr. | 6 | Pf. |

Davon waren damals 3600 Thlr. zu 4 Prozent verzinslich angelegt und brachten demnach jährlich an

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Zinsen . . . . . . . . . . . . . | 144 | Thlr. | — | Sgr. |
| laufende jährliche Beiträge waren bis zum 1. Oktober 1869 gezeichnet . . . . | 610 | „ | 20 | „ |
| Die gesammte Jahres-Einnahme des Vereins betrug also . . . . . . . . . . . . . | 754 | Thlr. | 20 | Sgr. |

Die jährlichen Kosten sind aber bei einem durchschnittlichen

Besuch von nur 50 Personen pro Nacht anzusetzen mit mindestens 1700 Thlr. und bei dem gegenwärtigen Durchschnittsbesuch von 80 Personen mit ungefähr 2700 Thlr. Es bleibt also darnach jetzt schon ein jährliches Defizit von ein paar tausend Thalern zu decken.

Und nun bedenken Sie die Ueberfüllung dieses jetzigen ersten Frauen-Asyls, die dringend zur Eröffnung eines zweiten mahnt; bedenken Sie die mehr und mehr zur Nothwendigkeit werdende Errichtung auch eines Männer-Asyls. —

Alle Gesuche Seitens des Asyl-Vereins an den Magistrat, dem Verein leerstehende städtische Gebäulichkeiten miethsfrei zu überlassen, oder ihn überhaupt in der Beschaffung von Grundstücken zu unterstützen, sind bisher von dem Magistrat abgewiesen worden.*)

Und doch wird durch die Thätigkeit des Asyl-Vereins der Stadtsäckel entlastet; und namentlich wird dies der Fall sein, wenn erst das Asyl für obdachlose Männer errichtet ist. Mußte doch die Stadthauptkasse im Jahre 1867 zur Erhaltung des Arbeitshauses einen Beitrag von 70,028 Thlr. 23 Sgr. 9 Pf. hinzuschießen; und im Jahre 1868 gar 80,771 Thlr. 11 Sgr. 5 Pf. Und Sie wissen, daß über ein Drittel sämmtlicher Bewohner des Arbeitshauses Obdachlose sind.

Bisher handelte es sich bei diesen Gesuchen an den Magistrat hauptsächlich um die weitere Errichtung neuer Asyle. Jetzt aber tritt die gleiche Frage an das bereits bestehende Asyl heran. Die Artillerie-Werkstätten, in denen es sich befindet, sind von der französischen Colonie, angeblich zur Errichtung eines Gymnasiums, angekauft worden. Das Asyl für Obdachlose muß also der Kündigung entgegensehen, ohne zu wissen, wohin.

Das Asyl für Obdachlose — nun selbst obdachlos.

Und da der Magistrat bisher nichts hat thun können oder nichts hat thun wollen, so bleibt eben nur wieder das Publikum, die Bürgerschaft selber übrig.

Aber hier haben leider in demselben Maße, in dem der Besuch im Asyl zugenommen hat, die Geldbeiträge Seitens des Publikums abgenommen.

---

*) Dagegen haben Magistrat und Stadtverordnete gegenwärtig die Festräume des neuen Rathhauses zu dem Bazar für den Asyl-Verein bewilligt.

Dieselben betrugen vom Beginn an

| | | |
|---|---|---|
| im Dezember 1868 | 1594 | Thlr. |
| im Januar 1869 | 830 | = |
| im Februar | 2004 | = |
| im März | 672 | = |
| im April | 313 | = |
| im Mai | 128 | = |
| im Juni nur noch | 74 | = |

Jetzt handelt es sich um Leben oder Sterben.

Jetzt handelt es sich um die Frage: Will die Bürgerschaft das Asyl für Obdachlose, das in so kurzer Zeit so Segensreiches geleistet hat, — will die Bürgerschaft das Asyl für Obdachlose eingehen lassen oder nicht?

Der Ausfall der allgemeinen Hauskollekte, die der Asyl-Verein gegenwärtig in Berlin veranstaltet, soll die Antwort geben auf diese Frage.

Und auf diesen Ausfall können und werden Sie Alle Einfluß haben.

Tragen Sie die Anregung, die Sie heut Abend hier vielleicht empfangen haben, in immer weitere und weitere Kreise.

Besuchen Sie das Asyl, um es aus eigener Anschauung kennen zu lernen; sorgen Sie dafür, daß Andere es besuchen; betheiligen Sie sich an der gegenwärtigen Kollekte; sorgen Sie dafür, daß Andere sich daran betheiligen. Werden Sie Mitglieder des Asyl-Vereins, Männer wie Frauen; werben Sie andere Mitglieder für denselben. Ein laufender jährlicher Beitrag von mindestens 15 Sgr., oder ein einmaliger Beitrag von 5 Thlr. genügt, um Mitglied zu werden. — Machen Sie die Hausfrauen aufmerksam darauf, daß alte Kleidungsstücke, namentlich altes Schuhwerk, u. dgl., besonders wieder für Kinder, eine nicht zu verachtende Beihülfe für das Asyl sind. Und wenn Sie zu den Wohlhabenden gehören, gedenken Sie dann, um das Werk, das aus der Bürgerschaft heraus entstanden ist, zu einem dauernden zu machen; — gedenken Sie dann in Ihren letzten Bestimmungen des Asyls: — setzen Sie ihm Legate aus.

Denken Sie sich einmal so ganz in die Lage der Obdachlosen. Ihnen Allen winkt ja, wenn Sie sich jetzt von hier aus nach

Hause begeben, ein warmes, helles Zimmer, — und lächelnd finden Sie Ihre Kinder liegen im warmen, weichen Bettchen — — —

Sie wissen ja noch nicht, was Obdachlosigkeit ist.

Und auch Sie, meine Damen und meine Herren, wissen es nicht.

Sie haben vielleicht einmal den Hausschlüssel vergessen, und in Folge dessen einige Schwierigkeiten gehabt, in's Haus zu gelangen. Ihnen ist höchstens einmal auf der Reise das Geld ausgegangen, und mit dem letzten Groschen sahen Sie die letzte Spur von Zuversicht und Selbstvertrauen schwinden; — aber Sie hatten Credit, Sie hatten Hülfsmittel. Ein ander Mal vielleicht haben Sie an einem stark überfüllten Vergnügungsort im Freien kampiren müssen, — und die warme Sommernacht hat Sie begünstigt, — Sie wissen ja nicht, was es heißt: obdachlos sein, obdachlos im Winter.

Wenn Sie es sich aber so recht vergegenwärtigen wollen, oder, wenn Sie in Ihren Bestrebungen für das Asyl auf Widerstand, d. h. auf Unverstand, stoßen; oder, wenn Sie in diesen Bestrebungen selbst müde werden sollten, — wenn Sie selbst der Ermuthigung bedürften, — — — dann denken Sie daran, daß das Asyl in dem ersten Jahre seines Bestehens bereits beherbergt hat: 12,788 Personen, und darunter 2370 Kinder —

— 2370 Kinder. —

---

## Nachwort.

### Zur dritten Auflage.

---

Beim Druck der dritten Auflage war das Gesammt-Resultat der Hauskollekte noch nicht bekannt.

Bis zum 1. März 1870 hatte dieselbe ergeben: 5251 Thlr. 19 Sgr. 3 Pf.; an der Börse waren bis dahin gezeichnet worden: 9674 Thlr. Die laufenden jährlichen Beiträge stellen sich gegenwärtig auf ungefähr 1800 Thlr.; das gesammte Vereinsvermögen auf rund 23,250 Thlr.

Aber auch das reicht noch nicht. Die Räume des Asyls müssen beständig erweitert werden; ein Grundstück — Grenadier-

straße 46 und 47 — ist zur Errichtung eines neuen Asyls angekauft worden; mit dem Bau wird bereits im April 1870 begonnen. Und immer und immer wieder drängt sich die Nothwendigkeit auf, auch den obdachlosen Männern und Knaben ein gleiches Asyl, verbunden mit Arbeitsnachweis, zu eröffnen.

Doch dazu bedarf es größerer Mittel.

Dazu bedarf es der vollen, thatkräftigen Sympathie aller Bürger.

Dazu ist es vor allem nothwendig, daß Jeder, der bereits einen Beitrag für das Asyl gezeichnet hat, auch Andere in seinen Bekanntenkreisen zu einem gleichen Beitrage veranlasse.

Denn Wenige allein vermögen ein so großartiges Unternehmen, wie die Errichtung von Asylen für Obdachlose es ist, auf die Dauer nicht zu erhalten.

Dazu bedarf es der Mithülfe Aller.

Also: vorwärts! vorwärts!

---

## Anfrage an Se. Excellenz, den Justiz-Minister Dr. Leonhardt, Ritter ꝛc. ꝛc.*)

Excellenz!

Nach dem stenographischen Berichte haben Sie in der 11. Sitzung des Reichstags vom 28. Februar, in der Debatte über die Todesstrafe gesagt:

„Meine Herren! Das blutige Drama, was sich vor wenigen Wochen auf den Feldern von Pantin bei Paris ereignete, ist eben nicht günstig den Gegnern der Todesstrafe. Als ich, mitten in der Vorbereitung zum Strafgesetzbuch begriffen, hiervon hörte, kam mir ganz unwillkürlich der Gedanke, daß die Vorsehung derartige Blutthaten zuweilen zuließe, um das getrübte Rechtsbewußtsein zu klären.“

Die Vorsehung — —? Excellenz, nennen wir jed' Ding beim rechten Namen: — die Vorsehung — das ist der liebe Gott.

Also, Excellenz, der liebe Gott hätte die Traupmann'sche Mordthat zugelassen, „um das getrübte Rechtsbewußtsein zu klären?“

Und Eure Excellenz glauben, daraus Kapital machen zu können für Beibehaltung der Todesstrafe?

Woher nehmen Eure Excellenz aber dann, als Justizminister, überhaupt den Muth, ein Verbrechen zu strafen, das Gott selbst zugelassen hat? —

Gott habe diese Niedermetzelung einer ganzen Familie zugelassen, meinen Eure Excellenz, „um das getrübte Rechtsbewußtsein zu klären.“

Excellenz! Welch' ein Vertrauen in die Allmacht, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes!

Doch gleichviel. Welche Absicht Gott dabei gehabt haben

---

Als Inserat in der „Volks-Zeitung“ vom 16. und der „Zukunft“ vom 18. März 1870 abgedruckt.

mag, ist gleichgültig. Es genügt, daß er nach der Ansicht Eurer Excellenz den Mord zugelassen hat.

Nach dem preußischen Strafgesetzbuch ist derjenige, der von einem beabsichtigten Verbrechen Kenntniß hat, ohne dasselbe zur Anzeige zu bringen und es dadurch zu verhindern, ebenfalls strafbar.

Es ist anzunehmen, daß im Himmel zum Mindesten ein eben so weises und gerechtes Strafgesetz existirt als in Preußen.

Welche Strafe hätte demnach der liebe Gott verdient?

Oder, wenn Eure Excellenz dem lieben Gott Unrecht gethan haben, müßte dann die Aeußerung Eurer Excellenz nicht als Gotteslästerung erscheinen?

Oder — wenn keins von Beiden zutrifft, — welch' andren Sinn können dann noch die Worte haben, die Eure Excellenz im Reichstag gesprochen haben?

Ein Nichtjurist.

---

## Sonnenuntergang.

Es rauscht der Kiel.
Westzugewandt.
Die Sonne sinkt.
Es wandelt sich des Meeres Blau,
Vor uns: in funkelnd, flüssig Gold —
Und hinter uns: in flüssig Blei.
Ein schweres, müdes, todtes Grau,
Das, ausgebrannt, sich wälzt und rollt: —
Des langen Tages Einerlei,
Verklärt im Abendsonnengold. — —
Er geht zu End', der müde Tag;
Zur Ruh' das Hoffen, Bangen, Zagen;
Zur Rast das Drängen, Treiben, Jagen,
Das Mühen, Kämpfen, Ringen, Wagen,
Das fieberhaft ihn ausgefüllt. —
O blick' zurück!
Ruft nicht des Abends gold'ne Gluth
Zurück des jungen Morgens Strahlenhelle?
Erscheint in dieser gold'nen Gluth,
Im letzten Strahl,
Der auf ihr ruht,
Nicht einmal noch, verklärt,
Dem jungen Morgen gleich —
Des müden Tages letzte Welle? —
Dem jungen Morgen gleich!
Ja, hell und reich,
Und goldig schien
Das weite All, das vor dir lag
Am jungen Tag. —
Wie hast du da gestrebt,
Du damals heißes Herz!
Wie wolltest du die ganze Welt umspannen!
Und ob Enttäuschung auf Enttäuschung kam —
Du konntest nicht von deinem Hoffen lassen;

Und was die Gegenwart dir scheinbar nahm,
Das hofftest du — in Zukunft zu erfassen.
Ob manch' ein Bild auch schrill zersprang,
Ob manch' ein Sehnen leis verklungen,
Ob manch' ein Streben dir mißlang —
Du hast gelitten und gerungen
Und unablässig fortgekämpft.
Du armes Herz!
Du bautest fort und fort. Im ew'gen Wahn:
Die Zukunft brächte dir's zu Gute — — —
Du hast geglaubt, daß endlos wär' die Bahn —
Und doch gegeizt mit der Minute — — —
Getäuschtes Herz!
Vollendet ist die Bahn.
Das Ziel, das du in weiter Ferne wähntest —
Der Mühe Lohn, den du dir erst ersehntest —
Ach — Alles, Alles war ein Wahn!
Dein Mühen war dein Lohn,
Du bist am Ziele schon;
Du hast's erreicht, eh' du gedacht.
Die Sonne sinkt
In's Wellengrab.
Lass' ab, lass' ab,
O Herz, lass' ab!
Kein Gott kann dieses Schicksal wenden.
Er geht zu End', der müde Tag.
Die Zeit ist um. Er muß hier enden.
Ob Freud' er, ob er Leid gebracht —
Es ist jetzt gleich. Lass' ab, lass' ab.
Ob sich erfüllt dein morgensonnig Hoffen,
Ob's Schiffbruch litt auf klippenvoller Fahrt —
Es ist jetzt gleich. Es ist vollbracht —
Zu Ende geht der müde Tag —
Zu Ende geht es. Gute Nacht! — — —
Noch einen Blick!
Den letzten Strahl,
Verklärung werfend auf das All!
Zum letzten, letzten, letzten Mal! — —
Nun gute Nacht!
Schon deckt die Nacht
Mit leiser Hand
Dich freundlich zu.

Zur Ruh', zur Ruh! —
Auch du, auch du,
Du heißes Herz.
Hier hast du Zeit, von deinem Thun,
Und müd' des Licht's,
Nun auszuruh'n —
Im Nichts.
Zur Ruh', zur Ruh',
Auch du, auch du —
Für immer schließ' die Augen zu!

Auf der Fahrt von Pästum nach Neapel.

3. Mai 1870.

## Ein Morgen auf Capri.

(19. Mai 1870).

---

Baden in der blauen Grotte mußte ich!

Das stand nun einmal fest bei mir. Freilich war ich schon zweimal auf Capri und in der blauen Grotte gewesen. Beide Male aber in Gesellschaft von Damen. Und die Aengstlichkeit, mit welcher diese Guten sich jedesmal lang auf den Boden der kleinen, schmalen Kähnchen niedergelegt hatten, wenn es galt, vom Meere aus durch das kaum 3 Fuß breite und 3 Fuß hohe Felsenloch hineinzuschlüpfen in die geheimnißvolle Geisterwelt; hatte zudem — trotz aller Galanterie — den wundervollen Eindruck, den die Zaubergrotte sonst auf mich gemacht hätte, wesentlich beeinträchtigt, und — mir wenigstens — das volle, reine Genießen dieser unvergleichlichen Herrlichkeit unmöglich gemacht.

So beschloß ich denn die Fahrt zum dritten Male zu machen. Allein; und in aller Morgenfrühe, um ungestört im Besitz der Grotte schwelgen zu können, bevor noch der täglich von Neapel herüberkommende Dampfer seinen Strom besehwüthiger Fremden ausgespieen.

Es war ein goldener Sonnenmorgen, als ich mich in Sorrento von meiner Frau Liebsten, welche im Bettchen blieb, beurlaubte und in die mit vier Ruderern und einem Steuerjungen bemannte Barke stieg. Ein Morgen und eine Fahrt, wie jene gewesen sein mögen, die Gregorovius*) also beschreibt:

„Das Meer war so still wie der Himmel, und Alles in weiter Ferne in träumerischem Duft verloren; aber Capri stand vor uns groß und ernst, klippenstarr und felszackengepanzert, in

---

*) Ferdinand Gregorovius. „Wanderjahre in Italien." Zweite Auflage. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1864. Band I. Seite 313.

Im besonderen Wiederabdruck daraus: „Die Insel Capri" mit Bildern und Skizzen von K. Lindemann-Frommel. Leipzig. A. Dürr. 1868.

der melancholischen Wildheit seiner Berge und in der schroffen Jähe der schwindelsteilen Kalkwände von roter Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit. Auf den Höhen braune Castelle, nun zerfallen; verlassene Strandschanzen mit einsamlichen Kanonenschlünden, die schon der wilde Ginsterstrauch lachend mit gelben Blumenästen überdeckt; Klippen, wüst und wild und schartig, in den Aeter hinaufgreifend, und von den Seefalken überflattert, vogelheimisch und sonngewohnt, wie Aeschylus sagt; Hölen tief unten, dämmervoll und märchenhaft; aber oben auf dem gebogenen Rücken des Eilandes ein heiteres Städtchen mit weißen gewölbten Häusern, mit hohen Mauern und einer gewölbten Kirchenkuppel; unten an der schmalen weißsandigen Marina der Hafen der Fischer und viele aufgereihte Barken."

Aus der Reihe dieser Barken löste sich, als wir nach zweistündiger Fahrt in der Höhe des Hafens angelangt waren, ein Punkt vom Ufer los. Es war ein Mann in einem jener schmal gebauten Kähne, mit denen allein man in die Grotte dringen kann. Nach einer halben Stunde trafen wir am Eingang der Grotte zusammen. Der Mann war nicht sonderlich erbaut, als ich ihm erklärte, daß er sich diesmal leider vergeblich bemüht habe. Ich hätte die Absicht, in die Grotte hineinzuschwimmen und bedürfe demnach seiner Dienste nicht. Er habe sich übrigens das letzte Mal von uns in der Grotte 4 Francs für das Hineinspringen bezahlen lassen. Ich wollt's billiger machen. Wenn er mir nur 2 Francs gäbe, so könne er heut bei mir zusehen, wie ich hineinspränge, und mein Körper im Wasser der blauen Grotte würde genau so silbern glänzen als der seinige; mein Kopf über dem Wasser genau so roth aussehen. Laut fluchend und gefolgt vom Gelächter meiner Marinari fuhr er von dannen.

Neben dem Hineinfahren der Fremden in die Grotte ist für die Grottenführer nämlich das Hineinspringen in das Wasser eine zweite Erwerbsquelle. Haben sie eine Gesellschaft in mehreren Kähnchen in die Grotte geführt, so erbietet sich einer der Bootsleute, im Wasser umherzuschwimmen.

In der Mitte der Grotte ist eine Art Landungsstelle. Wird man handelseinig, so entkleidet sich der Mann dort — sein ganzer Anzug ist darauf eingerichtet, — in ein paar Sekunden bis auf eine Badehose, welche er beständig trägt; springt kopfüber in's

Wasser und umschwimmt unter dem staunenden Jauchzen der Gesellschaft ein paarmal die Boote.

Der Anblick ist auch feenhaft prächtig. Während das Wasser in der Grotte blauem Feuer gleich zu brennen scheint, und blauer, leuchtender Aether die riesige Wölbung erfüllt, glitzert und glänzt der im Wasser befindliche, stark verkürzt erscheinende nackte Körper des Mannes wie Silber, und — im Gegensatz dazu — erscheinen indianerhaft roth der Kopf und die Hände des Mannes, wenn diese sich über den Wasserspiegel erheben, und das Wasser gleich elektrischen Funken von ihnen niedertropft.

Die Grotte ist einem gewaltigen Eirund vergleichbar, welches bis zur Hälfte vom Meer erfüllt ist. Sie ist an 170 Fuß lang, 100 Fuß breit und wölbt sich über dem Wasser bis zu einer Höhe von 50 Fuß. Sie würde demnach, bei dieser Größe, wenn das Sonnenlicht ausschließlich auf die kleine, 3 Fuß im Durchmesser habende Oeffnung angewiesen wäre, durch welche man einschlüpfen muß, nahezu ganz finster sein und — zumal an dieser höhlenreichen Küste — durchaus nichts Besonderes bieten.

Nun ist der Eingang zur Grotte aber nicht etwa ein kleines Loch, sondern dieses scheinbare Loch ist in Wirklichkeit nur die höchste Spitze einer sich allerdings kaum 3 Fuß über den Meeresspiegel erhebenden, nach unten aber bis zu beträchtlicher Tiefe beständig erweiternden Felsenöffnung.

Für die Beleuchtung der Grotte kommt es daher auf das Tageslicht, welches direkt einfällt, gar nicht an. Im Gegentheil: dieses letztere wirkt nur durch den Gegensatz, welchen es hervorruft; und des Nachmittags, sobald die Sonne mehr im Westen steht, stört es sogar. Die blaue magische Beleuchtung der Grotte dagegen rührt daher, daß das Sonnenlicht in einem breiten Strome schräg durch die unterseeische Oeffnung — ein hundert Fuß dickes Fenster des reinsten Meerwassers — einfällt, und in gleich schrägem Winkel vom Meeresgrund aus reflektirt wird. Daher auch die wunderbare Verkürzung und das Silberglänzen der im Grotten-Wasser befindlichen Gegenstände. —

Im Alterthum war die Grotte wohlbekannt. Von der Landungsstelle, welche sich in ihrer Mitte befindet, führt noch heut ein Gang mit zerbrochenen Stufen aufwärts, der, gegenwärtig verfallen, einst mit einer Tiberianischen Villa in Verbindung ge-

standen haben soll. Der Nachfolger des Kaisers Augustus, der grausame Wollüstling Tiberius lebte, zur Zeit als Christus an's Kreuz geschlagen ward, auf Capri. Elf Jahre lang und bis zu seinem Tode, residirte er hier. Er bedeckte Capri mit Marmor-Villen, Tempeln und Lusthainen, und machte das kleine, kaum eine Quadratmeile große Felsen-Eiland zum Mittelpunkt der Welt. Tiberius soll in der blauen Grotte mit seinen Hetären gebadet haben.

Dann blieb die Grotte an 1800 Jahre lang verschollen und vergessen. Bis Kopisch, der Dichter und Maler, sie 1826 wieder entdeckte. Jetzt ist sie der Wallfahrtsort Tausender von Fremden jährlich.

„Als ich in die Grotte einfuhr," schreibt Gregorovius in seiner unübertrefflichen Weise — „war es mir, als wäre ich in eins jener Märchen zurückgekehrt, mit denen man als Kind zusammenlebt. Welt und Tag sind auf einmal verschwunden, und da ist man in der wölbenden Erde und in einem Dämmer von blauem Feuerlicht. Die Wellen atmen still und perlen Funken empor, wie als sproßten aus den Tiefen blitzende Smaragde und rote Rubinen und tausend Karfunkelsteine auf. Geisterhaft blau sind die Wände und mysteriös anzusehen, wie Paläste von Feen. Es ist Schein von fremdem Wesen und von fremdem Geist; ganz wunderbar, heimlich und unheimlich zugleich. Alles ist still wie in einer Schattenwelt, da Niemand auch nur reden mag. Du jauchzest zuerst auf, dann bist Du still, und es schallt nur das plätschernde Ruder oder das Kichern der Wellen, welche Phosphorkränze um die Felsenwände schlingen. Das blaue magische Wasser lockt unwiderstehlich. Man muß hinabspringen und man taucht sich wie in ein Lichtmeer nieder. Ja, ich glaube wol, daß Tiberius hier badete und unter den schönen Mädchen seines Harems hier umherschwamm, wie Sueton erzählt. In dieser wollüstig strömenden Phosphorflut glühten dann die Mädchenleiber wie stralende Leiber von Meerfeien, und nicht hat hier Sirenengesang und Flötenspiel gefehlt, um solches Bad zu einem unsaglichen Wollustbade zu machen. Ich sah auf einer griechischen Vase eine Sirene gemalt, ein wunderliebliches Wesen, das hebt beide lilienweiße Arme auf, kichert und schlägt zwei blitzende Erzbecken zusammen. So kommen hier die Sirenen aus der blauen Feuerflut herauf, schlagen die Erzbecken zusammen, kichern und

tauchen auf und unter. Aber nur Sonntagsmenschen sehen sie und kleine Kinder.“ —

So kannte auch ich die Grotte. So — an der Hand des trefflichen Gregorovius eingeführt in das Wunderland Italien — hatte auch ich sie liebgewonnen.

Und doch — wie anders war nun wieder der Eindruck, als ich — zum ersten Male — und allein — in die Grotte hineinschwamm. Mutterseelenallein. Denn von meinen Marinari, die draußen in ihrem breitbrustigen Boot Wacht hielten vor der schmalen Felsenöffnung, war auf Beistand nicht zu rechnen.

Ein Grausen überkam mich, ein Gefühl des Verlassenseins, das Bewußtsein gänzlicher Hülflosigkeit, daß ich — obwohl tüchtiger Schwimmer und voll Vertrauens in meine Kraft — meinen ganzen Willen zusammennehmen mußte, um nicht umzukehren aus Furcht vor eingebildeten Gefahren. All' die Phantasiegebilde, mit denen ich sonst, vom sicheren Kahne aus, die Grotte belebt hatte, sie stürmten jetzt auf mich ein. Es wallte und flimmerte um mich her im blauen Feuerschein, — die Felsenwände bewegten sich geheimnißvoll, und aus ihren Spalten und Falten huschten Schatten hervor, näher und näher, und drangen auf mich ein.

Ich schwamm auch nicht. Es war auch kein Wasser, in welchem ich mich bewegte; kein gewöhnliches Wasser, das dem Druck des Armes Widerstand entgegensetzt, und das dem Auge körperlich, greifbar erscheint — — Leuchtender, blauer Aether war es, in dem ich mich befand —

Ich schwebte.

Geisterleben um mich her — über mir — unter mir —

Unter mir —?

Ein wahnsinniger Schreck durchzuckt mein Hirn. Das Element unter mir ist so klar, daß ich tief, tief hinabschauen kann in das geheimnißvolle Schalten des Meeres; so durchsichtig, daß ich jede Linie an meinem Körper sehe, jedes Fäserchen, jedes Pünktchen, die Nägel an den Zehen — scharf und bestimmt, und silberglänzend — — Es ist auch mein Körper, den ich sehe; ich fühle es: noch bin ich — Ich; noch pulsirt warmes, menschliches Leben in meinem Kopfe — — aber — es ist der silberglänzende, verschwindend kleine Körper eines Zwerges — —

Vor meinen eigenen Augen bin ich zusammengeschrumpft zur Zwerggestalt —

Ich bin verzaubert.

Da reicht sich mir eine Hand — riesengroß, blutroth erscheinend — aber lebenswarm, menschlich Fleisch, menschlich Blut.

Es war meine eigene Hand, die ich im Augenblick des Schreckes unwillkürlich über den Wasserspiegel erhoben hatte.

Da war der Zauber gebrochen.

Hell mußte ich auflachen.

Die Lichtbrechung im Wasser war so stark, daß der ganze silberglänzende Körper nach unten scharf verkürzt und zwergenhaft klein erschien; und im Gegensatz dazu die Hand über dem Wasser wahrhaft riesige Dimensionen und blutrothe Farbe annahm.

Und als ich nun, mich auf den Rücken legend, meinen Körper emporsteigen ließ zur Oberfläche, so daß Brust, Knie und Zehen aus dem Wasser hervorragten, da hatte ich denn auch meine ganze Leibeslänge wiedergefunden.

Lange lag ich so auf dem Rücken — regungslos. Vergessend die Tiefe unter mir, — träumerisch hingegeben dem Farbenspiel im Wasser um mich her und im Aether über mir, wo hoch oben in der Wölbung der blaue Dämmerschein geheimnißvoll webte und schwebte an den blauen und grünen Felswänden.

Dann zurück in das Meer. Zurück in die freie, schöne Gotteswelt, um im goldnen Sonnenlicht menschlich wieder aufzuathmen.

Noch dreimal schwamm ich hinein in die Grotte. Aber während ich drinnen jubelnd aufjauchzte, und mich schon so ganz heimisch fühlte; auch zu größerer Bequemlichkeit bereits ein Ruheplätzchen auf einer Felsenkante ausfindig gemacht hatte, — konnte ich doch im Augenblick des Hineinschwimmens und bei dem so jähen Wechsel der Beleuchtung, das wollüstig schmerzliche Grausen, welches ich das erste Mal so stark empfunden, nicht gänzlich los werden.

Und als ich das letzte Mal gar, im tollen Uebermuth, auf dem Rücken liegend, und rückwärts, den Kopf voran, mich von der leise schwingenden Welle hineintragen ließ, und der Felsenschlund gurgelnd mich einschlürfte, und abermals in ganz neuer Gestaltung sich gähnend über meinem Haupte öffnete, — da, —

war es die ungewohnte Weise des Eindringens? war es das in Folge der eintretenden Ermüdung schwindende Vertrauen auf die eigene Kraft? — da packten mich die Geister auf's Neue mit ganzer Allgewalt, und die Sirenen stiegen aus der Tiefe herauf und zwickten mich, bis ich, geschunden und blutig geritzt an den scharfen Felskanten, das freie Meer wieder gewonnen hatte. —

Von der Grotte ruderten mich meine Marinari zurück zum Hafen der Insel, zur kleinen, weißsandigen Marina.

Noch war es heiterste Frühe. Noch war es ein unentweihter, heiliger Morgen. Noch wurden die Fremden ja nicht erwartet.

In heiterster Stille lag sie da, die kleine Marina. Ein kurzes Streifchen Sand, eingeklemmt zwischen dem Meere und den aufsteigenden Bergen, so schmal, daß nicht einmal genügender Raum vorhanden ist, um bei bewegter See die paar Boote weit genug auf den Sand ziehen zu können; und daß gemauerte Schuppen errichtet werden mußten, um in diesen die Boote zu bergen. Noch waren sie nicht da, die Mädchen, die freundlich das Bänkchen in's Wasser schieben, um Dir das Heraussteigen aus dem Boote zu erleichtern, wenn Du auf dem Sande auffährst; oder die Dir hülfreich die Hand reichen, wenn Du am kleinen Bollwerk landest. Noch auch waren sie nicht da, die dunkelfarbigen und dunkellockigen Kinder, die leuchtenden Auges und lächelnden Mundes dem Fremden ein Blümchen zum Kauf anbieten, oder ein gefangen Vögelchen, dem der Fremde die Freiheit schenken soll, und das sie dann womöglich wiederfangen; oder zierlich aus Stroh geflochtene Körbchen mit Corallenstückchen, Seesternchen und kleinen Muscheln.

Nur ein paar Kinder badeten am Strande, und ein paar Fischer flickten ihre Netze aus.

Kaum aber war ich an's Land gestiegen, als auch schon Führer und Eseltreiber mir ihre Dienste anboten. Entfernungen giebt es in Capri für denjenigen, dem die Zeit nicht allzu knapp zubemessen ist, eigentlich nicht. Ebenso wenig kann man sich eigentlich verirren. Aber sollte ich denn wirklich nach dem erfrischenden Bade wiederum den doch immerhin steilen, unbequemen Weg zwischen den Gartenmauern zum Städtchen Capri hinaufklimmen? Nicht doch. Mein Tagewerk erachtete ich mit der Schwimmparthie in die blaue Grotte für beschlossen. Der Tag war ja schon reich genug. Froh wollte ich, und mühelos, den Rest genießen. Gern

ließ ich mir denn auch einen Esel aufnöthigen. Und ich hatte auch nichts dagegen, daß der Eseltreiber sich sofort in einen „Führer" verwandelte, der meist ein paar Schritt voraus ging; und statt seiner ein Mädchen, über das ganze Gesicht lachend, ein ausgelassenes, schmuckes Ding von ungefähr 18 Jahren, die Zügel ergriff, und eine Dritte, vielleicht Zwölfjährige, den Esel hinten am Schwanz erfaßte. Wußte ich doch vom Ritt auf den Vesuv her, daß bei italienischen Bergpartieen zu jedem Gaul oder Esel ein Führer, ein Treiber, zwei Zügelführer, ein Schwanzträger und womöglich zu jedem Haar des Schwanzstummels noch ein Begleiter gehören. Dort auf dem Vesuv hatte ich mir diese unerwünschte Begleitung durch Drohen und Fluchen vom Leibe gehalten, bis sie mich mit meinem Gaul allein gelassen. Hier ließ ich's mir gefallen. Und wenn's ihrer noch Mehrere gewesen wären. Und es wurden ihrer noch Mehrere. Hier wollte ich auch nicht reiten. Breitbeinig bequem, die Hände in den Hosentaschen, willenlos, die Zügel, den Esel, den Weg meinen Begleitern überlassend, ließ ich mich von dem Grauthier den Berg hinauftragen. Heut wollt' ich nichts mehr thun als sehen, Capri sehen und genießen.

Den Rath aus dem Fremdenbuche bei Michele Pagano, dem Wirthe der Malerkneipe, den Baedecker seinen Reisenden wieder einschärft —: „Ne quittez pas la grotte d'Azur sans voir Capri" — ich wollte ihn beherzigen. War ich doch heut wieder, zum dritten Male auf Capri, diesem lieblichsten Punkte der Erde. Zum dritten Male, und diesmal allein, und nicht gezwungen, Rücksicht zu nehmen auf Andere.

Ja, das war es wieder! Capri! Das märchenstille, so lieblich kleine und doch grotesk wilde Sirenen-Eiland Capri! Das war er wieder, der steile, treppenartige Weg zwischen den von Orangen, Citronen, Oliven, Feigen, Mandeln und Myrthen überragten Gartenmauern; mit dem bei jeder aufsteigenden Biegung sich herrlicher erweiternden Blick auf den blauen Golf. Das war es wieder, das kleine Thor des Städtchens; das kleine Marktplätzchen; die enge Straße, die nie einen Wagen gesehen. Das waren sie wieder, die kleinen barocken Häuschen. Blendend im Sonnenschein. Weiß getüncht, um die Hitze besser zurückstrahlen zu können. Eng an einander gedrängt, das Eine den Schatten des Andern gleichsam suchend; auf Schatten und Dunkelheit berechnet; lichtab-

gewendet; mit dicken Mauern, und mit so wenig Fenstern nach Außen als möglich. Vielfach geschmückt mit der von weißgetünchten Säulen getragenen Rebenlaube.

Fast dachlos erscheinen dem Nordländer diese barocken Häuschen mit ihren platten, in der Mitte rund und flach etwas aufgewölbten Dächern. Aber diese platt gemauerten, in der Mitte mit Kalk wenig erhöhten Flachdächer genügen für den Abfluß des spärlichen Wassers. Keine schrägen Dächer sind nöthig unter diesem glücklichen Himmelsstrich. Denn nicht haben sie zu sorgen für die Ablenkung niederströmender Regenwässer; nicht werden sie im Winter belastet durch schwerdrückende Schneemassen.

Ja, das war Italien! Süd-Italien!

Nicht jene trocknen, ausgebrannten Farben, die man so oft in Ober-Italien sieht; jene ausgedörrten Landschaften, die Grau in Grau, Sonnenschein in Sonnenschein, unter der Kraft des stechenden, bleichenden Sonnenlichts farblos geworden zu sein scheinen; und in denen selbst die Gebäude, nur an den Linien erkennbar, schlackenhaft ausgebrannten, farblosen, körperlosen Wesen gleichen.

Der dunkelblaue Himmel über mir, das noch tiefblauere Meer; die mich umgebende südliche Vegetation: Orangen, Citronen, Pommeranzen, Feigen, Maulbeer, Oliven, Mandel und Johannisbrotbäume, untermischt mit Eichen, Kastanien und Nußbäumen, dazwischen Cypressen und Pinien, vereinzelt ein paar Palmen, aber zahlreich, und der Vegetation so recht den tropischen Charakter aufdrückend die großen, bizarr und wunderlich gestalteten Cactusfeigenbäume. Dazwischen die blendend weißen Häuschen mit den scharfmarkirten Schattenlinien, leuchtend und sonnenhell. Und aus dem in allen Schattirungen des üppigsten Grüns lachenden Bilde, schroff und steil emporragend die nackte Felsenwand des Monte Solaro, röthlich schimmernd, und flimmernd in der aufsteigenden Hitze — —

Das waren weiche, reiche, sattglühende Farben!

Und dazu die milde, balsamische Luft, lau und lind fächelnd — Das war Italien! Das war Sonnenschein um mich her. Sonnenschein in mir!

Ja, das war Capri. Nicht das herausstaffirte Schaustück für die Fremden; sondern, an diesem Morgen zu ungewohnter Zeit belauscht, das Capri, wie Ferdinand Gregorovius es beschrieben, das Capri wie es ist, das Capri für sich selbst.

Noch hatte der Fremdenstrom die Bevölkerung nicht herniedergelockt zur Marina, zu Führer- und Gepäckträgerdiensten und zur Bettelei. Noch war das, was ich sah, ein Bild emsiger, stillanmuthiger, meist fraulicher Thätigkeit. Denn die Männer weilen draußen auf der See beim Fischfang; oder sind für die Zeit des Sommers hinausgezogen nach Corsika oder an die afrikanische Küste, um Korallen zu brechen.

Manch' freundlich Bild stillgeschäftigen Thuns war es, das ich erschaute, in den kleinen Gärten, die auf aufgemauerten Terrassen steil an dem Felsen aufsteigen; in den kleinen offenstehenden Häusern und auf den platten Dächern.

Und dort, den steilen Pfad entlang, dort wandelten sie einher, graziös und leichtfüßig, und zu anmuthigen Gruppen vereinigt, die lieblichsten Mädchengestalten. Sonnegebräunt und dunkeläugig; meist edelgeschnittenen Profils, einst griechischen Ursprungs; das schwarze Haar tief herabgeknotet und durch einen silbernen Pfeil gehalten; das Brusttuch über der Brust zusammengeschlagen und in das kurze Mieder gesteckt; auf dem entblößten Hals ein Goldkettchen, oder ein goldenes Herzchen an einer Korallenschnur, oder eine geweihete Medaille, ein Amulett oder ein auf Zeug gesticktes Madonnenbild; — mit goldenem Schmuck, wo immer er nur anzubringen, — mit langem, goldenen Ohrgehänge, — und barfüßig, kurzröckig und mit weißen Hemdsärmeln; das junge Köpfchen in reizendster Umfaltung von dem farbigen, meist rothen Kopftuch umgeben; und auf diesem Köpfchen 1, 2, 3 Tuffsteine, einen Korb mit Erde oder einen antik geformten Henkelkrug mit Wasser tragend. Denn Wagen giebt es nicht auf Capri. Und außer den für die Fremden bestimmten Eseln kein Lastthier. „Das Mädchen von Capri ist das eigentliche Lastthier der Insel."

Und Alles muß hier getragen werden. Und Alles wird auf Mädchenköpfen hinaufgetragen: die Steine zum Bauen, die Erde für die Gärten, das Wasser für den Hausbedarf. Es giebt nur ein paar spärliche Quellen auf Capri; und wenn das Regenwasser in den Cisternen verbraucht ist, so muß auch das Wasser nach dem oberen Städtchen, nach Ana-Capri, das hoch oben auf dem Monte Solaro liegt, 560 in den steilen Felsen eingehauene Stufen hinaufgetragen werden.

Grüßend waren die Mädchen vorübergeschritten, scherzend und tändelnd unter ihrer Last. Meine Begleiterin hatte lachend ein

paar Worte mit ihnen gewechselt. Dann trieb sie den Esel, dem ich auf die Dauer wohl zu schwer werden mochte, mit lautem Geschrei und mit Stockschlägen zu neuer Eile an. „Allez! Carogna! allez! avanti!“ Und dabei trabte sie nebenher, leicht und elastisch, mit ihren nackten Füßen der Steine nicht achtend; und lachte mich an, daß die Augen funkelten und die weißen Zähne blitzten: — „Coraggio! Signore! Coraggio!“ „Muth! Herr! Muth!“ „Questa sera maccaroni!“

„Heut Abend giebt es Makkaroni!“

Das ist der wunderthätige Schrei in Italien. Was dem Deutschen das Trinkgeld ist; was mitten in der angestrengtesten Arbeit das Verlangen nach Ruhe, das Bedürfniß der Erholung ist, die Sehnsucht nach dem Feierabend: das sind dem Italiener die Makkaroni.

„Questa sera maccaroni!“

Mit diesem Schrei spornt der Maulthiertreiber sein ermüdetes Thier an, der Kutscher seine Pferde, der Bootsmann die ermatteten Ruderer. Mit diesem Schrei reffen sie bei hereinbrechendem Unwetter die Segel ein; mit diesem Schrei kämpfen sie gegen Sturm und Wellen an, strampelnd wie die Hampelmänner und gräuliche Grimassen schneidend. Und wenn sie der Anstrengung fast zu erliegen scheinen — dieser Schrei feuert sie zu neuer, fieberhafter Thätigkeit an.

Es war ein kurioser Ritt. Durch steinige Caktusfelder. Meinen Begleitern hatte sich nach und nach ein ganzer Schwarm meist halberwachsener Mädchen und Kinder angeschlossen, und mit lautem Halloh! Ehi! Ah! Eh! und im Trab ging's bergauf; und bergab hingen sich ihrer stets ein Paar an den Schwanz des Esels, und stemmten, rückwärts gelehnt, die Füße in die Erde.

Tief unter mir und noch in ziemlicher Ferne, einen weiten Bogen ziehend, sah ich den Dampfer kommen, welcher die Fremden von Neapel zur blauen Grotte führte. Im Geiste sah ich es schon, das überfüllte Verdeck, mit den sich gegenseitig musternden Passagieren; ich hörte es, das Geschnatter in allen nur möglichen Sprachen; ich sah sie, die modisch zugestutzten Trachten, die rothen Bücher, die blauen Schleier, und die langweiligen Gesichter.

Ich wußte, daß, wenn ich ihnen begegnete, sie mir die blaue Grotte und Capri entzaubern würden.

Hohnlächelnd, und mich so recht von Herzen meines Vorsprungs freuend, blickte ich auf sie nieder.

„Lebet wohl, ihr glatten Säle,
Glatte Herren! glatte Frauen!
Auf die Berge will ich steigen,
Lachend auf euch niederschauen!“
(Heine).

Am Salto di Tiberio machten wir Halt „Der Sprung des Tiber“, so heißt ein Felsen am Südostrand der Insel, der jäh und steil, fast senkrecht, an 800 Fuß tief in's Meer hinabfällt. Die Geschichte berichtet, daß von diesem Punkt der Kaiser Tiberius die Opfer seiner Mordlust nach langen und ausgesuchten Martern in seiner Gegenwart habe in's Meer stürzen lassen. „Sie fing unten ein Schwarm von Matrosen auf, um die Körper mit Segelstangen und Rudern zu zerschlagen, auf daß in keinem ein Lebenshauch überbliebe.“

„Es ist wahrlich ein diabolisches Vergnügen,“ sagt Gregorovius, von diesem schroffen Absturz Steine rollen zu lassen, welche in entsetzten Sprüngen von Zacken zu Zacken sich fortschnellen und die Felsen vom Donner ihres Falls widerhallen machen.“

„Zwei Schritte weit von dem grausigen Salto liegt jetzt ein kleines Haus, über dessen Thür das Wort Restaurant zu lesen ist. Im Zimmer steht zu jeder Stunde ein gedeckter Tisch, beladen mit Früchten, mit Brot und mit Flaschen voll Tränen des Tiberius.“ (So wird der Wein auf Capri genannt, ähnlich wie der Wein auf dem Vesuv Lacrimae Christi — „Thränen Christi“ heißt.) „Derselbe Wirt, der dies Tischchen decke dich eingerichtet hat, ließ auch den schmalen Rand des Salto mit einer kleinen Mauer einfassen, und so bietet er dem Fremden das Gräßliche gleichsam auf einem Präsentirteller dar.“

Dicht neben dem Salto liegen die jetzt noch an 60 Fuß hohen Trümmer eines im Alterthum hochberühmten Leuchtthurms. Einen prächtigen Blick gewährend auf das steil darunter liegende Meer.

In dem Wirthshäuschen ließ ich meine Begleiter und den Esel zurück, und stieg allein die wenigen Stufen aufwärts zur Villa des Zeus.

So hieß der berühmte Prachtbau, den der Kaiser Tiberius auf Capri bewohnte. Hier war es, wo er sich, nachdem er seinen allzumächtig gewordenen Günstling Sejanus hatte hinrichten lassen, aus Furcht vor einer Verschwörung neun Monate lang einge=

schlossen hielt. Hier lebte er, bis er, sechs Jahre später, während einer kurzen Reise, auf Befehl seines Großneffen und Nachfolgers Caligula selber erstickt ward.

Längst liegt die Villa des Tiber in Trümmern. Aber wahrlich: keines Kaisers Wohnsitz kann sich messen mit der Herrlichkeit ihrer Lage.

Auf ragendem Fels, der über 900 Fuß tief steil in das Meer hinabfällt, erbaut. Hart an dem Ostrand der Insel, wo das Meer sich bis zu einer Breite von etwas über einer halben Meile verengt. Gerad' gegenüber der Punta della Campanella, der äußersten Spitze des Vorgebirgs der Minerva, das vom Festland her meilenweit sich in's Meer hinein- und Capri entgegenstreckt und so die Scheidegrenze zwischen den beiden Golfen, nordwärts dem von Neapel, und südwärts dem von Salerno bildet. Eine Lage der Villa, welche von ihren Fenstern aus die Rundschau über beide Golfe und über die schönsten Küsten und Inseln Italiens gestattete.

„Nichts gleicht dem Blick auf das ganz nahe Vorgebirg der Minerva, dessen Formen von der herrlichsten Plastik sind; hinter ihm sieht man die schönen Bergreihen des Sant Angelo und des ganzen Ufers von Amalfi und Salerno in der Verkürzung aufgereiht wie Coulissen eines ungeheuren Theaters, bis sie sich im grandiosen Bogen nach Päſtum ziehen."

Und nun der Golf von Neapel!

Scharfgemeißelt und ebenfalls steil in das Meer hinabfallend die nahe und vielgebuchtete Felsenküste Sorrent's. Dann die Bucht von Castellamare. Die aschgraue Todtenstadt Pompeji. Die schimmernde Häuserkette von Torre dell' Annunziata, Torre del Greco, Resina und Portici. Dahinter in leise geschwungener Linie sanft ansteigend der Vesuv, behäbig schmauchend und eine schlanke, dünne Rauchsäule, welche sich oben zu einer Wolke zusammenballt, in den blauen Himmel sendend. Gerad' nordwärts — amphitheatralisch aufgebaut und leuchtend in der Sonne — Neapel! In gerader Entfernung vier Meilen von mir; aber so klar und scharf beschienen, daß ich die größeren Gebäude, das Hôtel, in welchem ich Wochenlang gewohnt, und den Mastenwald im Hafen erkennen kann, und daß ich meine, das lärmende Gewühl seiner Straßen müßte zu mir herüberschwirren. Westwärts von Neapel das Kloster auf dem Camaldoli, der Posilipp, die zinnen-

gekrönte Nisita, Pozzuoli, die Bai von Bajä, das Cap Misen, und, den Kranz um den Golf anscheinend schließend, die Inseln Procida und Ischia.

Ein unvergleichliches Panorama! und fast jeder einzelne Punkt dieses Paradieses belebt durch die Erinnerung dort zugebrachter glücklicher Stunden.

Der Golf still und ruhig; funkelnd in der Sonne; von weißen Segelchen belebt, hin und wieder von einem rauchenden Dampfer durchfurcht. Das Wasser so klar, daß die Schiffe auf ihm, spiegellos, wie im Nichts zu schweben scheinen. Tiefblau und, in einzelnen scharfmarkirten Uferstreifen, je nach der Beschaffenheit des Untergrunds, goldig grün.

Eine leuchtende Farbenpracht erfüllt Himmel und Meer. Den ganzen Tag über wechselnd, je nach dem Stande der Sonne, und mit jeder veränderten Wolkenbildung. Bis die Sonne am Abend in goldener Purpurgluth im Meer versinkt. Keine Beschreibung läßt sich geben von dieser Pracht. Nüchtern, trüb und kalt, farblos und sonnenlos erscheint dagegen der nordische Himmel. Und sein schönstes Blau, mit dem er an ganz heiteren Sonnentagen lächelt, fahl und grau ist es, verglichen mit der Pracht des süditalischen Himmels. Und auch dessen Pracht erbleicht wieder, und auch dessen tiefstes Blau verblaßt gegen das leuchtende, strahlende, durchgeistigte Blau des neapolitanischen Meeres. — — —

Die stillste Einsamkeit umfing mich. Hin und wieder ein schriller Möwenschrei. Das Zirpen der Heimchen und das Rascheln der Eidechsen im Gemäuer, die ich aufscheuchte, als ich über die Mosaikreste und Marmortrümmer des einstmaligen Kaisersitzes dahinschritt.

Es muß ein gewaltiger Bau gewesen sein. Ich aber vermag auch hier wieder nichts Besseres zu thun, als indem ich Gregorovius erzählen lasse:

„Man irrt dort in einem Labyrint von Gewölben und unterirdischen Galerien, von zahllosen Gemächern, welche jetzt zum Teil zu Weingärten oder zu Viehställen benutzt werden. Capitäler, Vasen, Säulenstümpfe, Marmorschwellen liegen noch umher; einzelne Kammern haben noch Reste ihres Stucks, und man erkennt selbst die Malereien in tiefem Gelb oder in dem Dunkelrot von Pompeji. Einige Böden haben noch ihre Mosaik von weißen

Marmorstücken mit schwarzer Einfassung und hie und da sind die Stiegen zu den untern Sälen noch wol erhalten."

„Die Villa scheint mehre Stockwerke gehabt zu haben; das unterste steckt noch unausgegraben im Boden. Der oberste Teil überrascht durch den noch ganz erhaltenen Plan seiner Gemächer, welche nach der Seite des Ufers ein Halbkreis umgibt, vielleicht ein Theater; Nischen und Rundmauern lassen weiter auf einen Tempel schließen. Alles was zur überschwänglichen Pracht des fürstlichen Lebens gehörte, hat diese Villa vereinigt, und weil sie so lange Kaisersitz war, muß sie, ehe Nero und Hadrian bauten, alle andern Villen Roms an Herrlichkeit übertroffen haben. Dazu kommt die unvergleichliche Lage über der Meerenge, wo zwei Golfe dem Blicke frei liegen. Von hier aus sah Tiberius wie ein Geier hinunter und sah Alles, was auf der Insel vorging, und sah auch die Schiffe, welche von Hellas, von Asien und Afrika in den Golf einliefen, oder die von Rom herabkamen. Köstlich aber muß auf der See selbst der Anblick gewesen sein, segelte man zwischen Capri und dem Minervencap und betrachtete man dort die Marmorschlösser und den Faro, hier die schönen Tempel. Denn Tiberius sah auf jenem Vorgebirg, dessen Spitze heute ein Turm krönt, noch die weitberühmten Tempel der Minerva und der Sirenen, und den Tempel des Herakles."

„Ich saß manche Stunde lang auf den Trümmern und baute mir Capri wieder auf. Welch ein Anblick, denkt man sich alle diese Gipfel mit Marmorpalästen geschmückt und das schöne Eiland bedeckt mit Tempeln, Arcaden, Statuen, Theatern, mit Lusthainen und Straßen. Und welch ein Bild würde es sein, sähe man die Römergestalten selbst die Straße heraufschreiten, den Hof eines Kaisers, Senatoren, Gesandte aus aller Welt, die schönsten Weiber Joniens, die reizendsten Hetären Asiens, ein wilder Schwarm von Bacchantinnen, von Nymphen und Göttern, eine ganze Mythologie phantastischer Gestalten. Denn hier lebte Bacchus, und sein Hofstaat war bacchantisch und satirisch."

— — — — —

„Es schaudert mir, denke ich, welche Scenen die Wände dieser Gemächer gesehen haben, welchen furienbißtrunkenen Taumel losgelassener Schmerzenslüste. Innerhalb derselben Wände, die einst widerhallten von lydischen Flöten und von dem Wollustgirren der schönsten Weiber, wohnt jetzt das Vieh der armen

Bauern; und dies ist heute die Ausstattung der Säle des Tiberius: Epheu, wilde Feigenbäume, Malven, Rosen, Cinerarien, Granatenbäume, das wuchert in diesen zerstörten Zimmern wildschön durcheinander, und im Winde tanzen die Reben, die Enkel des alten capräischen Bacchus, als wären sie die Geister jener Hetären, welche einst hier nackt den Cancan um Tiberius getanzt haben." —

So Gregorovius.

Und was ist geblieben von all' jener Herrlichkeit? jener „Herrlichkeit" der alten Welt, die auf der unumschränktesten, wahnsinnigsten Willkür des Einzelherrschers, und der Corruption, dem Unwerth und der Sklaverei der Massen beruhte.

Auf das römische Weltreich folgten in diesen Ländern die Gothen-, Vandalen- und Longobardenkönige, die byzantinischen Kaiser, die Sarazenen, die Normannenherzöge, die Hohenstaufen. Einer den Andern verdrängend. Carl von Anjou läßt Konradin, den letzten Hohenstaufen, hinrichten. Auf die Anjous folgen die Aragonier. Die spanischen Vice-Könige. Masaniello und „die Stumme von Portici." Die Habsburger. Die Bourbonen. Die kurze Parthenopäische Republik. Napoleon macht zuerst seinen Bruder Joseph, und dann, als er diesen zum König von Spanien braucht, seinen Schwager Joachim Murat zum Könige von Neapel. Murat wird gefangen und kriegsrechtlich erschossen. Wieder folgen die Bourbonen. Franz II. von Bourbon erliegt der Revolution und den Freischaaren Garibaldi's. Und der Letzte in der Reihenfolge bis heut ist Victor Emanuel.

Bis heut — — —

Wahrlich: die Weltgeschichte mit all' ihren gekrönten Häuptern, ihren Fürsten, Herzögen, Königen und Kaisern ist eine Puppenkomödie.

Und wie war nicht jeder Einzelne überzeugt von der Wichtigkeit seiner durchlauchtigen oder allerhöchsten Person; und durchdrungen von der Bedeutung gerade seiner Zeit, und erfüllt von der Nothwendigkeit gerade seiner, die Menschheit beglückenden Mission! Wie glaubte nicht Jeder: von Gott selbst und direkt zu diesem Zweck eingesetzt zu sein. Wie glaubte nicht Jeder, für sich und sein Haus ein Reich zu begründen für die Ewigkeit. Bis an das Ende aller Dinge. Und wehe den Vermessenen, die im Bereiche seiner Macht etwa gewagt hätten, zu zweifeln an dem

Bestande dieser Herrlichkeit! „Hochverräther“ waren es. In den Kerker und auf's Schaffot mit ihnen!

Und doch stürzte eines Jeden stolze Schöpfung zusammen, wie ein Kartenhaus, unter dem Hauche der folgenden Zeit. —

Ein Kirchlein aber nistet heut in den Trümmern früherer Weltherrschaft; und ein schmieriger Mönch haust da, wo einst Tiberius residirte.

Die Kirche hat die Erbschaft des Römerreichs angetreten.

Das Christenthum hat die alte Weltordnung zertrümmert. Es hat aber nicht verstanden, eine neue, bessere aufzubauen.

Marmortrümmer umgeben mich. Auf ihnen steht ein Cruzifix. Marmor findet sich im Pflaster der Wege wieder, und darüber hin schreitet — eine Bettlerin.

Unter diesem glücklichen Himmel ein immerhin noch anmuthig Bild lächelnder Bedürfnißlosigkeit.

Ist aber die Armuth überall in der Welt gleich bedürfnißlos? Ist dieser abgeschiedene Winkel der Erde, diese vergessene Insel, auf der Alles zu ursprünglichster Einfachheit zurückgekehrt ist — die Welt? Ist dieses in seinem Denken und Empfinden von der übrigen Welt abgeschlossene Völkchen — die Menschheit? Leuchtet auch so, selbst Elend und Armuth verschönend, die Sonne im nassen, kalten Norden? Erscheint uns auch so, auf den großen Straßen der menschlichen Entwickelung das Bild des Elends — zufriedenlächelnd, „heiterergeben und schicksalsversöhnt“?

Nein! ein entsetzliches Bild menschlicher Verkommenheit und menschlicher Ungerechtigkeit grinst es uns an.

Und nimmt dieses Bild nicht täglich eine bedrohlichere Gestalt an? weitet sich nicht täglich die Kluft, wird die Ungleichheit nicht täglich größer, der Gegensatz und das Zahlenmißverhältniß nicht täglich schreiender zwischen Reich und Arm?

Und was hat das Christenthum, ursprünglich die Lehre der Armen und Verlassenen, gethan, um diese Uebel zu lindern und diese Schäden zu heilen?

Nichts.

Das Christenthum ist im Laufe der Zeit und in den Händen der Mächtigen ein Regierungsmittel geworden. Geist ertödtend und Menschen verdummend. Auf das Jenseit hat es die Armen verwiesen, und den Mächtigen mehr und mehr die irdischen Güter

zugewandt. Das Christenthum ist untreu geworden den hohen, idealen Zielen seines Begründers.

Und deshalb wird es auch wieder untergehen. Zusammenstürzen wird auch dieser stolze Bau wieder; denn der es beseelende Geist ist erstorben; nur hohle, todte Form ist geblieben.

Hohl und todt wie die Trümmer der Römerzeit, die mich umgeben.

Aber lieblich umranken Brombeeren und Epheu den Marmor — —

Die Natur ist ewig. Mit ihr die Menschheit.

Auch das Christenthum wird untergehen. Aber eine neue, bessere Weltanschauung wird folgen. Diese neue Weltanschauung wird das Christenthum stürzen, — ein neuer Christus hat es vielleicht schon gestürzt.

Denn was wußte die Welt viel von Christus als er lebte?

Ungekannt, nur von wenigen verlachten und verhöhnten, fanatischen Sektirern umgeben, ist er — „der unpraktische Idealist“ — „der Schwärmer“ — „für eine Idee“ — am Kreuz gestorben. Unter dem Beifall der öffentlichen Meinung hingerichtet von der herrschenden Klasse, im Interesse der gesellschaftlichen Ordnung. — Der Hohe Rath zu Jerusalem aber verbot bei Todesstrafe, öffentlich zu lehren und zu predigen von ihm, dem Gekreuzigten. Und als ein paar Jahre nach Christi Tode, dies Stephanos dennoch wagte, ward er vom Pöbel gesteinigt. — Und wieder ein paar Jahre: und Saulus, hervorragend durch Geist und Wissen, der selber zur Steinigung des Stephanos mitgewirkt hatte, wandelte sich zum Paulus. Die neue Lehre bemächtigte sich der Geister, und konnte trotz aller Verfolgungen nicht wieder ausgerottet werden. Dreißig Jahre nach Christi Tode wurden die Evangelien niedergeschrieben, in denen die Apostel das Leben des nun zum Heiland Gewordenen und seine Thaten schilderten. Und weiter und weiter breitete das Christenthum sich aus unter den Armen und Bedrängten. Es trat heraus aus dem engen Rahmen des Judenthums und nahm einen internationalen Charakter an.

Alles Bestehende schien es umstürzen zu wollen; alle Unterschiede auf Erden auszugleichen. Die Vorrechte der herrschenden Klassen drohte es zu beseitigen; Reichthum und schöne Künste, Lebensfreude und Sinnengenuß zu vernichten. Unter seinen Anhängern führte es eine Art Gütergemeinschaft ein.

Durch Militair- und Priestergewalt, durch Aufstachelung der öffentlichen Meinung, durch Entfesselung des Pöbels, suchte die alte herrschende Ordnung — im Namen des Gesetzes — das junge Christenthum darniederzuhalten. Es gelang ihr — ein paar hundert Jahre lang. Dann hatte das Christenthum alles Bestehende unterwühlt und die Pfeiler der alten Macht mürbe gemacht. Krachend stürzte das Alte zusammen: Das Christenthum hatte die Welt erobert. Die Machthaber beugten sich der neuen, bis dahin verfolgten Lehre und suchten dieselbe für ihre Zwecke auszunützen. Das Christenthum wurde gefälscht und dadurch unfähig, die in die Menschheit gelegten Keime zur Entwickelung zu bringen.

Eine neue Weltanschauung wird auch das Christenthum wiederum stürzen. Auch die künftigen Machthaber, wenn sie der neuen Lehre nicht länger Widerstand leisten können, werden versuchen, sich derselben zur Befestigung ihrer eigenen Herrschaft zu bemächtigen. Ob es ihnen abermals gelingen wird? — Hoffentlich nicht. Denn das Niveau der Menschheit hebt sich beständig, und das Vorrecht der Einzelnen, früher weit über der niedrigen Gesammtheit Hervorragenden, wird mehr und mehr verschwinden unter der wachsenden Gleichberechtigung der emporstrebenden Massen. — — —

Ich schritt zurück.

Im Wirthshaus zum Salto traf ich ein reges Leben. Der Schwarm meiner Begleiter schien sich noch weiter vermehrt und daselbst ganz häuslich eingerichtet zu haben. Die Männer und Knaben rauchten ihre langen dünnen Cigarren; eine Guitarre hatte sich eingefunden; die Mädchen und Kinder tanzten.

Freudig überrascht durch das lachende Bild lebensfroher Heiterkeit blieb ich einen Augenblick an der Thür stehen. Ja! Das war ein ander Bild, als die alten, zudringlichen Weiber, die schmutzigen Gerippe, die den Fremden überall im Süden umlagern, um ihm ihre eindressirte Tarantella vorzutanzen. Schmutz mochte auch hier dabei sein; aber im Jugendglanz und von der südlichen Sonne beschienen — und gar nicht so unangenehm.

Ich durchschritt die Gruppe und setzte mich an den gedeckten Tisch. Meine Anwesenheit wirkte aber doch störend. Als ich jedoch den Leutchen freundlich ein Glas Capri-Wein zutrank und sie sämmtlich einlud, an meinem Imbiß Theil zu nehmen, da

wurden sie bald zutraulicher. Noch ein paar Flaschen — und ich war ihnen kein Fremder mehr.

Ich bat sie, mir die Tarantella zu tanzen.

Ein alter Matrose, der Führer, meine Führerin und noch ein anderes, auch etwa achtzehnjähriges Mädchen begannen den Tanz. Eine alte Frau schlug das Tambourin.

Erst war's ein Schaustück.

Als aber Flasche auf Flasche folgte, da ward der Tanz natürlicher, schneller und schneller, heißer und wilder. Für den ermüdeten Alten springt ein halbwachsener Bengel ein, seinen brennenden Glimmstengel dem Nachbarn inzwischen zum Weiterrauchen gebend. Der Führer ergreift das Tambourin. Frische Tänzer treten hinzu. Die Paare wechseln beständig. Neue Wendungen. Neue Combinationen. Allen voran in wilder Grazie meine junge Führerin.

„Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur."
(Goethe.)

„Buon Signore!" ruft sie mir lachend zu, auf den gedeckten Tisch weisend und, das Castagnettengeklapper einen Augenblick unterbrechend, mit den Fingern die Bewegung des Zahlens machend. „Mia sorella!" — und dabei schiebt sie mir, damit ich es noch weiter beschenke, ihr allerliebstes kleines Schwesterchen zu, das, an einem Kuchen kauend, mit anderen Kindern in der Ecke nach dem Takt der Musik herumtrampelte.

Der Wirth, ein eingewanderter Amerikaner, wird zum aufjubelnden Erstaunen seiner Frau von dem Strudel mitfortgerissen. Im nächsten Augenblick ist sie selber, eine dunkle Italienerin, mitten unter den Tanzenden.

Wilder und wilder wird der Tanz. Ein rythmisches Schwanken und Wanken, ein Singen und Schreien, ein Höllenlärm!

Alles tanzt. Flaschen und Gläser. Und das Herz mir im Leibe.

Nur der Esel guckt stillverwundert durch die offene Thür in das wahnsinnige Treiben. Er — in der heißen Mittagssonne — der einzige Vernünftige.

Armer Graurock! auch der Einzige, dem ich mich auf Capri nicht erkenntlich zeigen konnte! — —.

Und nun: Addio! du Häuschen am Salto!

Hinunter ging's. Auf steilem Pfad hinab zum Arco naturale, dem dunklen Felsenbogen, durch den das blaue, sonnenglänzende Meer strahlt. Hinab zur Marina, wo die Bootsleute mich erwarteten. Ein paar Ruderschläge. Hinein in die See.

Leb' wohl, du Zauber-Eiland, du Capri!

Der Wind war günstig. Die Marinari zogen die Ruder ein und spannten die Segel auf. Dann streckten sie sich behaglich aus, die Einen sich zu ihrem trocknen Brod dickschalige Citronen herrichtend und nach Herzenslust hineinbeißend; die Andern ein Liedchen summend.

Träumerisch lag ich am Rande des Bootes. Den blauen Himmel über mir; das blaue, leuchtende Meer um mich her. Das Boot von Delphinen umtanzt. Die laue Welle netzte meine Hand, lauer Wind fächelte meine Stirn. –

Vergeblich spähte ich, als das Boot in Sorrent anlief, nach der Frau Liebsten auf dem hohen Felsen-Altane.

Sie hatte mich nicht so bald zurückerwartet.

Ich überraschte sie im Zimmer.

Ich sollte erzählen.

Das ging aber nicht.

Strahlend von Glück, jugendübermüthig, Capri-trunken wie ich war, faßte ich sie lachend bei den Händen und sprang mit ihr im Zimmer herum.

Sie glaubte: ich sei besessen.

„Nein!" rief ich, und ich selber fühlte, daß mir die Augen blitzten: „Eine Fülle von Poesie habe ich genossen und einen tiefen, tiefen Trunk aus dem Brunnen der Jugend gethan! Lebt man doch nur in der Jugend, und nur durch die Jugend; und selbst als Greis nur in Dem, was man sich von der Jugend bewahrt hat! Mich aber haben heut die Götter verjüngt. Komm', lass' uns ihnen opfern!"

Und seelig warf ich mich auf's Ruhebett.

Mit ihr.

Das war der Morgen auf Capri.

## Am Strand.

III.

Unter Palmen und Cypressen!
Weinumrankt, am Felsenstrand.
Meeresbläue! Himmelsbläue!
Sonnenhelle Meer und Land.

Süße Stille, heil'ger Frieden,
Tiefe Ruhe weit und breit,
Und ein wonnevoll Genießen
Nie gekannter Seeligkeit!

Laue Lüfte. Träum'risch Fächeln.
Aufgehoben Raum und Zeit —
Und ein seeliges Vergessen
Von der Erde Lust und Leid.

Ohne Wünsche; ganz zufrieden;
Allem sonst'gen Leid entrückt,
Wieg' ich mich in wonn'gen Wogen,
Innig froh und still beglückt.

Und ich denk' mit mildem Lächeln,
Was ich sonst für'n armer Thor —
Und geläutert, neugeboren,
Steig' ich aus der Fluth empor.

Lass' mich nie und nie vergessen,
Daß ich hier Genesung fand —
Unter Palmen und Cypressen,
Weinumrankt, am Felsenstrand!

Sorrent. 24. Mai 1870

## Those evening bells!

(Aus der Erinnerung; nach Thomas Moore.)

O Abend-, Abendglockenton!
Wie manch' ein Lied, das längst entfloh'n,
Von Jugendzeit, von Heimatzeit,
Erklingt wie damals, in dir heut!

O längst entschwund'ne, schöne Zeit!
Der manch' ein Herz sich noch gefreut,
Das längst nun ruht im Grabe schon,
Und hört nicht mehr den Glockenton!

Und so wird's sein, wenn ich einst dort —
Du Glocke, läutest fort und fort —
Doch And're sind's, die dann zum Lohn,
Zum Preis dir singen, Glockenton!

Auf der Via Appia bei Rom. 1. Juni 1870.

## Auf dem Schlachtfeld von Custozza.

(Die Schlacht bei Custozza, 20. Juni 1866, ist der Waffenehre wegen geschlagen worden, und endete verabredetermaßen mit einer Niederlage der Italiener. Die Abtretung Venetiens an Frankreich, und durch dieses an Italien, war bereits vorher abgemacht.)

---

„Dort war's, und dort! Dort oben, da könnt Ihr Alles seh'n.
Hier mußten an zwei Stunden sie still im Feuer steh'n.
Dort standen die Kanonen. Ich hör' es heute noch,
Das Prasseln und das Donnern. — Und wie nach Blut es roch!
Und dort, da stand mein Häuschen. Wie Hagel kam's herein —
O Gott! mein Lebtag denk' ich an diese Angst und Pein.
'Ne Kuh hatt' ich im Stalle; sie trieben sie hinaus;
Mein Acker ward verwüstet; verbrannt mein kleines Haus. —
Hier fielen wohl die Meisten. Welch' Wuth- und Schmerzgeschrei!
Nun ruh'n sie dort am Hügel. Mein Sohn ist auch dabei.
Es sind jetzt schlimme Zeiten. Weiß nicht, wie's werden soll —
O Herr, ich kann nicht weiter. Laßt mich, Herr, lebet wohl!" —
Mir wurden feucht die Augen. Der arme Alte schied.
Es war so still, so eigen. Die Lerche sang ihr Lied.
Es lispelte im Grase. Die Luft war lau und mild.
Die grünen Saaten alle — ein traulich Friedensbild!
O wunderbar gesegnet', o üppig', fruchtbar' Land,
Geackert und gepfleget von fleiß'ger Menschenhand —
Wie lange wird es währen, bis du auf's Neu' zerzaust,
Bis wieder Kriegesfurie entfesselt in dir haust!
Bis wieder grimmer Wahnsinn den eig'nen Fleiß zerfetzt;
Bis wieder sie die Völker mit Phrasen aufgehetzt —
Mit Ruhm und Waffenehre! Für Gott und Vaterland!
O Gott! o wahre Ehre! wie werdet ihr verkannt! —
Wenn Einer Einen mordet, dann giebt's ein groß' Geschrei.
Wenn Tausende sich morden, da denkt man nichts dabei.
Wenn Einer Einen mordet, — war's Haß, war's Beutesucht;
Der Mörder wird verachtet, verstoßen und verflucht.
Wenn Tausende sich morden, dann wird's 'ne große That —
Trophäen, Feindesbeute, Kriegsrecht — nach Gottes Rath.

Da gilt's des Landes Ehre, des Volkes Heiligthum,
Da gilt's die Waffenehre, da gilt's den Schlachtenruhm!
Da beten alle Beide, daß tödtlich sei ihr Blei —
Die Pfaffen weihen, seg'nen, — und bleiben ernst dabei.
Da wird von beiden Seiten um Hülfe Gott gefleht —
Auf beider Gegner Banner: „das Recht! die Freiheit!" steht. —
Was sind denn Recht und Ehre? was Freiheit, Vaterland,
Wenn die Entscheidung drüber liegt nur in Eines Hand?
Wenn Eines Einz'gen Willkür, wenn Eines Machtgebot
Für viele tausend And're ist Untergang und Tod! — — —
Dort liegen sie und ruhen von ihrer Todesqual,
Die sich gemordet haben, weil Einer es befahl.
Weil man der Waffenehre Genüge thuen mußt' —
O Kinder, Weiber, Mütter, o hättet ihr's gewußt! — — —
Nicht lächle mehr, o Mutter, dem Säugling liebreich zu —
Es ist Kanonenfutter, — wozu da Freud', — wozu?
Wozu die bange Sorge, mit der du manche Nacht
An deines Kindes Bette, o Mutter, hast gewacht!
Hat darum helle Freude aus deinem Aug' geblitzt —
Und darum Sorg' und Pflege? — Was haben sie genützt?
Daß, wenn er aufgewachsen, dem Manne sich genaht,
Daß man ihn dir dann nehme, ihn mache zum Soldat.
Daß deines Alters Stütze, daß einst dein Trost er sei —
Nun liegt er da, erschossen. Man findet nichts dabei.
Man jubelt, lärmt, trompetet; setzt ihm ein Kreuz auf's Feld,
Bescheinigt ihm zur Grube, daß brav er fiel, als Held.
Man feiert Siegesfeste — Tedeum, Glockenton — —
Könnt ihr damit erwecken nur Einer Mutter Sohn?
Mit Achselzucken weist man der Mutter Schmerz zurück,
Um sie zu trösten nennt man's: — die hohe Politik.
O trockne deine Thränen: es ist ein hart' Geschick —
Doch, daß dein Sohn erschossen: o nenn' es noch ein Glück.
Wär' er zum Krüppel 'worden, ein Kreuz hätt' auf der Brust,
Sonst aber hätt' er hungern und betteln noch gemußt.
Und mit ihm tausend And're — o Wahn, o Wahn der Zeit —
Wie lange wird es währen, bis wir von dir befreit!
Bis alle Völker einig in diesem einen Wort:
„Wir wollen keine Kriege! wir wollen keinen Mord!" — — —
Nicht Jene, die da würfeln mit blut'gem Menschenbein —
Du selber bist der Mörder, du selber, Volk, allein!
Du lässest deine Söhne wie Vieh zur Schlachtbank zieh'n,
Du giebst dein eigen Leben zu frev'lem Spiele hin.

Zerstörst den eig'nen Wohlstand mit größter Seelenruh',
Und wieherst den Phantomen bestialisch Beifall zu!
Was schiert der Streit der Großen, was kümmert's dich am End',
Ob Kaiser sich, ob König, sich der, ob jener nennt?
Ob's dieser ist, ob jener, der dich beherrscht und drückt,
Und dir der Knechtschaft Ketten mit Tand und Flitter schmückt?
Die Knechtschaft und ihr Wechsel sind nicht das Pulver werth —
Was dich allein begeist're: das sei der eig'ne Heerd.
Nicht Ruhm, nicht Waffenehre, nicht schnöder, hohler Tand —
Der Wohlstand und der Friede, ein freies Vaterland.
Das Recht des ärmsten Bürgers, das sei des Landes Wall,
Und lieber Tod, als dulden, daß dieses Recht je fall'.
Und dieses Recht zu wahren, das sei des Kampfes werth:
Der einz'ge Krieg der Zukunft sei für den eig'nen Heerd.
Berechtigt die Vertheid'gung, gepriesen, hoch geehrt —
Doch Fluch und Schmach und Schande, dem, der den Frieden stört.
Fort mit den ekeln Phrasen vom braven, tapf'ren Feind,
Von Menschlichkeit und Liebe, die Gegner auch vereint.
Ein Räuber werd', ein Mörder, ein Jeder nur genannt,
Der mit den Waffen einfällt in eines And'ren Land.
Weg mit der Kriegerehre! der Strang gebührt dem Strolch,
Und jedes Mittel gelte — Verrath, und Gift, und Dolch:
Zurückgestoßen werde die Hand, die Wunden schlägt,
Und gleißnerisch dahinter dieselben Wunden pflegt.
Es sei der Krieg nicht länger ein ekel Gaukelspiel —
Er sei auf Tod und Leben — du oder ich — gleichviel!
Es gehe nicht um Ehre, um Ruhm nicht, und Gewinn —
Es führ' der Krieg zur Schande, zu sich'rem Tode hin.
Wenn das ein Jeder wüßte, wenn Keiner käm' zurück —
Es lüstete wohl Keinen nach solchem Waffenglück. —
Die öffentliche Meinung ruf': „Bestie! nicht Soldat!"
Das wär' 'ne Welterlösung! Das wäre eine That!
O sprecht es aus, ihr Völker! Sprecht's endlich aus, das Wort:
„Wir wollen keine Kriege! Wir wollen keinen Mord!"
O laßt den Tag bald kommen, o machet endlich Ernst —
Den Tag, an dem du selber, o Volk, dich achten lernst!
Nur dadurch, daß du selber zur Hand nimmst dein Geschick,
Nur dadurch bringst den Frieden, die Freiheit du zurück! — — —
Horch! — Trommeln und Trompeten! — o Wahn, o Wahn der Zeit,
Wie lange wird es währen, bis wir von dir befreit!

Custozza. Anfang Juli 1870.

## 101.

(Ein Gedenkstein.)

---

In einer Rede über die Annexion von Elsaß und Lothringen, gehalten in der Versammlung der Königsberger Volkspartei am 14. September 1870, hatte Johann Jacoby gegen jede gewaltsame Annexion französischen Ländergebietes protestirt. Er war darauf mit dem Veranstalter jener Versammlung, dem Kaufmann Max Herbig, am 20. September auf Befehl des Generals Vogel von Falckenstein verhaftet und nach Lötzen transportirt worden.

In ganz Berlin fanden sich damals nur 101 Mann, welche den Muth hatten, der Jacoby'schen Erklärung gegen die Annexion beizutreten.

Veröffentlicht wurde die nachfolgende Erklärung in der „Zukunft" vom 16. October 1870, nachdem am Tage vorher die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" eine ihrer Expektorationen gegen die „vaterlandslose Demokratie" mit der freundlichen Versicherung geschlossen hatte: „Der Franzose, der sich in Paris in der Weise an dem französischen Nationalgefühl versündigen wollte, wie es Herr Dr. Jacoby an dem deutschen Nationalgefühl gethan, hinge dort sicher an der Laterne."

Guido Weiß bemerkte darauf in der „Zukunft": „Wir hoffen, General v. Falckenstein versteht den Wink und macht sich seinen Vers darauf: „Ein Strick, ein Ruck — und keinen Muck!" — Um es Herrn Braß übrigens mehr in die Nähe zu legen, liefern wir ihm heute (s. u.) statt des Einen ein rundes Hundert solcher Exekutionsobjekte."*)

---

### Erklärung.

Am 14. September hat eine Volksversammlung zu Königsberg in Pr. folgende von Dr. Johann Jacoby beantragte und begründete Erklärung abgegeben:

„Die hier versammelten Mitglieder der Volkspartei sprechen „ihre Ueberzeugung dahin aus, daß weder die Kriegserklärung

---

*) Siehe „die Zukunft" vom 16. October 1870 u. Seite 341.

„Napoleons, noch die Waffenthaten der Heere dem Sieger das „Recht geben, über das politische Geschick der Bewohner von „Elsaß und Lothringen zu verfügen. Auf Grund des Selbst„bestimmungsrechtes der Völker, im Interesse der Freiheit und „des Friedens protestiren sie gegen jede gewaltsame Annexion „französischen Ländergebietes.“

Indem die Unterzeichneten dieser Erklärung vollständig beitreten, protestiren sie zugleich gegen die widerrechtlichen Beschränkungen, welche das Recht der freien Meinungsäußerung in Rede und Schrift gegenwärtig in einem großen Theile Deutschlands durch militärische Gewalt erfährt.

F. Aar. Th. Abb. J. Baumann. J. Bey. A. Biesel. M. Boas. A. Bohne. W. Bohne. Dr. Bram. J. Büttner. H. Capelle. O. Clement. L. Cohn. B. Croner. J. Danziger I. J. Danziger II. G. Deckler. G. Dumas. J. M. Dzida. Eberstein. L. Eder. R. Falk. S. Falk. C. Fenchel. G. Fiedler. Dr. Fürstenheim. Gawanke. F. Gerken. Halbauer. L. Hartmann. H. Havnith. Dr. L. Heffter. H. d'Heureuse. H. Hofer. J. Hoffmann W. Jordan. F. Jozewicz. C. Just. Kaiser. L. Kannegieß. Karger. Keßler. E. Knorr. W. Könnecke. E. Kreter. G. Kwasniewski. v. d. Leeden. M. J. Levy. J. Lipschitz. W. Ludwig. L. May. F. Mehring. K. Mentzel. R. Meyerstein. Milke. F. W. Müller. R. Müller. N. H. Neumann. J. Pamper. Pawlowitsch. Petruschke. Dr. Gust. Rasch. G. Rathenau. A. Reimann. H. Reinhenkel. E. Röhn. Rokicki. Rosenstock. Ed Sack. L. Sack. W. Schaar. G. S. Schäfer. Schiffert. A. Schmidt. N. Schmidt. Schönpflug. F. Schröter. Schramm. W. Schubert. A. Schulze. W. Schulze. R. Schweichel. Seeger. Dr. Seemann. C. Skladanowski. P. Singer. William Spindler. H. Steffe. Dr. Tappert. G. Thölde. E. Tockan. C. Troschel. L. Unger. H. Vogel. J. Voigt. K. Wedemeyer. Dr. G. Weiß. W. Wellner. A. Wendt. E. Wiedemann. E. Wolff.

## An die Wähler des 2. Berliner Landtags-Wahlkreises.

---

Soll ich — ein Demokrat — mich betheiligen an den Wahlen, trotz der Ungunst der Verhältnisse?

Soll ich — trotz der geringen Aussicht auf Erfolg — ebenfalls einzutreten suchen für die Wiederwahl des eingekerkerten Johann Jacoby?

So fragte ich mich. Da kam die Verordnung des Königs aus Versailles, und die Freilassung Jacoby's. Die letzte Aussicht auf einen Wahlerfolg schien damit zu schwinden.

Der König bestimmte die Freilassung, da es sein Wille sei, daß während der Vorbereitungen für die bevorstehenden Wahlen zum Abgeordnetenhause des preußischen Landtages der Aeußerung politischer Meinungen und der persönlichen Betheiligung der Wahlberechtigten kein Hinderniß in den Weg gelegt werde.

„Der persönlichen Betheiligung der Wahlberechtigten.“ Das Wort gab mir zu denken. Wo eine Berechtigung ist, sagte ich mir, ist auch eine Verpflichtung. Du bist verpflichtet, dich nach bestem Wissen und Gewissen ebenfalls an der Wahl zu betheiligen.

Ich überschlug den Erfolg. Damit sah's recht trüb aus. Um irgendwie wirken zu können, mußte ich Wahlmann werden. Und dazu habe ich, nach Lage der Sache, bis jetzt, gar keine Aussicht. Nur ein Weg blieb mir — die Oeffentlichkeit.

Und so wende ich mich denn mit den folgenden Worten an Euch Alle, meine Mitbürger im 2. Berliner Wahlkreis, an die Urwähler und an die zu erwählenden Wahlmänner.

---

Vor 30 Jahren war es. — 1841. —

Es gab damals in Preußen noch keine Verfassung, kein Abgeordnetenhaus.

Auch nicht der kleinste Zeitungsartikel, auch nicht eine Schrift über 20 Druckbogen durfte ohne Censurprüfung erscheinen.

In keiner preußischen Zeitung, in keinem in Preußen gedruckten Buch konnte man auch nur den leisesten Tadel über das Verfahren des untergeordnetsten Beamten finden.

Jede das öffentliche Interesse nur entfernt berührende Andeutung mußte sich, um veröffentlicht zu werden, außerhalb der preußischen Grenze flüchten.

Und dann wurden derartige Blätter in Preußen verboten, oder deren Redaktionen wurden fügsam gemacht.

Die französischen Zeitungen waren freilich erlaubt; die meisten aber durften nicht unter Kreuzband nach Preußen kommen, so daß Ein solches Blatt mehr als 400 Thaler jährlich an Postporto gekostet hätte.

Eine Presse im Interesse des Volkes gab's also nicht.

An eine Vertretung des Volkes war eben so wenig zu denken.

Der Hauptfinanz-Etat sollte freilich von 3 zu 3 Jahren zur öffentlichen Kenntniß kommen. Er wurde auch binnen 20 Jahren — von 1820 bis 1840 — drei Mal veröffentlicht. Das ganze jährliche Budget aber füllte kaum eine Octavseite.

Das waren die politischen Zustände in unserm Vaterlande.

Da veröffentlichte ein junger Arzt in Königsberg, Dr. Johann Jacoby, seine: „Vier Fragen."

In wenigen Blättern, aber in markigen Zügen, kennzeichnet er das Bild dieses politischen Zustandes, in dem das preußische Volk ohne Mitwirkung, ohne Theilnahme an der Regierung des Landes hindämmerte; er weist hin auf die Verordnung Friedrich Wilhelm's III. vom 22. Mai 1815, in der eine Landesvertretung und eine Verfassungsurkunde versprochen waren, zu deren Organisation und Ausarbeitung eine Kommission bereits am 1. September 1815 zusammentreten sollte.

„Das ist das Gebrechen des theuren Vaterlandes" — — ruft Jacoby aus: — „Beamtenallgewalt und politische Nichtigkeit seiner selbstständigen Bürger. Wie über die Krankheit, so ist auch über das Heilmittel bei den Vaterlandsfreunden kein Zweifel: Oeffentlichkeit heißt es und wahre Vertretung!"

Er widmet seine Flugschrift den preußischen Provinzialständen und verlangt von ihnen:

> „die allgemeine Volksvertretung, die sie bisher als Gunst erbeten, nunmehr als erwiesenes Recht in Anspruch zu nehmen." —

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel fuhr diese Flugschrift hernieder. Durch sie wurde Johann Jacoby der Vater der preußischen Verfassung. —

Aller denkbaren politischen Verbrechen wurde er angeklagt, des frechen, unehrerbietigen Tadels und der Verspottung der Landesgesetze, der Erregung von Mißvergnügen, der Majestätsbeleidigung, des Versuchs zum Hochverrath.

In erster Instanz zu 2½-jähriger Festungshaft verurtheilt, wird er jedoch in zweiter Instanz vom Ober-Appellationssenat des Kammergerichts völlig freigesprochen.

Im Jahre 1845 veröffentlicht er im gleichen Geiste zwei neue Flugschriften: „Preußen im Jahre 1845" und „das königliche Wort Friedrich Wilhelm's III." Er kommt wegen seiner Theilnahme an Bürgerversammlungen abermals mit den Behörden in Conflikt. — 1848 wird er in's Vorparlament nach Frankfurt gewählt; er geht zum allgemeinen Landtag nach Berlin; nach dessen Auflösung zur National-Versammlung nach Frankfurt; dann mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart. Dort nimmt er die Wahl in den Ausschuß zur Durchführung der Reichsverfassung an; wird in Folge dessen des Hochverraths angeklagt; kehrt freiwillig aus der Schweiz zurück, stellt sich seinen Richtern, und wird von den Assisen im Dezember 1849 freigesprochen.

Es folgt die Wahl-Enthaltung der demokratischen Partei in Preußen in den Jahren der Reaktion; die neue Aera; das Wiederauftreten der Demokratie auf dem politischen Kampfplatz. Johann Jacoby wird der Vertreter des zweiten Berliner Wahlkreises.

Wegen einer 1863 vor seinen Wählern gehaltenen Rede wird er — „wegen Ehrfurchtsverletzung gegen den König und wegen Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Steuergesetze" — zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt.

Am 1. Mai 1865 — zu seinem 60. Geburtstage — gehen ihm noch aus allen Theilen des Landes Beweise der innigsten Theilnahme und Verehrung zu.

Er wird 1866 und 1867 vom zweiten Berliner Wahlkreis wiedergewählt.

Und jetzt wollen Sie ihn verleugnen?

Weil er nicht mit einstimmt in das Kriegsgeschrei des Tages;

weil er nicht mit einstimmt in die Vergötterung von Blut und Eisen?

Wie? Sie, seine bisherigen Wähler, — Sie sind so glücklich, einen Mann wie Johann Jacoby zu Ihrem Vertreter zu haben, einen Charakter in dieser charakterlosen Zeit, — und Sie können zaudern?

Nicht der einzelne Mann war es, den die siegreiche Regierung einzukerkern für geboten hielt, — die Idee war es, die in dem Namen Jacoby verkörpert ist, — die Idee: daß trotz alledem und alledem durch Blut und Eisen keine Volkswohlfahrt zu begründen ist.

Diese Idee war es, die die Regierung in Johann Jacoby einzukerkern suchte, — und Sie — schrieen Zeter über diese Einkerkerung.

Thuen Sie denn etwas Anderes?

Einkerkern können Sie Johann Jacoby freilich nicht. Sie können ihn nur verleugnen.

Und das thuen Sie.

Von einem bewährten Freund und Berather, den Sie durch lange Jahre hindurch erprobt haben, von dem trennen Sie sich sonst — in Ihren Privatverhältnissen — freilich nicht wegen eines momentanen Meinungsunterschiedes. Einen alten Diener, der Ihnen jahrelang treu und ehrlich gedient hat, den jagen Sie wegen einer augenblicklichen Mißlaune nicht fort; — einem alten Hofhund geben Sie das Gnadenbrod — — und Ihrem langjährigen politischen Vertreter danken Sie so — — —

Und Sie schreien noch über den Undank des Staates, der seine Invaliden Leierkasten drehen läßt!

Auch Jacoby hat Wunden und Narben; auch er hat gekämpft und gelitten für sein Volk, und in erster Linie für Sie, seine Wähler.

Glauben Sie nicht, daß ich Sie zum Mitleid rühren will, zum Mitleid für Johann Jacoby!

Jacoby und Waldeck waren die Begründer der preußischen Verfassung. Dem todten Waldeck wollen Sie ein Standbild errichten, — den lebenden Jacoby verleugnen Sie!

Nicht Jacoby braucht Ihre Dankbarkeit; nicht Jacoby braucht Ihr Mandat.

Sie aber brauchen ihn.

Ihre Pflicht und Schuldigkeit ist es, den Mann zu achten und zu ehren und auf Händen zu tragen, so lange noch ein Athemzug in ihm sein wird; — — wenn anders die Welt nicht mit Fingern auf Sie weisen soll!

Und Sie können ihn als Abgeordneten nicht brauchen?

Weil er ein Idealist ist — —

Ja wohl! ein Idealist! Ein Idealist, der ganz allein in die Stickluft jener Tage seine „Vier Fragen" schleuderte, und der Ihnen dadurch Ihre Verfassung erkämpft hat. —

Weil er ein unpraktischer Mensch ist, der sich auf einen Compromiß durchaus nicht einlassen will; ein Starrkopf, der stets nur verneint — —

Und wenn Sie selbst fest überzeugt sind, daß es ein Irrweg ist, den die Genossen gehen, und daß diese zurückkehren müssen, — halten Sie es dann nicht selbst für gerathen — — und für praktischer dazu — den Weg überhaupt nicht zu betreten? —

Weil er ausgeschieden ist aus der Fortschrittspartei — —

Ist Ihnen denn die Partei Selbstzweck? Ist Ihnen denn die Form Alles, — der Inhalt Nichts? —

Weil er zur Volkspartei gehört und Sozialist geworden ist — —

Bedenken Sie auch die Gefahr der Zersplitterung, wenn Sie, die Fortschrittspartei, jetzt die Volkspartei bekämpfen; — und daß Sie dann nicht Zeter schreien dürfen, wenn auch die Volkspartei Sie bekämpft?

Und gestattet denn der Fortschritt keine Weiter-Entwickelung? Ist der Fortschritt denn gleichbedeutend mit Verknöcherung? —

Und hat denn Jacoby nicht klar und deutlich, vor Ihnen Allen und vor der ganzen Welt, seinen Standpunkt entwickelt? Hat er in seiner Rede über das Ziel der deutschen Volkspartei vom 30. Januar 1868 sich Ihnen gegenüber nicht frei und rückhaltlos ausgesprochen über die Stellung der demokratischen Partei in Preußen?

„Einkehr in sich selbst, — strenge gewissenhafte Selbstkritik thut der Partei Noth."

„Zwei Ursachen sind es vornehmlich, denen das Mißlingen aller bisherigen Freiheitsbestrebungen zuzuschreiben ist:

Mangel an Treue — den eigenen Grundsätzen gegenüber;

Mangel an Entschiedenheit — im Kampfe mit dem Gegner."

Und fragt er nicht mit Recht weiter:

„Was nützen einem Volke Preßfreiheit, Vereins- und Versammlungs-Recht, was alle anderen constitutionellen Rechte und Freiheiten, wenn ein Einzelner die Macht hat, nach Gutbefinden über Krieg und Frieden zu entscheiden, — wenn es ihm freisteht, — auf Grund dieser Entscheidung — jene Rechte und Freiheiten insgesammt außer Kraft zu setzen? So lange nicht in allen Angelegenheiten des Staats der Gesammtwille zur vollen, unbeschränkten Geltung kommt, ist das Volk nicht Herr des eigenen Geschicks, nicht Herr über sich selbst.

Wie aber ist das Ziel zu erreichen?

Woher kommt es, daß bisher alle Versuche, dem Volkswillen die gebührende Geltung zu verschaffen, so kläglich gescheitert sind?

Sagen wir es gerade heraus! Der Grund liegt einfach darin, daß bisher ein wirklicher, einmüthiger Volkswille gar nicht vorhanden war."

Und wenn er dann weiter zu dem Resultat kommt, daß es nur ein geringer Bruchtheil des Volkes sei, der sich an dem Freiheitskampfe betheilige; und daß ohne Theilnahme der weit überwiegenden Mehrzahl des Volkes, des Arbeiterstandes, keine dauernde Besserung der politischen Zustände zu erwarten sei; — und wenn er in Folge dessen sich die Umgestaltung der sozialen Mißverhältnisse, die Hebung der arbeitenden und nothleidenden Mitbürger zur Aufgabe macht; — — können Sie ihm das verargen? wollen Sie ihm daraus einen Vorwurf machen?

Sie Alle fürchten sich vor der sozialen Frage; — können Sie die soziale Frage aber lösen wollen, wenn sie sich gar nicht mit ihr beschäftigen? — —

Oder ist das der Hauptgrund, weshalb Sie Johann Jacoby nicht länger zu Ihrem Abgeordneten haben wollen, daß er gegen die Annexion ist?

Wie kann Sie das bei diesem Manne aus Einem Gusse verwundern?

„Und böte man Ihnen die Reiche der Welt, lassen Sie sich nicht verleiten, den Götzen der Macht anzubeten!"

Aber handelt es sich denn bei der Wahl für's Abgeordneten-

haus um Annexionen? Handelt es sich um äußere Politik? Wollen Sie im Abgeordnetenhause einen Kriegsplan entwerfen? Brauchen Sie dazu Abgeordnete?

Um innere Angelegenheiten handelt es sich — um die Festsetzung von Rechten und Gesetzen — um Volkswohlfahrt und Volksfreiheit.

Und in diesem politischen Kampfe um innere Güter glauben Sie einen Mann wie Johann Jacoby entbehren zu können?

Weil er in der äußeren Politik gegen Annexion ist?

Ja, wenn die Frage der Annexion durchaus ein mitbestimmendes Moment für die Wahlen zum Abgeordnetenhause sein soll, so müßten gerade die Annexionisten die eifrigsten Verfechter der Wiederwahl Jacoby's sein.

Denn Blut und Eisen mögen wohl genügen, die früher deutschen Lande für den Augenblick zurückzuerobern; — sie dauernd dem Vaterlande zu erhalten — dazu genügen Blut und Eisen nie und nimmer.

Dazu bedarf es freiheitlicher Gesetze; dazu bedarf es gesitteter, geordneter Zustände im Innern.

Die Einkerkerung und nachherige Wiederfreilassung Johann Jacoby's und seiner Haftgenossen können wahrlich nicht einladend für Elsässer und Lothringer sein.

Diese Länder uns dauernd zu verbinden, ist, — wenn überhaupt — nur möglich: durch tüchtige Freiheitsarbeit im Innern, durch Ausbau unserer Verfassung, durch entschiedenes Vorgehen im Sinne Jacoby's.

„Nur wo Gesetze walten, kann von Vaterlandsliebe die Rede sein" — ist ein Ausspruch Friedrich des Großen.

Und sind denn unsere Zustände im Innern jetzt schon so gar verlockend?

Blicken Sie doch zurück.

Erinnern Sie sich noch der neuen Aera? noch des National-Vereins? Erinnern Sie sich noch jener stolzen, siegesbewußten Fortschrittspartei? jener kolossalen liberalen Majoritäten im preußischen Abgeordnetenhaus? Wer denkt denn noch heute an den Budgetstreit? wer an den Hut von Bockum-Dolffs und an das Kainszeichen von Gneist?

Und wie sieht es denn heut aus um Ministerverantwort-

lichkeit, um Preßgesetzgebung, um Schul-Regulative und Gemeinde-Ordnung?

O gehen Sie in sich. Gestehen Sie sich, wie „herrlich weit" wir's gebracht.

Und Sie wollen einen Mann wie Johann Jacoby von sich stoßen?

Einen Mann, der — fast der Einzige — unerschütterlich feststand in den Strömungen der Zeit, — einen lebenden Denkstein Ihrer eigenen früheren Bestrebungen, von denen Trommellärm und Siegsgeschrei Sie weit, weit abgeführt haben; — einen Mann, der Ihnen ein Compaß sein sollte in dem Gewirre der Gegenwart; — den Mann, der — ein ewiger Vorwurf den Abtrünniggewordenen, — den Mann, der — das Gewissen des Volkes ist!

Uebertäuben Sie nicht die Sprache dieses Gewissens! Wandeln Sie das berühmte Wort nicht um, daß es hinfort laute:

„Das ist das Unglück der Völker, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen!" —

O gehen Sie in sich. Seien Sie großherzig und gerecht. Handeln Sie klug und weise.

Wir bieten Ihnen die Wiederwahl aller Ihrer bisherigen Berliner Abgeordneten. Aber wir verlangen für uns diesen Einen Jacoby. Stoßen Sie die dargebotene Hand nicht zurück. Zwingen Sie die entschiedenen Parteigenossen Johann Jacoby's nicht, um ihre politische Ehre zu wahren, in allen Berliner Wahlkreisen diesen Einen Namen aufzustellen, und in allen Wahlgängen unverbrüchlich an ihm festzuhalten. Unbekümmert um die Folgen solcher Zersplitterung.

Begraben Sie nicht auf lange Zeit die letzte Hoffnung der Freiheitsfreunde im Vaterlande; vernichten Sie nicht den letzten Rest von Vertrauen in die Berliner Wähler; — stimmen Sie ein mit uns in die Wiederwahl Jacoby's — geben Sie der Welt nicht das selbstmörderische Schauspiel — daß der zweite Berliner Wahlkreis Johann Jacoby verleugnet!

Berlin, 2. November 1870.

William Spindler.

## Erklärung der „Fraktion Jacoby".*)

Die Wahlmänner des 2. Berliner Landtags-Wahlkreises, welche bisher für Johann Jacoby gestimmt haben, erklären:

daß sie auch in der bevorstehenden Nachwahl zum Abgeordneten-Hause wiederum für Jacoby stimmen werden. —

Mit dem Festhalten an der Wiederwahl Jacoby's beabsichtigen sie keineswegs eine Demonstration für die Person Jacoby's.

Für sie ist der Name Jacoby die Verkörperung eines Prinzips, und im Interesse dieses Prinzips, im Interesse des Rechtsstaats, fühlen sie sich verpflichtet, durch diese Wiederwahl Jacoby's öffentlich zu protestiren gegen jede Machtpolitik.

Daß Jacoby ausgetreten ist aus der Fraktion der Fortschrittspartei, und daß er sich gegen gewaltsame Annexionen ausgesprochen hat, ist für seine Wähler kein Hinderungsgrund, wiederum für ihn zu stimmen.

Denn ihrer Mehrzahl nach stehen gerade Jacoby's Wähler noch fest auf dem ursprünglichen Programm der Fortschrittspartei, das von einem großen Theile der Fortschrittspartei selbst gegenwärtig im Stich gelassen ist.

In der sozialen Frage und in Betreff der Annexion nimmt nur ein Theil seiner Wähler den gleichen Standpunkt mit Jacoby ein.

In Bezug auf die soziale Frage aber sind sie sämmtlich einig mit Jacoby darüber:

daß ohne Theilnahme der weit überwiegenden Mehrzahl des Volkes, des Arbeiterstandes, an dem Freiheits-

*) Die Anhänger Jacoby's — meist Wahlmänner der 3. Abtheilung — bildeten die sogenannte „Fraktion Jacoby." Sie brachten es bei der Hauptwahl am 16. November 1870 auf 109, und bei der Nachwahl am 14. Dezember auf 110 Stimmen.

kampfe des Volkes, eine dauernde Besserung der politischen Zustände nicht zu erwarten sei; — und daß in Folge dessen die Umgestaltung der sozialen Mißverhältnisse, und die Hebung der arbeitenden und nothleidenden Mitbürger — also: die Beschäftigung mit der sozialen Frage überhaupt — eine dringende Pflicht eines jeden Demokraten sei.

In Bezug auf die Annexionsfrage lassen sie es dahin gestellt, ob eine Annexion wünschenswerth sei oder verwerflich; sie sind aber einig darüber:

daß — wenn eine Annexion überhaupt möglich ist — sie dauernd nur möglich gemacht werden kann durch die Begründung des Rechtsstaats im Innern — im Sinne Jacoby's.

Berlin, 2. Dezember 1870.

Im Namen der Wähler Jacoby's

der Ausschuß

A. Behmer, Köpnickerstraße 135a. Th. Goldschmidt, Planufer 93.
A. Grabé, Köpnickerstraße 70. G. F. Lenz, Gertraudtenstraße 24.
Ludwig Loewe, Hollmannsstraße 32. Dr. Seemann, Neuer Markt 9.
William Spindler, Wallstraße 11.

## Einige Notizen

zur Wahl des 2. Berliner Landtags-Wahlkreises.

November und Dezember 1870.

---

Die Anstrengungen der Anhänger Jacoby's blieben erfolglos. Der 2. Berliner Landtags-Wahlkreis, dessen Vertreter im Abgeordnetenhause bis dahin Johann Jacoby und der Stadtrath Runge gewesen waren, ließ bei der Wahl am 16. November 1870 Johann Jacoby fallen, und wählte statt seiner den Assessor a. D. Eugen Richter.

Eugen Richter hatte, im Anfange der Wahl-Campagne, auf private Anfrage jede Kandidatur gegen Jacoby in dessen bisherigem Wahlkreise als, für einen Fortschrittsmann „unschicklich" abgelehnt. (Siehe „die Zukunft" v. 1. November 1870.)

Einige Tage darauf kandidirte Eugen Richter gegen Johann Jacoby.

Die fortschrittlich-nationalliberalen Majoritäten des 2. Berliner Landtags-Wahlkreises hatten sich zugleich auch an den Freiherrn v. Hoverbeck und an den früheren Abgeordneten für Lüdinghausen, den Kreisrichter Eduard Windthorst, mit der Anfrage gewandt: ob sie nicht geneigt seien, in Berlin gegen Jacoby zu kandidiren.

Hoverbeck's Antwort an den Vorsitzenden des 2. Berliner Wahlkreises lautete:

Sehr verehrter Herr!

Auf die an mich gerichtete Anfrage, ob ich eine Kandidatur für das Abgeordnetenhaus im zweiten Berliner Wahlkreise anzunehmen bereit sei, erwidere ich unter herzlichem Danke für das mir dadurch ausgesprochene Vertrauen, daß Rücksichten auf meine Gesundheit und meine häuslichen Geschäfte es mir unmöglich machen, fernerhin, wie bisher, beide Mandate zu führen; daß ich eine mir angebotene Kandidatur für den Reichstag in meinem heimathlichen Wahlkreise angenommen habe, und daher ein Mandat für das Abgeordnetenhaus nicht mehr annehmen kann. Wenn übrigens, wie ich von mehreren Seiten gehört habe, mein Freund Eduard Windthorst als Kandidat in Aussicht genommen ist, so wird es mir eine große Freude sein, zu erfahren, daß der zweite Berliner Wahlkreis diese tüchtige junge Kraft dem Abgeordnetenhause erhalten habe. Daß ich ihm gegenüber niemals als Gegenkandidat aufgetreten

wäre — selbst wenn alle anderen Gründe nicht vorhanden wären — versteht sich von selbst.

Sprechen Sie denjenigen Wählern, welche etwa meine Kandidatur in Aussicht genommen haben sollten, meinen herzlichen Dank für ihr Vertrauen aus, und bitten Sie dieselben, es auf Windthorst zu übertragen; ich hege keinen Zweifel, daß er demselben vollständig entsprechen wird.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

Hoverbeck.

Windthorst-Lüdinghausen aber schickte folgende Zuschrift an „die Zukunft":

Aus der gestrigen Nummer der „Zukunft" ersehe ich, daß ein Theil meiner politischen Freunde im zweiten Berliner Wahlkreise mich als Gegenkandidaten Jacoby's aufzustellen beabsichtigt. Wie sehr ich mich auch durch eine dortige Wahl geehrt fühlen würde, so muß ich doch jede Kandidatur, die gegen die Wiederwahl Jacoby's gerichtet wäre, entschieden ablehnen. Mit den politischen Anschauungen des von mir so hochverehrten Mannes stimme ich in den meisten Punkten überein, so daß ich als sein politischer Gegner gewiß nicht betrachtet werden kann, wenngleich unsere Ansichten über die Mittel und Wege zur Erreichung unserer gemeinschaftlichen Ziele auseinander gehen mögen. Außerdem aber scheint mir unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Wiederwahl Jacoby's von allen liberalen Parteien gewünscht werden zu müssen, da sie die einzig richtige Antwort des Volkes auf den beklagenswerthen Versuch geben würde, die Freiheit der Meinungs-Aeußerung durch rohe Gewalt zu unterdrücken. Ich bitte Sie, diese Erklärung in Ihr Blatt aufnehmen zu wollen, und verbleibe mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Ed. Windthorst.

(„Zukunft" v. 1. November 1870.) (Lüdinghausen.)

---

Inzwischen war Eugen Richter auch in Hagen gewählt worden und hatte das dortige Mandat angenommen.

Für den 2. Berliner Landtags-Wahlkreis wurde demnach eine Nachwahl nothwendig.

Zu dieser, am 14. Dezember desselben Jahres stattfindenden Nachwahl nahm Windthorst-Lüdinghausen die Kandidatur gegen Jacoby an. Er schreibt darüber an ein Mitglied der Fortschrittspartei:

„Ich trage nicht das geringste Bedenken, meine einmal zugesagte Kandidatur festzuhalten, trotzdem die Anhänger Jacoby's vor einigen Tagen den mich äußerst überraschenden Beschluß gefaßt haben, ihm auch

in der bevorstehenden Nachwahl wiederum ihre Stimme zu geben. An diese Möglichkeit habe ich niemals gedacht. Vor der ersten Wahl stand mir in Jacoby der bisherige Vertreter des Wahlkreises gegenüber, dessen Wiederwahl möglich und mir aus persönlichen Gründen und mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse wünschenswerth erschien. Die Wahlmänner haben anders entschieden und ihr Ausspruch muß unbedingt respektirt werden. Jacoby ist nicht wiedergewählt und ist nicht mehr Kandidat des Wahlkreises. Daß er aus der Nachwahl als Abgeordneter hervorgehen werde, kann Niemand im Ernste annehmen. Niemand wird glauben, daß auf seinen Namen diesmal erheblich mehr Stimmen fallen werden, als die 109, welche ihm bei der ersten Wahl zugefallen sind. Wenn trotzdem Jacoby als Kandidat aufgestellt wird, so kann dies gegenüber dem klar abgegebenen Ausspruche der überwiegenden Majorität der Wahlmannschaft nur den Charakter einer Demonstration haben, welcher zu weichen ich mich nicht verpflichtet halten kann."

(„Volks-Zeitung" v. 8. Dezember 1870.) Ed. Windthorst.
(Lüdinghausen.)

Und an ein Mitglied der „Fraction Jacoby":

Werne, den 3. Dezember 1870.

Verehrter Freund!

Als ich vor der ersten Wahl mir die zugedachte Kandidatur gegen Jacoby verbat, wurde ich durch die Erwägung geleitet, daß es unter den obwaltenden Verhältnissen Pflicht des Wahlkreises sei, von allen Meinungsverschiedenheiten abzusehen und durch die Wiederwahl des bisherigen Vertreters offenen Protest gegen das schreiende, Verfassung und Gesetz mit Füßen tretende, ihm angethane Unrecht zu erheben, und daß es mir, dem dankbaren Jünger, am wenigsten gezieme, dem altbewährten Meister, dessen Leben und Lehren ich zum großen Theil die Richtung meiner politischen Entwickelung zu verdanken habe, als politischer Widersacher entgegenzutreten. Wider mein Erwarten und zu meinem größten Bedauern hat Berlin Jacoby fallen lassen. Mit meiner Ablehnung hatte ich eigentlich auf jedes Mandat Verzicht geleistet, da eine Wahl in meinem bisherigen Wahlkreise unmöglich war und meine Kandidatur in Bielefeld gegen von Bodelschwingh und Strosser von vorn herein nur geringe Aussicht auf Erfolg bieten konnte. Ich habe auch seitdem an die Möglichkeit einer Wiederwahl nicht mehr gedacht; am wenigsten aber konnte es mir in den Sinn kommen, im zweiten Berliner Bezirk nochmals in Betracht gezogen zu werden, da mein in der „Zukunft" veröffentlichter Brief, wie ich erfahren, unter den Mitgliedern der Fortschrittspartei eine ziemlich bittere Verstimmung hervorgerufen hatte. Als mir nun trotzdem von dieser Seite — ich darf sagen, in edler Selbst-

verleugnung — für die Nachwahl die Kandidatur angeboten wurde, habe ich sofort meine Annahme erklärt.

1. Weil es meinem Ehrgeize schmeichelte, der Vertreter des intelligentesten und am meisten demokratischen Wahlkreises sein zu dürfen.

2. Weil ich hoffen zu können glaubte, auf meinen Namen die Stimmen der Fortschritts- und der Volks-Partei zu vereinigen, und meinerseits Einiges dazu beizutragen, die inneren Zerwürfnisse des Wahlbezirkes beizulegen und die gemeinschaftlichen Freunde zu gemeinsamem Kampfe gegen den beiderseitigen Feind zu veranlassen.

Ein Bedenken Jacoby's wegen ist nie in mir aufgestiegen. Es ist mir nicht im Traume eingefallen, daß Jacoby nochmals kandidiren, oder daß seine Freunde an seiner Wahl festhalten würden. Wie es scheint, habe ich mich geirrt. Aber auch jetzt, nachdem ich gestern Abend gleichzeitig mit der betreffenden Nummer der „Zukunft" Ihren Brief erhalten, will mir die Richtigkeit Ihres Vorgehens nicht einleuchten, welches ich vielmehr — ich bitte, mir diese freimüthige Kritik zu verzeihen — für einen politischen Fehler halte. Die Wahl Jacoby's wäre für seine engeren Gesinnungsgenossen einfach die Folge ihres Standpunktes, und für seine Gegner, welche ihm trotzdem die Stimme geben, eine großartige Demonstration zu Gunsten des in ihm verletzten Rechtsgefühles. Die bloße Abgabe der Stimmen auf seinen Namen bei klarer Aussichtslosigkeit des Erfolges würde nur den Triumph der reactionären Gewalt-Anhänger erhöhen können. Meine Wahl dagegen, die ja durch den Beitritt Ihrer Freunde wohl gesichert sein dürfte, würde für Jacoby und seine Gesinnungsgenossen nach meiner Auffassung eine glänzende Genugthuung sein, da darin, daß ich, der sich offen für Jacoby's politische Grundsätze und gegen das an ihm verübte Verbrechen erklärt hat, gewählt würde, der unzweideutige Ausspruch des Wahlkreises gefunden werden müßte, daß nur andere Motive, nicht aber die Verwerfung des politischen Standpunktes Jacoby's und die Zustimmung zu jenem Gewaltakt seine Wiederwahl verhindert haben. Ich kandidire nicht gegen Jacoby, von dem ich ja jetzt erst höre, daß er von neuem aufgestellt werden soll, ich kandidire für Jacoby gegen diejenigen, welche nicht allein seine socialen Ansichten, welche seine politischen Grundsätze bekämpfen und der Lötzener Gefangenschaft ihre Zustimmung ertheilen wollen. —

Unter Ihren Parteifreunden giebt es viele, die ich die Ehre habe, persönlich zu kennen. Ich kann nicht annehmen, daß ein Einziger derselben gegen meine Kandidatur als solche etwas einzuwenden hat oder dulden wird, daß meine Ansichten in Zweifel gezogen werden. Ich würde mich sehr freuen, wenn bei nochmaliger Berathung jeder Groll bei Seite gelassen und meine Gründe einer vorurtheilsfreien Prüfung unterworfen

würden. Vielleicht — ich hoffe es — werden Sie und Ihre Freunde, wenn Sie darauf bestehen sollten, Jacoby Ihre Stimme zu geben, sich entschließen, in der engeren Wahl für mich zu stimmen, um die Wahl eines national-liberalen Gegners Jacoby's und Ihrer Partei verhindern zu helfen.

Ich bitte Sie, der nächsten Partei-Versammlung meine Meinung vorzulegen u. s. w.

(„Zukunft" v. 8. Dezember 1870.) Ed. Windthorst. (Lüdinghausen.)

---

Auch der Oberbürgermeister a. D. Ziegler war bei der Nachwahl vom Vorstand des 2. Berliner Wahlkreises gegen Jacoby aufgestellt worden.

Ziegler aber wies diese Kandidatur mit folgenden Worten zurück:

Berlin, 4. Dezember 1870.

Ew. Wohlgeboren

beehre ich mich auf Ihr gef. Schreiben vom gestrigen Tage, worin Sie mir die Aufstellung meiner Person im 2. Wahlkreise mittheilen und mich auf morgen Abend zur Präsentation einladen, Nachstehendes zu erwidern.

Es gereicht mir zur Ehre und Genugthuung, daß Berlin, dessen dritten Wahlkreis ich in der Volkskammer von 1849 vertrat, sich bei einer Deputirtenwahl meiner erinnert; dennoch muß ich auf eine Kandidatur im 2. Berliner Wahlkreise ganz ergebenst hiermit verzichten.

Meine Ehre gebietet dies.

Denn als wir Alle noch in politischer Finsterniß lebten, trat Joh. Jacoby aus dem Dunkeln hervor, fertig, klar, glänzend, kühn, und ward der Schöpfer des politischen Lebens in Preußen.

Zweiundzwanzig Jahre lang haben wir Beide, Altersgenossen und Freunde, von derselben Grundlage aus nach demselben Ziele gestrebt und haben miteinander getragen und gelitten; immer aber bin ich mir bewußt gewesen, daß ich zu diesem Manne hinaufsehen muß, wenn es auf politischen Blick, sittliche Höhe, Wissen und Fähigkeit ankommt; aber der gemeinschaftlichen Sache und denen, die ihr treu geblieben, will ich Treue bewahren und darin allein ihm gleich stehen.

Ich würde also anmaßend und nicht ehrenhaft zugleich handeln, wenn ich an einer Stelle Deputirter werden wollte, von der dieser große Bürger zurückgewiesen ist.

Von Joh. Jacoby kann mich die augenblickliche Differenz über eine einzelne Frage nicht trennen.

In dem Staube, den dieser Kampf der Parteien und Waffen auf-

wirbelt, in dieser inneren Auflösung und Desorganisation der Geister, und in diesem Rausch, der alle Gemüther ergriffen, unter diesem wüsten Geschrei der Halben und der Epigonen der Freiheit, während dieser ersten Probe auf den Militarismus, angesichts der Unsicherheit, mit der die Enttäuschten und ewig lächelnden Zufriedenen sich dem neuesten deutschen Bunde gegenüber betrachten, ist die Entscheidung einer einzelnen Frage nicht geeignet, daran den ganzen Mann zu beurtheilen; nach der Totalität seines Wesens ist zu fragen, wenn es darauf ankommt, ihm Vertrauen zu schenken.

Je höher ein Mann steht, desto mehr muß Alles in ihm zusammengefaßt werden, um sein Charakterbild festzustellen, unbekümmert um die augenblickliche Strömung des Tages.

Ich weiß mit Bestimmtheit, daß die bloße Anwesenheit Jacoby's in einem Staatskörper seine Freunde sicherer, die Schwachen stärker, die Schwankenden verschämter und die Feinde vorsichtiger zu machen im Stande ist.

Einen größern Sieg hat die Reaktion nie gefeiert als die Entfernung Jacoby's; und diesen Sieg hat unsre Partei derselben in den Schooß geworfen.

Daran mag ich kein Theil haben.

Ich bitte Sie dringend, die Herren Wahlmänner zu ersuchen, meinen Entschluß und dessen Rechtfertigung nicht übel zu nehmen, mir vielmehr das Wohlwollen, auf das ich hohen Werth lege, zu erhalten.

Sie selbst wollen die Versicherung der größten Hochachtung genehmigen.

Ziegler.

---

Bei der Nachwahl am 14. Dezember 1870 unterlagen die Anhänger Jacoby's mit 110 Stimmen und Windthorst-Lübinghausen mit 188 Stimmen gegen den Prediger Müller mit 341 Stimmen.

---

Zur Charakteristrung der „öffentlichen Meinung“ Anno 1870 sei, im Anschluß an diese „Notizen“, hier noch des Verhaltens der Berliner Presse gedacht. Daß mit Ausnahme der „Zukunft“ kein einziges Berliner Blatt für die Wiederwahl Johann Jacoby's eintrat, war bei der damaligen Parteistellung ganz selbstverständlich. Die Demokratie, ohne genügende Vertretung in der Presse, war also auf Benutzung auch der gegnerischen Zeitungen angewiesen. Das Seite 309 abgedruckte Flugblatt wurde demnach den geleseneren Berliner Zeitungen als Extra-Beiblatt beigelegt.

Die „National-Zeitung“ verweigerte die Annahme des Flugblattes. Es führte dies zu folgendem Briefwechsel, abgedruckt in der „Zukunft“ vom 9. November 1870:

### Die National-Zeitung und die Wiederwahl Johann Jacoby's.

#### Zwei Briefe.

Rekommandirt. 11. Wallstraße 4. 11. 70.

An die Redaktion der National-Zeitung.

Der Buchdruckerei-Besitzer Herr Hoffschläger, Neue Roßstraße 6, benachrichtigt mich, daß die Expedition Ihrer Zeitung sich geweigert habe, eine Ansprache an die Wähler des 2. Berliner Landtags-Wahlkreises — getreffend die Wiederwahl Johann Jacoby's – gegen Bezahlung als Beiblatt zur National-Zeitung anzunehmen.

Ich lege ein Exemplar der betreffenden Flugschrift bei, und bitte die Redaktion der National-Zeitung mir mitzutheilen, ob sie die Weigerung ihrer Expedition aufrecht erhält und ob sie bereit ist, eine solche Zurückweisung eines bezahlten Beiblattes auch vor der Oeffentlichkeit zu vertreten.

Achtungsvoll und ergebenst

William Spindler.

Herrn William Spindler hier.

Ein Unfall an der Dampfmaschine, der es uns unmöglich machte, beispielsweise unsere gestrige Abend-Ausgabe außerhalb Berlin zu expediren, erheischt eine Reparatur, die erst in künftiger Woche vollendet sein wird. Da der Druck während dieser Zeit nur sehr langsam von Statten gehen kann, so waren wir gezwungen, unsere gestrige Abend-Ausgabe auf einen Bogen zu reduziren, und müssen auch den Umfang der Zeitung während der Andauer derselben beschränken, um die Expedirung überhaupt zu ermöglichen. Unter diesen Verhältnissen müssen wir von jeder Einlage für unsere Zeitung abstehen.

Achtungsvoll und ergebenst

Expedition der National-Zeitung.

Was die Beilegung eines schon anderweitig gedruckten Flugblattes, d. h. also die Hineinfalzung in die Zeitung, mit der Reparatur der Maschinen zu thun hat, das gehört zu den Geheimnissen einer höheren, als der Gutenberg'schen Kunst. Anm. des Setzers der „Zukunft“.

---

Die „Vossische Zeitung“ erklärte sich zum Beilegen des Flugblattes bereit; bestimmte die für ihre Berliner Leser erforderliche Anzahl auf 11,500 Exemplare; nahm diese 11,500 Exemplare in Empfang; ließ sich

für das Beilegen den Betrag von 5 Thlr. 5 Sgr. bezahlen, und verweigerte hinterher das Beilegen: „Weil in dem Flugblatte Angriffe auf die Fortschrittspartei enthalten seien, und eine Zeitung rechtlich zum Beilegen eines Extrablattes nicht verpflichtet sei. Mit einem bezahlten Inserat sei es etwas Anderes. Das würde sie nicht zurückweisen."

Der Aufruf erschien darauf als bezahltes Inserat in der „Vossischen" vom 8. November 1870, noch einen Tag vor den Urwahlen.

Die „Vossische Zeitung" wurde auf Schadenersatz verklagt und zur Bezahlung der vollen Herstellungskosten jener 11,500 Exemplare verurtheilt.

---

Zur weiteren Charakterisirung der „öffentlichen Meinung" Anno 1870 seien hier ferner die beiden ersten Proben einer langen Reihe von Zusendungen abgedruckt, mit denen damals das öffentliche Eintreten für Johann Jacoby belohnt wurde:

1) Poststempel Berlin, 8. November 1870.

Herrn William Spindler!

Nachdem ich Ihre Jacobyade, nota bene ein erbärmliches Machwerk, das selbst vom literarischen Standpunkte betrachtet, den geringen Bildungsgrad, den Sie zu besitzen scheinen, kennzeichnet, gelesen, sollte ich eigentlich, wie jeder vernünftige Mann, über ihre kindlich-politische Einfalt die Achseln zucken. Doch um Sie vor fernerem Spott über Ihre schwärmerischen Expectorationen zu bewahren, und um Ihnen zu zeigen, wie unlogisch Sie denken, und womöglich, um zu verhindern, daß auch fernerhin die Presse mit derartigem Geschmiere besudelt wird, sende ich Ihnen diese Zeilen. —

Schuster! bleib bei Deinem Handwerk! Herr Spindler, färben Sie in Gottes Namen ruhig weiter, aber beschäftigen Sie sich nicht mit Wahlagitationen, überhaupt nicht mit Sachen, die Sie nicht im Mindesten verstehen.

Jacoby ist eins der Häupter der socialistischen Hydra, die ihr Gift und entsetzliches Unheil stiftend in die Bevölkerung spritzt; Jacoby ist einer jener ewig unruhigen, ewig Unfriede säenden Geister, denen man am Besten im Interesse des Volkes den Kopf vor die Füße legen sollte. Sie heben das gerade als seinen Ruhm hervor, daß er sich nicht entblödet hat, in dieser schweren Zeit sein Schandmaul zu öffnen, und sogar gegen noch nicht einmal ausgesprochene, noch kaum sich im Embryo befindende Absichten der Regierung Mißstimmung zu erregen. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich Jeden, der bei der jetzt so drückenden Lage, bei dem furchtbaren Unglück, das das Herz des ganzen Volkes trifft, bei der noch jetzt drohenden Zukunft des Kriegsgeschicks und seiner Consequenzen, ferner bei den glänzenden Erfolgen, die uns eine einheitliche Regierung, die uns eine Reorganisation gebracht haben, noch jetzt Lust an kleinlichen poli-

tischen Fragen findet, wer noch jetzt den größten Staatsmännern, die Preußen besessen, seine mosaischen Vorschläge octroyiren will, daß ich den nur für einen erbärmlichen Lumpen halte, und wer seine Meinung theilt, gehört zu derselben Klasse. Jeder vernünftige Mann sollte Gott auf seinen Knieen danken, daß er uns eine solche Regierung gegeben, die das entsetzlichste Schicksal, das ein Volk bedrohen kann, ein Vernichtungskrieg, wie der gegenwärtige, entschieden für uns im unglücklichen Falle geworden wäre, mit festem Willen, fester Kraft und eigener Aufopferung abzuwenden im Stande ist. Und Sie, mein Herr, wollen einem Manne das Wort reden, der sich nicht schämt, in seinem socialistischen Wahnsinn unsre besten Institutionen zu begeifern. Was hat denn Ihr Volksmärtyrer Jacoby mit seinen vier Fragen, mit seiner Nationalversammlung, Frankfurter Parlament ꝛc. erreicht? Was er nicht erreichen konnte, haben unsere heutigen Staatsmänner wohl und mit einem Schlage erreicht, nämlich eine Einigung Deutschlands. Das Wort „Blut und Eisen" hat Bedeutung erhalten, und unsere Regierung hat gezeigt, daß sie in ihrem kleinen Finger mehr Verstand hat, wie das ganze Frankfurter Parlament und alle übrigen politischen Thorheiten jemals haben ahnen lassen. Aber stellen Sie mir nicht Jacoby mit Waldeck zusammen, Waldeck ist und bleibt ein Ehrenmann, selbst im Tode, Jacoby nur einer der socialistischen Juden, oder jüdischen Socialisten. Sie wollen Volksbestimmung in allen Staatsangelegenheiten? Wir sehen es jetzt an Frankreich und Spanien, welche reizende Zustände dadurch geschaffen werden. Unser Volk ist noch nicht reif dazu, und solche Leute werden mit ihrer Mechanik schöner Floskeln und bombastischen Reden dasselbe wahrhaftig nicht reif machen. Außerdem wenn Sie heute noch nicht wissen sollten, daß der Krieg auf beiden Seiten mit allgemeinem Willen des Volkes begonnen ist, könnte ich, wie gesagt, nur Ihre Einfalt bedauern.

Guido Remy.

---

2) Poststempel Neu-Ruppin, 10. November 1870.

In Folge Inserats der Berlinischen Zeitung kann ich nicht unterlassen, Ihnen anzuzeigen, daß Sie ein ganz ordinairer, gemeiner Schuft sind, dem man die Gedärme aus dem Leibe haspeln müßte.

Sollte ich Gelegenheit haben, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, so seien Sie überzeugt, daß es um Sie geschehen ist. —

Schuft sind Sie und werden dies mit Ihrem Freunde Jacoby bleiben.

Ein Patriot aus der Ferne.

## Aufruf des demokratischen Wahlvereins.*)

Der norddeutsche Bund hat den Main überschritten, doch nicht die Freiheit hat die Brücke geschlagen; Süd und Nord sind nur durch gemeinsames Waffenglück, nicht durch neu gewonnene Volks-Rechte zu einander geführt worden.

Der erste Reichstag ist der Kampfplatz, auf dem die Freiheit im Innern erst errungen werden muß; der Aufruf zur Wahl, der kraft des allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrechts an uns Alle ergeht, darf darum die demokratische Partei in Deutschland nicht lässig finden.

Die demokratische Partei! Wir sprechen damit den Unterschied aus zwischen uns und denjenigen Parteien, die bisher die Linke in den gesetzgebenden Versammlungen Deutschlands bildeten. Dieser Unterschied besteht nicht in der größeren Menge von Forderungen — das erste Programm der Fortschrittspartei hatte deren genug —, sondern darin, daß wir diese Ziele mit aller Energie verfolgt, daß wir das Prinzip unverbrüchlich festgehalten wissen wollen, nicht aber aus Nützlichkeitsrücksichten und um scheinbarer Vortheile willen aufgegeben sehen! Wir trennen uns von den früheren Genossen, weil diese nicht mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften für die Verwirklichung ihrer Forderungen gewirkt, weil sie bei entscheidenden Abstimmungen in sich gespalten gewesen, ja, ihre eigenen Prinzipien verleugnet haben. Den unwiderleglichsten Beweis giebt die letzte Session des norddeutschen Reichstages. Im Monat Juli bekämpfte die Fortschrittspartei die eigenmächtige Verlängerung desselben bis zum Ablaufe des Jahres als unberechtigt und stimmte auch dem-

*) Zu den im März 1871 stattfindenden Reichstagswahlen bildete sich in Berlin der „demokratische Wahlverein." Der Aufruf desselben ist das Resultat einer gemeinschaftlichen Redaktion der zu diesem Zwecke niedergesetzten Kommission. Der Aufruf ist in diese Sammlung aufgenommen worden 1. der Vollständigkeit wegen, und 2. weil das in ihm enthaltene Programm die Grundlage zu dem nächstfolgenden Flugblatt bildet.

gemäß dagegen, und im Monat Dezember berieth sie in demselben Reichstage die Umgestaltung der Verfassung.

Der einzige Mann aus jener alten Fortschrittspartei, der sich selbst und dem ursprünglichen Prinzipe dieser Partei treu geblieben, ist Johann Jacoby, und eben wegen dieser Prinzipientreue und Charakterfestigkeit ist er bei den letzten Wahlen zum Abgeordnetenhause von der Fortschrittspartei auf das heftigste bekämpft worden.

Diesen Mann — Johann Jacoby — und Gesinnungsgenossen desselben — jetzt in den Reichstag zu wählen, ist in erster Linie unser Zweck. Von ihnen fordern wir, in Uebereinstimmung mit unseren süddeutschen Genossen, die Durchführung folgenden Programms:

1. Es ist die erste Pflicht der Volksvertretung, in ausreichender Weise für die Opfer des Krieges zu sorgen, und die Gefahr künftiger Kriege dadurch zu vermindern, daß dem Reichstage die Entscheidung über Krieg und Frieden eingeräumt werde.
2. Zur Sicherung der Volksfreiheit ist die Einführung der deutschen Grundrechte, die Schaffung eines verantwortlichen Ministeriums, die jährliche Feststellung des Militairbudgets und die Beseitigung der Diätenlosigkeit der Reichstags-Abgeordneten nothwendig.
3. Das Volk erwartet von dem Reichstage eine Verminderung der öffentlichen Lasten, vor Allem durch die Herabsetzung der dreijährigen Dienstzeit auf eine einjährige, sowie durch Verminderung des Präsenzstandes.

Einer Regierung, welche sich diesen Forderungen feindlich entgegenstellt, soll der Abgeordnete das Budget verweigern.

Um Wahlen in diesem Sinne herbeizuführen, hat sich der demokratische Wahlverein gebildet. Alle Gleichgesinnten in Berlin fordern wir auf, demselben beizutreten und in den einzelnen Wahlkreisen über geeignete Kandidaten sich zu verständigen. Die Gesinnungsgenossen im übrigen Lande aber bitten wir, mit der Bildung demokratischer Wahlvereine unverzüglich vorzugehen.

Berlin, im Februar 1871.

Der Vorstand des demokratischen Wahlvereins.

Dr. Seemann. Dr. Guido Weiß. William Spindler. G. Dumas. Munck. Dr. Bram. L. May. M. J. Lewy.

## Flugblatt des demokratischen Wahlvereins.

---

Das Programm des demokratischen Wahlvereins lautet:

1. „Es ist die erste Pflicht der Volksvertretung, „in ausreichender Weise für die Opfer des „Krieges zu sorgen,“

Das heißt: Wir wollen, daß die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen und die Invaliden nicht länger auf die Wohlthätigkeit der Gutherzigen und auf das Wohlwollen der Ordens- und Titelsüchtigen angewiesen seien. Wir Alle haben die Pflicht, für sie zu sorgen. Wir Alle — in geordneter Weise: das ist der Staat — der Staat, der jeden Einzelnen nach seinen Kräften heranzieht und Keinen unberücksichtigt läßt.

Möge man, nach Art einer progressiven Einkommensteuer, eine Kriegs- und Invalidensteuer erheben. Es ist ganz gut, wenn jeder Einzelne weiß, was ihm die Kriege, auch die ruhmvollsten, kosten und was er zu seinem Theile den Invaliden schuldig ist.

— „und die Gefahr künftiger Kriege dadurch „zu vermindern, daß dem Reichstage die Ent„scheidung über Krieg und Frieden einge„räumt werde.“

Das heißt: Wo wir mitzuthaten haben, wollen wir auch mitrathen.

Bisher steht das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, ausschließlich der Krone zu.

Wenn es sich um irgend eine andere Angelegenheit handelt, die in irgend einer Weise auch nur einzelne Staatsangehörige berührt; wenn es sich um die geringfügigste Frage im Gebiete der Besteuerung, des Verkehrs, des Handels, der Industrie, genug: der gesammten Gesetzgebung dreht; wenn es sich um die einfachste Formalität im Prozeßverfahren handelt; wenn es sich fragt: ob irgend ein Polizeivergehen mit einer kleinen Geldstrafe oder mit

Gefängnißstrafe belegt werden soll*) — da ist die Monarchie eine konstitutionelle — da muß die Volksvertretung ihre Zustimmung geben, um ein gültiges Gesetz zu Stande zu bringen.

Und wenn es sich um die wichtigste Frage von Allen handelt, um die Frage: ob Krieg sein soll — Krieg, der all' jene Bestimmungen, all' jene mühsam erworbenen Rechte mit Eins über den Haufen wirft — da ist die Monarchie eine absolute — da hat die Krone allein die Entscheidung, da hat das Volk, das Gut und Blut opfern muß, nichts mitzureden. Und da wollen wir, daß auch in diesem Punkte die Monarchie in Wahrheit eine konstitutionelle werde: Wir wollen, daß auch die Entscheidung über Krieg und Frieden der Volksvertretung eingeräumt werde.

2. „Zur Sicherung der Volksfreiheit ist die „Einführung der deutschen Grundrechte, die „Schaffung eines verantwortlichen Ministeriums, die jährliche Feststellung des Militairbudgets und die Beseitigung der Diätenlosigkeit der Reichstags-Abgeordneten nothwendig."

Die Grundrechte: Das ist Freizügigkeit, Gewerbefreiheit. Da kann Jeder an jedem Orte seinen Wohnsitz nehmen, jeden Nahrungszweig betreiben. Da sind alle Standesvorrechte abgeschafft, Alle vor dem Gesetze gleich. Da ist die Freiheit der Person und die Wohnung unverletzlich. Da darf Niemand verhaftet werden und keine Haussuchung darf stattfinden ohne richterlichen Befehl, oder ohne Zuziehung des Richters binnen 24 Stunden. Da darf Niemand seinem gesetzlichen Richter entzogen werden. Die Grundrechte: Das ist Preßfreiheit, unbeschränktes Vereins- und Versammlungsrecht, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Freiheit und Gleichheit aller religiösen Bekenntnisse unter einander, freier Unterricht, Civilehe. Das ist Abschaffung der Staatskirche, Beseitigung der Todesstrafe, Verantwortlichkeit der Minister.

---

*) Diese Wendung ist annähernd wörtlich einer kleinen, trefflichen Broschüre entlehnt: „Wer soll über Krieg oder Frieden entscheiden?" von Th. Hilgard in Heidelberg. Mannheim. J. P. Eichelsdörfer. 1869. Es erschien jedoch nicht räthlich, sich im Flugblatt selbst mit Citaten und Quellenangaben aufzuhalten. So sei's denn jetzt beim Wiederabdruck nachgeholt.

Die Verantwortlichkeit der Minister betonen wir besonders. Denn Jeder von uns, sei er Geschäftsmann oder Beamter, Arm oder Reich, auch der Millionär, Jeder ist für seine Handlungen verantwortlich vor den Gesetzen des Landes, vor den Anderen und vor sich selber; und da vermögen wir nicht einzusehen, warum nur gerade die Minister für ihr Thun und Lassen nicht verantwortlich sein sollen.

Wir wollen ferner die jährliche Feststellung des Militairbudgets. Weil in jedem geordneten Haushalt die Ausgaben sich nach der Höhe der Einnahmen und nach der Nothwendigkeit der verschiedenen Bedürfnisse richten müssen.

Wir wollen Diäten für unsere Abgeordneten.

Der Soldat hat sein Traktament, der Offizier seine Gage, der Arbeiter seinen Lohn, der Geschäftsmann seinen Gewinn, der Beamte bis zum Minister hinauf sein Gehalt, der Monarch seine Civilliste. Und jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth. Da begreifen wir nicht, warum der Abgeordnete, der Zeit und Mühe für das Volk opfert, der Einzige sein soll, der leer ausgeht.

3. „Das Volk erwartet von dem Reichstage eine „Verminderung der öffentlichen Lasten, vor „Allem durch die Herabsetzung der dreijährigen Dienstzeit auf eine einjährige, sowie „durch Verminderung des Präsenzstandes.“

Die Hauptlast entsteht durch die Ausgaben für's Militair. Je besser die Schule, desto kürzere Zeit erfordert die militairische Ausbildung. Das sehen wir an den Einjährig Freiwilligen. Die Grundlage der militairischen Ausbildung kann aber, wie in der Schweiz, in die Schulen verlegt werden. Je kürzer dann die Dienstzeit, je geringer die Anzahl der stets unter der Fahne Stehenden, desto schneller kann mit immer neuen Rekruten gewechselt werden. Dadurch werden Ersparnisse gemacht, die allgemeine Wehrpflicht wird zur Wahrheit, für den Kriegsfall wird die Anzahl der Soldaten eine ungeheure, und die Wehrkraft des Landes wird bis in's Unendliche gesteigert.

„Einer Regierung, welche sich diesen Forderungen feindlich entgegenstellt, soll der Abgeordnete das Budget verweigern.“

Ist damit etwa gesagt, daß wenn unsere Forderungen nicht

sofort und sämmtlich erfüllt werden, unsere Abgeordneten gleich das ganze Budget verweigern sollen? — —

I Gott bewahre! Wir Alle wissen, daß bis zur Erfüllung aller unserer Forderungen noch viel Wasser zum Meere laufen wird. Aber wir verpflichten unsere Abgeordneten, diese Ziele mit aller Energie zu verfolgen und unverbrüchlich an diesen Prinzipien festzuhalten, unbekümmert um sogenannte Nützlichkeitsrücksichten und nicht bestochen durch scheinbare Vortheile.

Dadurch unterscheiden wir uns von der Fortschrittspartei.

Wir verpflichten aber unsere Abgeordneten, einer Regierung, die sich unseren Forderungen grundsätzlich feindlich gegenüberstellt, das Budget zu verweigern. — — —

Wer also mit uns auf gleichem Boden steht, der wähle mit uns in allen Wahlkreisen

**Johann Jacoby.**

Und überall, wo Jacoby zur engeren Wahl kommt, wieder

**Johann Jacoby.**

Und wenn dann Jacoby an mehreren Stellen gewählt sein wird, in neuer Wahl einen wirklichen Gesinnungsgenossen Jacoby's.

Berlin, im Februar 1871.

Für den demokratischen Wahlverein:
William Spindler.

## Am Strand.

IV.

Wiederum am Ostseestrande;
Auf die Düne hingestreckt.
Kümmerliches Schilf im Sande
Spärlich kaum den Boden deckt.

Ist's die hoffnungslose Leere,
Die mich trüb' und traurig macht?
Ist's die Sehnsucht nach des Südens
Sonndurchglühter Farbenpracht?

Heimwärts kehr'n die Flunderböte —
Ohne Sang und ohne Klang —
Allzu ärmlich ist das Leben, —
Sei er gut, sei schlecht der Fang.

Doch ein Glöcklein klingt herüber
Her vom Dorfe durch die Luft,
Das die jung' und alten Weiber
Schaarenweis zum Betsaal ruft.

„Seelig sind die Armen! seelig!"
O du stolzer Menschengeist!
Der die geist' und leiblich Armen
Auf ein bess'res Jenseit weist!

Werden nie denn Tage kommen,
Wo der Wohlstand Jedem lacht,
Und aus all' den armen Krüppeln
Lebensfrohe Menschen macht?

## V.

Bleiern liegt des Meeres Fläche,
Kaum von einem Schiff belebt;
Bleiern ob der trägen Masse
Schwül und schwer die Sonne schwebt.

Aber sieh'! welch' fremd' Gebilde
Steigt am Horizont empor?
Aus den Wassern tauchen Segler,
Tauchen Dampfer auch hervor.

Segelschwellend — trotz der Stille?
Wachsend, wachsend riesengroß; —
Immer selt'nere Gebilde
Steigen aus des Meeres Schooß.

Und die arme, kahle Düne
Steigt und steigt, ein üppig' Land — —
Scheint das dort nicht Pästum's Tempel,
Wo vorher der Leuchtthurm stand?

Wölbt sich nicht der Peterskuppel
Wundergleicher Riesenbau? — —
Reiche Küsten, gold'ne Städte,
Füllestrotzend, nur ich schau'!

Reiches Leben! gold'ner Segen!
Sonnig lächelnd auf der Flur!
Wohlstand zieht auf allen Wegen — — —
F a t a — ach! — M o r g a n a nur!

## VI.

Düster liegt des Meeres Fläche
Seit die Sonne niederwärts;
Düster auch, und tief umnachtet,
Schmerzzerrissen ist mein Herz.

Wären's wirklich Truggebilde,
Für die, Herz, du hast gelebt
Unerfüllbar eitle Wünsche,
Denen du hast nachgestrebt?

Wär' es Täuschung nur und Lüge,
Wahn nur, wenn's im Herzen schlägt
Für die Gleichheit alles Dessen,
Was da Menschenantlitz trägt?

Müssen rechtlos sein die Massen,
Unentwickelt fort und fort —?
Muß es Herr'n und Sklaven geben —
Prasser hier — und Elend dort?

Oder werden Tage kommen,
Wo der Wohlstand Jedem lacht,
Und aus Geist'= und Leibeskrüppeln
Lebensfrohe Menschen macht? —

Düster schweigt des Meeres Fläche —
Welche Zukunft birgt sein Schooß?
Wagst du noch zu hoffen, Herze —
Bist du trost'- — und hoffnungslos?

Divenow. 13. August 1871.

## VII.

Endlich ist der Bann gebrochen!
Wild entfesselt' Element!
Gestern schwül noch, müd' und träge —
Kaum, daß man dich wiederkennt.

Wie die Wogen wieder rollen!
Wie es donnert, wie es kracht!
Durch zerriss'ne, schwarze Wolken
Zuckt die helle Wetterpracht.

Wißt ihr's, Wogen, die ihr donnernd
Aufwühlt und bestimmt den Strand:
Daß vereinzelt, ihr nur Tropfen,
Machtlos seid, und ungekannt? —

Wie in Millionen Körnlein
Sprüht und wirbelt auf der Sand — —
Bindet ihn nur durch Gesetze:
Allen Stürmen hält er Stand!

„Bildung! Bildung!" — Zeit für Bildung!
Zeit — und die Empfänglichkeit,
Die Ihr dann erst habt, wenn Hunger
Grimmig nicht nach Brod mehr schreit!

Ja! es werden Zeiten kommen,
Wo der Wohlstand Jedem lacht,
Und durch Bildung, und durch Freiheit
Menschen auch zu Menschen macht!

Divenow. 15. August 1871.

## Die „Demokratische Zeitung“ und die Partei.*)

Ein Rückblick und ein Mahnruf.

Es war im September 1866. Am Abend vor der Einzugsfeier der Truppen in Berlin. Summend und schwirrend wogte ein Menschenmeer Unter den Linden, der festlich geschmückten Siegesstraße, an deren Fertigstellung soeben die letzte Hand gelegt wurde. Flaggenstangen und Guirlanden — aufgeputzte Tribünen — erbeutete Kanonen — Transparente — Fahnen und Bilderschmuck. Die Massen freudig erregt, siegesfroh und siegesstolz; siegestrunken.

Verwundert mochten die Kronen der alten Linden rauschen, denn wie anders hatten sie die gleiche Straße gesehen; wie anders die gleiche Menschenmenge — — und wie kurze Zeit vorher!

Am 29. Januar desselben Jahres der Beschluß des Obertribunals, der die Redefreiheit der Abgeordneten in Frage stellte. Am 9. und 10. Februar die Debatten darüber im Abgeordnetenhause — die Reden Gneist's, Twesten's, Simson's und Waldeck's. Volksversammlungen in den größeren Städten der Monarchie, hier und dort polizeilich aufgelöst. Am 16. Februar im Abgeordnetenhaus die Debatte über das von der Regierung verhinderte Kölner Abgeordnetenfest. Und am 22. Februar eine königliche Botschaft, die ganz unerwartet den Schluß der Session auf den folgenden Tag verkündet, — und, um alle weiteren Beschlüsse unmöglich zu machen — eine zweite königliche Botschaft, die den Landtag augenblicklich bis dahin — bis zum 23. Februar — vertagt. Dann im März Seitens der Regierung: die wiederholte Nichtbestätigung der von den Stadtverordneten gewählten Stadträthe; und Seitens der Stadtverordneten: die wiederholte

*) Aus der „Demokratischen Zeitung“ vom 20.—24. Dezember 1871. Als Inserat abgedruckt in der „Volks-Zeitung vom 28. Dezember; in der „Vossischen Zeitung“ vom 30. Dezember.

Wiederwahl der von der Regierung nicht Bestätigten. Die Mißstimmung im ganzen Lande schließlich so groß, daß zum 22. März, dem Geburtstage des Königs, das Vorsteheramt der Kaufmannschaft von Königsberg beschließt, die übliche Ausflaggung und Illumination des Börsengebäudes diesmal zu unterlassen. Eine Untersuchung wird deshalb eingeleitet. — Am 4. Mai die Mobilmachungsordre. Am 6. Mai das Attentat Blind's auf Bismarck. — — Die Einberufung der Landwehr stößt auf Widerwillen und führt an vielen Orten zu Excessen Seitens der Einberufenen. Eine Reihe von Stadtverordneten-Versammlungen richtet Friedensadressen an den König. In Rheinland und Westphalen vereinigen sich 17 Handelskammern zu einem gleichen gemeinsamen Schritt. Friedenspetitionen, Volksversammlungen im ganzen Lande — —

„Diesem Ministerium keinen Groschen!"

Am 7. Juni beschließen die Stadtverordneten von Berlin, daß die Darlehnskassenscheine von den städtischen Kassen nicht angenommen werden dürfen, und machen den Magistrat für etwaigen Schaden bei Annahme derselben verantwortlich.

Am 9. Juni die Freisprechung Twesten's Seitens des Berliner Stadtgerichts und trotz des Obertribunalbeschlusses vom 29. Januar — — —

Und nun beginnt der Krieg. Und der Umschlag tritt ein. Schlag auf Schlag.

Am 29. Juni die ersten entscheidenden Siegesnachrichten in Berlin. Langensalza und die böhmischen Kämpfe. Zum ersten Mal, seit langer Zeit wieder, werden dem Könige in Berlin Ovationen gebracht. Zum ersten Male dem Herrn von Bismarck.

Auf den auswärtigen Schlachtfeldern folgt Sieg auf Sieg. Im Innern geht's rasch bergab.

Die Fluth der patriotischen Begeisterung steigt und steigt, und schwemmt fort all' das, was auf dem Grunde des Volkes mühsam erbaut war an politischer Gesinnung und an politischem Verständniß. Vergessen ist der Kampf um die Verfassungsrechte des Volkes; verleugnet werden die Kämpfer. Und — um ein damals gebrauchtes Wort hier zu wiederholen: — das Volk, das kaum ein zerrissenes Hemd auf dem Leibe hatte, um seine konstitutionellen

Gebrechen nothdürftig zu decken, — es jubelte über den blanken Kopfputz am neuen Helm.

Am 11. August hatte es die „Kölnische Zeitung" schon herausgebracht, daß der Streit um die Armee-Reorganisation auf einem bloßen Mißverständniß beruhe!

Es giebt eben nichts, der politischen und freiheitlichen Entwickelung eines Volkes, und dem Volkswohle selber, Gefährlicheres als militärischen Ruhm! —

— — —

Diese Erinnerungen waren es, die am Abend jenes 19. September 1866, am Abend vor der Einzugsfeier der Truppen in Berlin, rauschen mochten in den Kronen der alten Linden; — diese Erinnerungen waren es, die lebendig geworden waren in der Brust einer Handvoll Männer, die — es mochten im Ganzen ihrer Zwölf sein — sich mühsam und vereinzelt einen Weg bahnten durch das wogende Menschengedränge Unter den Linden.

In der Wohnung Johann Jacoby's, in der Dorotheenstraße, trafen sie zusammen.

Dort begründeten sie „Die Zukunft."

„Die Zukunft", die unter der Redaktion von Guido Weiß den wankenden Genossen ein kräftiges „Halt!" zurief, — ein: „Bis hierher und nicht weiter!" „Die Zukunft", die in der allgemeinen Fahnenflucht das Banner aufraffte, das die Anderen fallen gelassen, und das zersprengte Häuflein der übriggebliebenen Kämpfer wieder sammelte um dieses Banner, um das Banner der Demokratie:

„Daß die nationale Einigung des Volkes und die Machtentwicklung des Staates nur dann erstrebenswerthe Güter sind, wenn sie auf dem Boden innerer Freiheit und politischer Selbstbestimmung erwachsen." —

Die Ernüchterung fing an, dem Rausche zu folgen. Landbefruchtend durchsickerte wieder in tausend Bächen demokratische Lehre den Boden des Vaterlandes. Aller Orten ward das Banner der Demokratie wieder aufgepflanzt. Hier und dort erstand ein demokratisch Blättlein. —

Da kam ein neuer Trommelwirbel, lauter und gewaltiger als der erste, und warf Alles wieder über den Haufen.

Der berechtigte Patriotismus wandelte sich vielfach zu After-

patriotismus. Wuchernd schossen empor Nationalhaß, Blutgier, Eroberungssucht.

Wer hätte da noch einen Sinn gehabt für Menschenrechte; wer ein Verständniß für politische Freiheit!

Nur die extremen Parteien, der Kreuzzeitungsmann sowohl als der entschiedene Demokrat, blieben sich treu und wußten, was sie vom Gang der Ereignisse zu erhoffen, was zu befürchten hatten.

Alle übrigen Parteien schwankten in den Tagesströmungen hin und her, wie das Rohr im Winde.

Der Sturm aber lichtete auf's Neue die Reihen der Demokratie; — von den Wenigen blieben nur Einzelne. Außer diesen, — und das sei unvergessen und ein lehrreicher Wink für die politische Entwicklung der Zukunft: — waren es diesseits wie jenseits des Rheines nur vereinzelte Arbeitergruppen, die fest und nüchtern standen in dem allgemeinen Rausche.

Da kam — es war am 21. September 1870 — die Nachricht, daß Johann Jacoby am Tage vorher in Königsberg verhaftet sei und nach Lötzen transportirt werde. Mit ihm der Kaufmann Max Herbig. Verhaftet: weil unter ihrem Einfluß die Volkspartei in Königsberg „auf Grund des Selbstbestimmungsrechts der Völker, und im Interesse der Freiheit und des Friedens, protestirt hatte gegen jede gewaltsame Annexion französischen Ländergebietes." Verhaftet: „weil durch solche Demonstrationen in Deutschland die Franzosen in ihrem Widerstande nur ermuthigt würden."

Die Verhaftung der Braunschweiger Sozial-Demokraten; andere Verhaftungen, namentlich in Hannover und Schleswig-Holstein folgten. —

Nur 101 Mann fanden sich damals in Berlin zusammen, die den Muth hatten, ihren Namen unter eine öffentliche Erklärung zu setzen*), in welcher sie mit Jacoby gegen jede gewaltsame Annexion, und zugleich gegen die widerrechtliche Verhaftung Jacoby's und seiner Gefährten protestirten.

101 Mann in ganz Berlin! in derselben Stadt, deren Straßen einst — am 5. November 1848 — erglüht waren im Widerschein der Fackeln — zu Ehren Jacoby's —; in derselben Stadt, die

*) Siehe Seite 307.

jahrelang Johann Jacoby zu ihrem politischen Vertreter gehabt hatte; und deren Vertreter er zur Zeit seiner Verhaftung noch war.

„Die Wacht am Rhein", und das Zetergeschrei über die „vaterlandslose Demokratie" — Napoleon auf Wilhelmshöhe, und Johann Jacoby in Lötzen — das war eben die Signatur jener Zeit, und der erste Vorgeschmack von den Resultaten des siegreichen Krieges.

Verhaftet wurden jene 101 Mann in Berlin damals nicht. „Vaterlandslose Demokraten" aber waren sie doch; unwürdig der großen Zeit, in welcher sie lebten; reif für's Tollhaus. Schrieb doch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", als die „Indépendance Belge" von jener Erklärung Notiz genommen hatte, wörtlich:

„Auch wollen wir beiläufig bemerken, daß diese Erklärung nicht etwa in einem kleinen Dorfe, sondern zu Berlin erlassen ist, einer Stadt, die etwa 800,000 Einwohner zählt, unter denen sich bei der Volkszählung 700 Geisteskranke befanden, woraus sich ergiebt, daß die Herren Deklaranten, wenn man auch zu ihren Gunsten nur diese 700 Irrsinnige in Betracht ziehen wollte, doch noch in einer bedauerlichen Minorität sich befinden."

Worauf Guido Weiß mit Recht in der „Zukunft" bemerkte, daß die Unterzeichner sich nun wegen der etwaigen Folgen, die ihre Erklärung haben könne, keine Sorge mehr zu machen brauchten: — „sie könnten ja, bei der Sicherheit, die ihnen die volle Zurechnungslosigkeit gewähre, in aller Fröhlichkeit dem demnächstigen Besuche des Bezirksphysikus entgegen sehen."

Am 26. Oktober, nach fünfwöchentlicher Haft ward Jacoby, der bevorstehenden Landtagswahlen wegen, aus Lötzen entlassen.

Es folgten am 9. November die Urwahlen; am 16. die Landtagswahlen.

Ohne Aussicht auf Erfolg, aber unentmuthigt und unbeirrt — denn für sie war es eine Gewissenspflicht, und es galt ihre politische Ehre — ging die Demokratie in den Wahlkampf.

Für sie handelte es sich nur noch um einen einzigen Mann — um einen einzigen Sitz im Abgeordnetenhause, — und nur ein Feld war ihr geblieben — der 2. Berliner Landtagswahlkreis, die frühere Wählerschaft Jacoby's. —

Die Demokratie ist unterlegen.

Fortschrittler, Nationalliberale und Conservative — die Langerhans, Parisius, der Polizei-Präsident v. Wurmb, und Runge selbst, der langjährige Genosse Jacoby's — — wie Ein Mann stimmten sie für Runge, den Fortschrittler, und gegen Jacoby, den Demokraten.

Aber doch war sie nicht vergeblich gewesen, die Agitation. Wie manche alte demokratische Sympathie erwachte wieder, besonders im Volke; — ein fester Kern von 109 Wahlmännern: „Die Fraktion Jacoby", bildete sich; — — in der Vorwahl: 109 — 106; in den drei Wahlgängen der eigentlichen Wahl: 109 — 109 — 105; und bei der vier Wochen später, am 14. Dezember, stattfindenden Nachwahl: — 110 Mann. —

Und gewichtiger waren diese hartnäckigen Zahlen; größer war die Bedeutung dieser geschlagenen Minorität, als die Gegner zugeben wollten. Denn in erster Linie war die Niederlage Jacoby's das Resultat einer Klassenwahl: die siegreiche Majorität bestand hauptsächlich aus den Wahlmännern der ersten und zweiten Abtheilung. In der zweiten Abtheilung kam erst auf je 9 — und in der ersten Abtheilung gar erst auf je 36 Gegner Jacoby's — Ein „Jacobyt". In der dritten Abtheilung aber hatte noch jeder dritte Wahlmann für Jacoby gestimmt.

Und als es nun im März 1871 zur allgemeinen gleichen und direkten Reichstags-Wahl ging, und Johann Jacoby in sämmtlichen 6 Wahlkreisen aufgestellt ward, da war es — aus diesem Grunde — Johann Jacoby, der von allen in Berlin aufgestellten Kandidaten die meisten Stimmen erhielt. Aus den 101 Mann des September und Oktober, und den 109 Wahlmännern vom November waren bereits geworden:

— 6393 Stimmen für Jacoby. —

Die vergleichende Wahlberechnung ist vom Dr. Ernst Bruch im „Städtischen Jahrbuch" für 1871 aufgestellt worden. Darnach kamen 16¼ pCt. von der Gesammtsumme aller Stimmen auf Jacoby; die vereinigten Fortschrittler und Nationalliberalen zusammen hatten 65 pCt.; die Conservativen hatten 10½ pCt.; die Sozialdemokraten 5 pCt.; die Ultramontanen 1½ pCt. Zersplittert und ungültig waren 1¾ pCt.

Die erste Kraftanstrengung der Demokratie hatte demnach ein Resultat erzielt, immerhin schon ein Viertel so groß, als dasjenige beider herrschenden liberalen Parteien zusammengenommen. — — —

Um wieviel ungünstiger aber steht die Sache der Demokratie in Bezug auf ihre Vertretung in der Berliner Presse!

„Die Zukunft", nach dem Präsidenten von Salzwedell, „das ärgste Schandblatt der Monarchie"; sonst aber von Freund und Feind in der Journalistik anerkannt als das bestgeschriebene politische Blatt Deutschlands — „Die Zukunft" war nach vierjährigem Bestehen, Ende März 1871, eingegangen.

Die Mittel, das Blatt weiter erscheinen zu lassen, wären vorhanden gewesen.

Aber Guido Weiß, treu seinem Programm von 1866: „daß die Parteibildung aus den Parlamenten hinabsteigen müsse zum Volke, der Quelle aller Macht; daß sie im Volke selbst wieder Klarheit und Festigkeit der politischen Begriffe, Ehrlichkeit und Treue des politischen Glaubens schaffen müsse," — Guido Weiß trat freiwillig zurück, als er sah, daß durch die Gleichgültigkeit der Gebildeten der Leserkreis der „Zukunft„ sich nicht erweitere, und daß es dem Blatte nicht vergönnt sei, in die eigentlichen Schichten des Volkes zu dringen. Freiwillig ließ er „Die Zukunft" eingehen, um Platz und Veranlassung zur Begründung eines volksthümlichen, billigen demokratischen Blattes in Berlin zu schaffen.

So entstand die „Demokratische Zeitung".

Begründet durch freiwillige Beiträge von Parteigenossen, erscheint sie in Berlin seit 1. Oktober 1871.

Ein Organ der Demokratie — aber, sag' ich's gerad' heraus: — bis jetzt ohne Unterstützung Seitens der Partei.

Ueber 6000 Männer stimmten im März in Berlin für Jacoby. Kaum 2000 Abonnenten vermag die „Demokratische Zeitung" bis jetzt aufzuweisen.

Und wir nennen uns: Demokraten? — Wir wollen die Volksherrschaft? Wollen, daß „Demos", das Volk, anstatt beherrscht zu werden, selbst herrschen soll?

„Alles für das Volk! Alles durch das Volk!" lautet der demokratische Grundsatz.

Aber wer ist denn das Volk? Was thut denn das Volk?

Die paar Mann, die — allzeit voran — stets in der Bresche stehen, die brauchen eine „demokratische Zeitung" wahrlich nicht. Für sie ist es gleichgültig. Aber für die Massen, für die große Menge der einzelnen Parteigenossen ist es nicht gleichgültig, ob

sie einen inneren Halt, einen gemeinschaftlichen Sammelpunkt haben in dem Organ ihrer Partei, das den Ideen, welche sie erfüllt, öffentlich Ausdruck giebt; und das so jedem Einzelnen gestattet, als Partei, und mit der Partei, nach bestem Wissen und Gewissen, einzugreifen in die Tagesfragen.

Mögen diese Einzelnen, wenn sie durch ihre Lauheit und Gleichgültigkeit die „Demokratische Zeitung" haben eingehen lassen, dann zusehen, wie sie wieder zurückkehren zu den schmutzigen Klatschblättern oder zu den einst liberal gewesenen und jetzt fortschrittlich und nationalliberal verblaßten Blättern, die bei jedem Versuch, ihre hochtönenden Phrasen umzuwandeln in die geringste That, — die bei jedem ernstgemeinten demokratischen Verlangen zusammenzucken vor den Vorwürfen des eigenen Gewissens, — — — die uns verketzern und verhöhnen, weil wir fester, treuer, ehrlicher und entschiedener geblieben sind als sie selber.

Denn Alles vermag ein Fortschrittler zu verzeihen: nur das nicht, wenn Jemand entschiedener, demokratischer sein will als er selber.

„Wir sind auch Demokraten!" donnerte Löwe-Calbe auf einem Festmahl der Fortschrittspartei, als im Frühjahr 1871, zur Zeit der Reichstagswahlen, sich der „Demokratische Wahlverein" bildete.

Und die „Volks-Zeitung" sprach nur von den „sogenannten Demokraten", und behandelt heut die „Demokratische Zeitung", das Blatt, das Johann Jacoby's Richtung in Berlin vertritt, als „obscures" Blatt.

Und sie jubeln und triumphiren, „daß die „Demokratische Zeitung" keinen Anklang fände im Volke; daß die „schwindsüchtige Demokratische Zeitung" sich nicht erhalten könne." —

Uns ist es ja gleichgültig; und gleichgültig für die Sache ist es, ob Fortschrittler und Nationalliberale sich wieder ermannen und selbst für die Besserung unserer politischen Zustände sorgen; oder ob das zu thun uns Demokraten überlassen bleibt.

Wenn's nur überhaupt geschieht.

Bis dahin aber ist es dringend nothwendig, daß auch der äußerste linke Flügel der liberalen Partei in der Berliner Presse vertreten sei.

„La concurrence c'est l'âme du commerce!" ist in Frankreich eine beliebte Geschäfts-Devise, die man häufig auf den

Ladenschildern sieht. „Die Konkurrenz die Seele alles Geschäfts". —

So ist es denn auch die Konkurrenz, welche die paar Demokraten den Fortschrittlern machen, die diese zwingt, sich „Auch-Demokraten" zu nennen. Und wieder ist es diese Konkurrenz, die die Fortschrittler, welche den demokratischen Standpunkt bei jeder Gelegenheit verleugnen, zwingt, sich doch wenigstens des auch-demokratischen Standpunkts in etwas — und mitunter — zu erinnern.

Und weiter ist es die Konkurrenz, welche die einfache Existenz der „Demokratischen Zeitung", dieses „obscuren und schwindsüchtigen" Blattes, den fortschrittlichen und nationalliberalen Blättern macht, die diese letzteren zwingt, in manchen Fällen mit einer unverfälschten demokratischen Anschauung zu rechnen, welche sonst, — ohne die „Demokratische Zeitung" — in der Berliner Presse gar nicht laut geworden wäre.

Als der Abgeordnete Bebel im Reichstag die Redefreiheit zu vertheidigen hatte gegen den Präsidenten Simson; dieselbe Redefreiheit, für welche der Abgeordnete Simson noch im Februar 1866 so begeistert gesprochen; da war es in der Berliner Presse zuerst die „Demokratische Zeitung", welche entschieden eintrat für Bebel und gegen Simson; für Bebel, der, ganz abgesehen von seinem sozialistischen Standpunkt, in diesem Fall das Recht aller Minoritäten gewahrt hatte. Und gegen die Begründung dieses Urtheils ließ sich so wenig einwenden, daß alle liberalen Zeitungen, trotz ihres Hasses gegen Bebel und trotz ihrer Zärtlichkeit für Simson, gezwungen waren, dieses entschiedene Verdammungsurtheil der „Demokratischen Zeitung" zu berücksichtigen und sich mit ihm abzufinden.

Nahezu einstimmig ist das Verhalten Simson's von der liberalen Presse verurtheilt worden.

Es ist sehr fraglich, ob dies der Fall gewesen wäre — ohne die „Demokratische Zeitung".

Und wunderbarer Weise hat gerade dieses entschiedene Vorgehen der „Demokratischen Zeitung" für Bebel, und die nicht vornehm abweisende Haltung, welche die „Demokratische Zeitung" der sozialen Frage gegenüber einnimmt; manchen Leser verschnupft, daß er sich naserümpfend abwandte: „Ich will ein

Jacoby'sches, ein demokratisches Blatt; aber kein Bebelsches, kein sozialistisches!"

Beruht dieser Vorwurf aber nicht auf einem Vorurtheil? herrührend aus früherer Zeit? einem Vorurtheil, das Jeder, der sich zu demokratischen Grundsätzen bekennt, so schnell als möglich über Bord werfen sollte.

Wie lautet denn die betreffende Stelle in Jacoby's Rede vom 30. Januar 1868 über „das Ziel der deutschen Volkspartei"?

„Politische Reform und soziale Reform fordern und bedingen sich gegenseitig. Ohne Theilnahme des Arbeiterstandes keine dauernde Besserung der politischen Zustände, und — ohne Aenderung der politischen Zustände keine wirthschaftliche Besserung des Arbeiterstandes!"

„Und welche Lehre haben wir daraus zu ziehen?" fragt Jacoby weiter. Und er antwortet:

„Die demokratische Partei muß aufhören, eine blos politische Partei zu sein; muß die Umgestaltung der sozialen Mißverhältnisse, die Hebung der arbeitenden und nothleidenden Mitbürger sich zur Aufgabe machen, — sie muß im wahren Sinne des Wortes eine — Volkspartei werden."

Und ist denn das Wort des Fürsten Bismarck: „Der Parlamentarismus muß durch den Parlamentarismus zu Grunde gerichtet werden," schon so ganz vergessen?

Buchstäblich ist es ja in Erfüllung gegangen.

Wo soll denn da noch das Vertrauen herkommen zu den in die Brüche gegangenen, alten, abgestandenen Parteien mit ihren schaal gewordenen Phrasen?

Zu Kinderspiel herabgedrückt wird all' das von der Regierung begünstigte politische Scheingekämpfe dieser Parteien werden — durch die Eine soziale Frage.

Und sich an ihrer Lösung betheiligen, Fuß fassen für die Zukunft, kann nur, wer sich mit ihr beschäftigt.

Schlimm genug, daß die soziale Frage heutzutage für Viele noch ein Schreckgespenst ist, ein Popanz — und daß sie es vorziehen, wie der Vogel Strauß den Kopf in's Gebüsch zu stecken und die Augen zu schließen, um nur nichts zu sehen.

Schlimm genug, daß bei den Sozialisten die verschiedenen

Richtungen — und viele Wege führen ja nach Rom, — sich heutzutage noch in gehässigster, oft ekelhaft schmutziger Weise gegenseitig persönlich verdächtigen, anstatt die Differenzpunkte sachlich zu erörtern und womöglich auszugleichen.

Aber diese persönlichen Zwistigkeiten machen durchaus keinen nothwendigen Bestandtheil der sozialen Frage aus; und die Beschäftigung mit der sozialen Frage ist nun einmal zur Nothwendigkeit geworden, gleichviel, ob's dem Einen oder dem Andern gefällt oder nicht. — — — —

Ja! wenn es nun bei den Klagen über die sozialistische Haltung der „Demokratischen Zeitung" nur sein Bewenden hätte! Aber, du lieber Gott! was für Klagen anderer Art muß solch' ein armer Redakteur eines Parteiblattes nicht außerdem noch anhören. Und natürlicher Weise gerade von Denjenigen, die es mit ihm und dem Blatt am ehrlichsten meinen. Der Eine will Dies, der Andere will Jenes. Sie mögen ja auch Recht haben, der Eine und der Andere; — obwohl gewöhnlich gerade das, was dem Einen entschieden mißfällt, einem Anderen ganz ausnahmsweise behagt. Aber wenn ihnen neun Zehntel der Zeitung gefallen, und ein Zehntel gefällt ihnen nicht, — sollen sie dann dieses einen Zehntels wegen gleich das Kind mit dem Bade ausschütten, und sich mißmuthig abwenden?

Niemand kann's Allen Recht machen. Am wenigsten ein Redakteur.

Ein Vater ging mit seinem Sohn über Land. Sie führten einen Esel mit sich. Da kamen Leute vorbei und lachten: „Die haben einen Esel und laufen nebenher. Gott! sind das Esel!" Da meinte der Alte, die Leute hätten Recht, und setzte sich auf den Esel. Da kamen wieder Leute und die sagten: „Na, das ist doch zu stark! Der Kerl da reitet, und der arme Junge muß nebenher laufen. Gott! der arme Junge!" — Und der Alte stieg hinunter, und der Sohn hinauf. Da sagten die Vorübergehenden: „Nun seht einmal den verfluchten Bengel; setzt sich auf den Esel und läßt seinen alten Vater nebenher laufen! Gott! der arme, alte Mann!" Da sagte der Vater: „Schockschwerenoth!" und stieg wieder auf den Esel. Nun saßen sie Beide oben. Da kamen wieder Leute und die fingen an zu fluchen und zu schimpfen, und warfen mit Steinen nach ihnen: „Wollt Ihr wohl

herunter, Ihr Schindersknechte! Das ist doch zu arg! Nein, das arme Thier!" — —

— — — —

Aber mehr noch als unter den wohlwollenden Rathschlägen und unter dem Eifer der Parteigenossen, hat der Redakteur zu leiden unter der Gleichgültigkeit der Massen. Werden ihm doch nur die Wenigen lästig, die ein Interesse an der Sache haben. Bei weitem die Meisten lassen von sich weder etwas hören noch sehen.

Konfiskationen — Preßprozesse — Geld- und Gefängnißstrafen — was geht es sie denn an. Das ist Sache des Redakteurs — das gehört nun einmal so zum „Geschäft." -- Unterstützung des Blattes durch Abonnement — „Auf das Eine Exemplar wird's ja nicht ankommen!" Unterstützung durch Zuwendung von Inseraten — „Es lesen ja bis jetzt zu Wenige die „Demokratische Zeitung."

Das eben ist's. Auf das Eine Exemplar kommt es wohl an. Und wenn das nicht besser wird, und die Parteigenossen nicht ein regeres Interesse entwickeln als bisher, so geht die „Demokratische Zeitung" an diesem Einen Exemplar zu Grunde.

Mag Keiner sich nachher, wenn es zu spät ist, damit entschuldigen, er hätte es nicht gewußt.

Einzig und allein auf das Eine Exemplar kommt es an und darauf, ob der Einzelne auf dieses Eine Exemplar abonnirt oder nicht.

Etwas über 5000 Thlr. sind durch die Parteigenossen für die „Demokratische Zeitung" aufgebracht worden. Diese Summe ist so ziemlich verausgabt für die Begründung des Blattes, für die Erhaltung desselben im ersten Quartal und für die nothwendige Agitation. Der Abonnementspreis beträgt für Berlin 1 Thlr. 3 Sgr. vierteljährlich. 10 Silbergroschen gehen davon ab für den Spediteur; nahezu 6 Silbergroschen für die Stempelsteuer; 9 Pfennige für die Expedition, — rund also 17 Silbergroschen. Bleibt Netto-Einnahme vierteljährlich 16 Sgr. Für $5\frac{1}{2}$ Sgr. muß das Blatt also monatlich geliefert werden. Bei der gegenwärtigen Auflage von 2000 Exemplaren war täglich ein Zuschuß von 30 Thlrn. nöthig. Ohne wesentliche Mehrkosten lassen sich

dafür aber auch 6—7000 Exemplare herstellen. Bei einer Auflage in dieser Höhe kommt das Blatt auf die Kosten.

Wenn also die 6393 Mann, die im März für Jacoby gestimmt haben, jetzt auf die „Demokratische Zeitung" abonniren, so ist deren Bestand gesichert.

Da in der bisherigen Weise der tägliche Zuschuß von 30 Thlrn. für das nächstfolgende Quartal nicht aufzubringen war, so hat sich das Begründungs-Comité aufgelöst, und der Redakteur, Hr. C. Lübeck hat es übernommen, auf seine Rechnung und Gefahr die „Demokratische Zeitung" weiter erscheinen zu lassen.

Für den Fall sich 10—12 wohlhabende Parteigenossen finden, die auf Grund des Jacoby'schen Programms die „Demokratische Zeitung" erwerben wollen, indem sie für das Jahr 1872 jeder einen Zuschuß, nöthigenfalls bis zur Höhe von 1000 Thlr., garantiren; hat sich Herr Lübeck verpflichtet, dieser Genossenschaft das Eigenthumsrecht der „Demokratischen Zeitung" sofort wieder zu übertragen.

Wenn diese Genossenschaft sich nicht bildet, will es Herr Lübeck auf eigene Hand versuchen.

So lange es eben geht. —

Es fragt sich nun: Ist die „Demokratische Zeitung" das Organ der Demokratischen Partei in Berlin?

Oder: bildet sich die „Demokratische Zeitung" nur ein, das Organ einer Partei zu sein, die in Wirklichkeit gegenwärtig gar nicht existirt?

Im ersteren Fall: also wenn die „Demokratische Zeitung" das Organ der Demokratischen Partei ist, dann hat die Partei die Pflicht, und muß die Mittel haben, die „Demokratische Zeitung" so lange zu erhalten, bis diese auf eigenen Füßen stehen kann; mindestens so lange, um bei den in den Jahren 1873 und 1874 bevorstehenden Wahlen als Demokratische Partei sich Geltung verschaffen zu können. Dann — bei genügenden Mitteln — werden sich auch alle die einzelnen Wünsche befriedigen, und alle die verschiedenen Ursachen zu Klagen beseitigen lassen.

Im zweiten Fall: wenn die „Demokratische Zeitung" sich nur einbildet, das Organ einer Partei zu sein, und diese Partei in Wirklichkeit gegenwärtig gar nicht existirt — — dann

kann die „Demokratische Zeitung" nichts Besseres thun, als schleunigst vom Schauplatz zu verschwinden.

Einfacher noch läßt sich die Frage so stellen:

Existirt gegenwärtig in Berlin eine Demokratische Partei — oder existirt sie nicht? — Ja oder Nein! —

Jeder Einzelne hat darauf zu antworten, der bei der letzten Wahl für Johann Jacoby gestimmt hat, oder der es bei der nächsten Wahl thun würde.

„Von denen, die mit „Ja" antworten, verlangt die „Demokratische Zeitung" Unterstützung.

Voll und ganz.

Also von Denen, die Geld haben: in erster Linie — Geld. Von den Anderen: Thätigkeit.

Auch Thätigkeit ist Geld; Abonnenten sind Geld; Inserate sind Geld.

Also: eigenes Abonnement, Zuwendung von stets neuen Abonnenten, Beschaffung von Inseraten.

Nicht Jeder vermag öffentlich zu sprechen; nicht in Jedes Geschmack liegt es, öffentlich zu agitiren.

Aber Jedermann, der eine feste politische Ueberzeugung hat, vermag im gewöhnlichen Alltagsleben etwas für seine Ueberzeugung zu thun, indem er dem Blatt, das seinen politischen Ansichten entspricht, neue Abonnenten gewinnt, indem er der „Demokratischen Zeitung" neue Leser zuführt. Unablässig. Einen nach dem Andern.

Und er wird, der nachhaltigeren Wirkung wegen, die eine täglich erscheinende Zeitung erzielt, mehr für die Sache gethan haben als der beste Agitator mit der besten Rede.

In politisch erregten, in revolutionären Zeiten, da mag das Wort des Redners genügen, um die Lawine zu Fall zu bringen. In Tagen politischer Abspannung und Erschlaffung, in Tagen vollkommenster politischer Gleichgültigkeit, in Tagen des Katzenjammers, der nothwendig dem unnatürlichen Siegesrausche folgen muß, — da genügt das nicht. Da mag es dem Redner vielleicht gelingen, durch seine eigene Begeisterung seine Zuhörer mithinzureißen — mithinzureißen zu einem Vorsatz — einem Entschluß — — der, mag er auch noch so ernst gemeint sein im Augenblick der Erregung — am nächsten, nüchternen Morgen spurlos vergessen — oder gar unbequem, lästig geworden ist.

Nüchterne Zeiten verlangen nüchterne, anhaltende Thätigkeit.

Sorge, unabläſſige Sorge des Einzelnen für die Verbreitung des Partei-Organs.

Da muß ein jeder Einzelne ſinnen, wen von ſeinen Bekannten er veranlaſſen kann, auf die „Demokratiſche Zeitung" zu abonniren.

Er muß es ſich zur Ehrenpflicht machen, monatlich, ja wöchentlich, mindeſtens einen neuen Abonnenten zu gewinnen.

Er muß ſich mit ſeinem Zeitungs-Spediteur in Verbindung ſetzen: was wohl für weitere Verbreitung ſeines Partei-Organs zu thun ſei.

Er muß in den Konditoreien, den Cafés, den Reſtaurationen — genug: in all' den Kneipen, die er beſucht, darnach ſehen, daß auch die „Demokratiſche Zeitung" ausliege. Iſt dies nicht der Fall, ſo muß er den Wirth auffordern, darauf zu abonniren. Thut das der Wirth nicht, ſo muß er es ſelber thun, indem er durch ſeinen Spediteur dem betreffenden Lokal die Zeitung zuſtellen läßt. Mindeſtens einen Monat lang, bis ſich das Publikum daran gewöhnt hat und ſpäter ſelbſt darnach fragt.

Er muß die „Demokratiſche Zeitung" auf der Straße aufkaufen und ſie in öffentlichen Lokalen liegen laſſen, — — — genug: er muß durch künſtliche Mittel ſo lange nachhelfen, bis das Publikum an die Zeitung gewöhnt iſt, und bis die „Demokratiſche Zeitung" ſich einen ausreichenden Leſerkreis erworben hat.

Wer ſich deſſen ſchämt, einer Parteipflicht zu genügen, der ſoll ſich durch Geldbeiträge abfinden, oder überhaupt darauf verzichten, ſich zur demokratiſchen Partei zu rechnen.

Jeder Einzelne muß weiter dafür ſorgen, daß der „Demokratiſchen Zeitung" Inſerate zugewandt werden. Einmal, indem er ſelbſt inſeriren läßt oder Bekannte dazu auffordert; dann, indem er die in der „Demokratiſchen Zeitung" ſtehenden Inſerate nach Kräften berückſichtigt.

Heutzutage läßt kaum ein Geſchäftsmann in der „Demokratiſchen Zeitung" inſeriren. Sie iſt ihm zu wenig verbreitet; er bekommt ſie ſelten oder gar nicht zu Geſicht; er ſtößt ſich vielleicht auch an dem Namen, — genug: ſie iſt noch nicht an der Mode; ſie hat noch keine Auflage. Und dagegen helfen die ſchönſten Verſicherungen nichts.

All' das aber fällt von ſelbſt fort, ſobald die Parteigenoſſen

ihre Schuldigkeit in Bezug auf die Gewinnung von neuen Abonnenten thun, und die Auflage sich dadurch steigert. In dem Augenblick, wo man in jedem Lokal, und überall, allüberall auf die „Demokratische Zeitung" stößt, hat der Name auch für den furchtsamsten Geschäftsmann nichts Erschreckliches mehr.

Eine Zeitung bedarf aber zu ihrer Existenz zahlreicher Inserate. Sie kann jedoch nur dann auf dieselben rechnen, und sich dieselben dauernd erhalten, wenn diese Inserate sich den Inserenten auch wirklich nutzbringend erweisen.

Vom rein geschäftlichen Standpunkt aus müssen also die in der „Demokratischen Zeitung" stehenden Inserate Seitens der Parteigenossen ganz besonders berücksichtigt werden. Wenn das in der Geschäftswelt gemerkt wird, so werden sich schon Geschäftsleute finden, die unbeschadet der politischen Parteistellung, die sie etwa einnehmen mögen, und rein vom geschäftlichen Standpunkte aus, diese günstige Gelegenheit benutzen, und ihre Inserate auch der „Demokratischen Zeitung" zuwenden. Und auch die Hoflieferanten. „Dem Gelde riecht man's ja nicht an." Und auch nicht erst später, wenn die Auflage der „Demokratischen Zeitung" gestiegen ist; denn dann kommen die Inserate ganz von selber, — nein, jetzt schon, und trotz der gegenwärtig noch so geringen Auflage der Zeitung.

Es ist seltsam: Sonst schreit Jedermann über die erdrückende Konkurrenz. Wenn sich's aber darum handelt, inseriren zu lassen, da sucht Jeder freiwillig diese Konkurrenz auf; da schafft Jeder sie sich selbst. Da wählt der Geschäftsmann ein Blatt mit einem großen Leserkreis, das naturgemäß auch viele Inserate hat, und in welchem das einzelne Inserat — also auch das seinige — erdrückt wird von der Masse der übrigen; er wählt also ein Blatt, das so viele Anzeigen hat, daß eine einzelne, wenn er nicht ganz bedeutende Kosten daran wenden will, gar nicht mehr auffällt.

Wählte er dagegen ein Blatt mit einer geringeren Auflage, so hat er freilich einen viel kleineren Leserkreis, — meinetwegen nur den zehnten Theil von dem des größeren Blattes. Da aber das Blatt mit der geringen Auflage so gut wie gar keine Inserate hat, so fällt jede einzelne Anzeige jedem einzelnen Leser in die Augen. Und dazu kommt, daß der Insertionspreis mit der Höhe der Auflage steigt; daß der Geschäftsmann demnach bei dem geringeren Preis, den er in dem kleineren Blatt zahlt, für das gleiche Geld kann öfter inseriren lassen.

Und namentlich bei der „Demokratischen Zeitung" kommt weiter der Umstand hinzu: Die Freunde des Blattes wissen, daß das Blatt zu seiner Existenz der Inserate bedarf, und daß sie die Inserate berücksichtigen müssen, wenn die Geschäftsleute ein Interesse haben sollen, weiter in der „Demokratischen Zeitung" inseriren zu lassen.

Es kommt meiner Seel' nur auf den Versuch an. Hat ein Geschäftsmann 3 oder 4 Mal in der „Demokratischen Zeitung" inserirt, und er spürt keinen Erfolg, so soll er auch das glattweg in's Blatt setzen — — — und es wird helfen! — — —

Das also war's, was die „Demokratische Zeitung" von den Parteigenossen verlangt: 1) Geld, 2) Eigenes Abonnement, 3) Gewinnung von stets neuen Abonnenten, 4) Beschaffung von Inseraten.

All' das, was der Kapitalist, der als Zeitungsverleger ein Geschäft mit einer Zeitung machen will, bei Begründung derselben durch bezahlte Kräfte thun läßt zur Reklame und für die Verbreitung des Blattes; das muß bei der „Demokratischen Zeitung" ersetzt werden durch die freiwillige Thätigkeit der Parteigenossen.

Wenn so jeder Einzelne seine Schuldigkeit thut, dann ist's schon gut.

Noch besser ist es aber, wenn die Parteigenossen sich zu einer planmäßigen Organisation vereinigen und eine Vertrauensmannskörperschaft bilden, die, über ganz Berlin vertheilt, in jedem Stadtbezirk oder Wahlbezirk, einen Obmann hat, dem sich in seinem Revier wieder so und so viele Parteigenossen zur Verfügung stellen. Bei einer solchen Organisation ist ein Erschlaffen des Einzelnen weniger zu befürchten, da bei den öfteren Zusammenkünften der Austausch der Meinungen und die gegenseitige Mittheilung über die erzielten Resultate stets ein Sporn zu neuer Thätigkeit ist.

Der „Demokratische Verein" zu Berlin, unterstützt von Mitgliedern des „Demokratischen Arbeiter-Vereins", ist gegenwärtig bemüht, eine solche Organisation in's Leben zu rufen.

Dort kann Jeder derselben beitreten. — — —

Ob Viele sich bereit finden werden zu so gemeinsamer Thätigkeit?

Ob die Zeit günstig ist solchem Thun?

Es wäre thöricht, sich darüber Illusionen zu machen.

Um so wichtiger aber ist es, daß die Wenigen, die es unternehmen wollen, sofort daran gehen.

Denn die Menge ist noch nicht wieder geneigt zu ernster, nüchterner, politischer Arbeit.

Auf den Schwertknauf ist die Gegenwart gestellt. Und anstatt uns den erwarteten Fortschritt zu bringen; anstatt uns zu dem geträumten „Rechtsstaat" zu führen, hat uns die soviel gepriesene politische Entwicklung unserer Tage zurückgeschleudert in die längst vergessen geglaubten Zeiten des Faustrechts, des Haudegenthums.

Schlachtenglück — — rollend Rad — zerbrechlich' Glas.

Statt den Beruf des Staates darin zu sehen: nach Kräften zu sorgen für das Wohlbefinden Aller, — „für das Huhn im Topfe" —; statt vom kleineren Kreise aus — innerhalb der Gemeinde — damit zu beginnen: für die Interessen jedes Einzelnen zu sorgen, und jeden Einzelnen selbst dafür sorgen zu lassen — — „kommunale Selbstverwaltung" nennen's die Thronreden, und behaupten von ihr: „daß sie in erfreulich fortschreitender Entwicklung begriffen sei," — — statt all' dessen sind wir zurückgekehrt zur sogenannten „hohen Politik," zu den Zeiten der vollkommensten politischen Kindheit, wo wir — willenlos in den Händen weniger Mächtigen — Kindern gleich, abwarten müssen, was uns die Großen bescheeren werden; wo wir von nichts als von „Russen, Oesterreichern, Franzosen" träumen, und unwillkürlich den Begriff von — Bleisoldaten damit verbinden.

Und diese Zeit ewiger Kriegsbereitschaft, beständiger Kriege, sie wird so lange währen, bis, nach neuen Strömen vergossenen Blutes, endlich einmal der Sieger darauf verzichtet „als Friedensgarantie" — Eroberungen zu machen; bis die Völker selbst die Entscheidung darüber haben werden: ob Krieg, ob Frieden sein soll; bis eine neue Generation herangewachsen sein wird, die, ohne Verständniß für unsere Begriffe von „Ruhm und Größe," verwundert den Kopf schütteln wird über den Wahnwitz unserer Zeit. — —

Wird jene Zeit aber kommen — ohne tüchtige, ehrliche Arbeit der Klarersehenden, der bewußter politisch Denkenden im Volke?

Ohne mühsamen, gewissenhaften Aufbau wieder vom Grunde auf? — — —

Und nun zum Schluß.

Ich verlange, daß Jeder, der mit diesen Ausführungen einverstanden ist, auch herantrete und etwas thue für seine Ueberzeugung und zur Herbeiführung jener besseren Zeiten.

Vorläufig also: — und lächerlich klein und gering erscheint es — daß er etwas thue für das Partei-Organ.

Erstens also: daß er sofort auf die „Demokratische Zeitung" abonnire. Und womöglich gleich für das ganze nächste Vierteljahr.

Zweitens: daß er in der angeregten Weise unablässig thätig sei für die Verbreitung der „Demokratischen Zeitung."

Drittens verlange ich von Jedem, der es vermag: Geld. Womöglich viel Geld. Geld zu einem Preßfonds für die „Demokratische Zeitung."

Ich eröffne die Liste, indem ich auf's Neue einen Beitrag von 500 Thalern zeichne.

Wer zu diesem „Preßfonds für die „Demokratische Zeitung" beitragen will, der wird gebeten, seine Geldsendung direkt an den Redakteur Herrn C. Lübeck, Berlin, Elisabethstraße 15*), zu adressiren. Derselbe wird in der „Demokratischen Zeitung" über den Empfang quittiren.

Nur Eins: Thue Jeder das, was er thun will, sofort.

Wer es auf die lange Bank schiebt, der ist schon auf dem besten Wege, überhaupt Nichts zu thun. —

Es ist ein letzter Versuch, den ich da mache.

Ein offenes, ehrliches Wort, — im Interesse der demokratischen Partei; eine Probe auf die Existenz und die Lebensfähigkeit derselben in der Gegenwart; — eine Probe auf die Ehrlichkeit der politischen Ueberzeugung jedes Einzelnen.

Vielleicht ist's eine fixe Idee.

Aber auch in diesem Fall würde ich den vollkommensten Mißerfolg zu tragen wissen.

Ich bin zu sehr gewohnt, in der Minorität zu stehen, um mich Illusionen hinzugeben.

Für mich handelt es sich auch bei diesem erneuten, öffentlichen

---

*) Jetzt: Centralstraße 5.

Vorgehen nur um einfache Pflichterfüllung. Ich selbst brauche — für mich — das beruhigende Bewußtsein, auch in diesem Fall all das, was in meinen Kräften stand, — auch in diesem Fall: meine Schuldigkeit gethan zu haben.

Wenn mein Mahnruf keinen Widerhall findet in der demokratischen Partei; wenn es ein vergebliches Bemühen ist, politisches Verständniß zu suchen in unpolitischen Zeiten; wenn auch im politischen Leben der Wille eines Einzelnen, und das gesammte, bewußte Wollen einer Vereinigung Gleichgesinnter nichts vermag; wenn es auch in der politischen Entwickelung Zeitströmungen giebt, denen man sich fügen muß — Fluth und Ebbe — und unberechenbar elementare Gewalten, wie: Wind und Wetter, Sonnenschein und Regen; wenn Alles still und todt bleibt ringsumher, — und wenn es durchaus nicht vorwärts will, und die Segel schlaff herniederhangen und kein Lüftchen sich regt — — dann wär's doch eine Thorheit von einem Einzelnen, wenn er sich abmühte — um in die Segel zu blasen. — — —

Und damit Basta.

Ich hab' meine Schuldigkeit gethan. — Thue Jeder die seinige. Dann wird Keiner in die Lage kommen, sich jemals darauf berufen zu müssen.

Berlin, Dezember 1871.

William Spindler.

---

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.

Fre

Spindler, William

Allerlei-Gereimtes und Ungereimtes

Berlin 1873